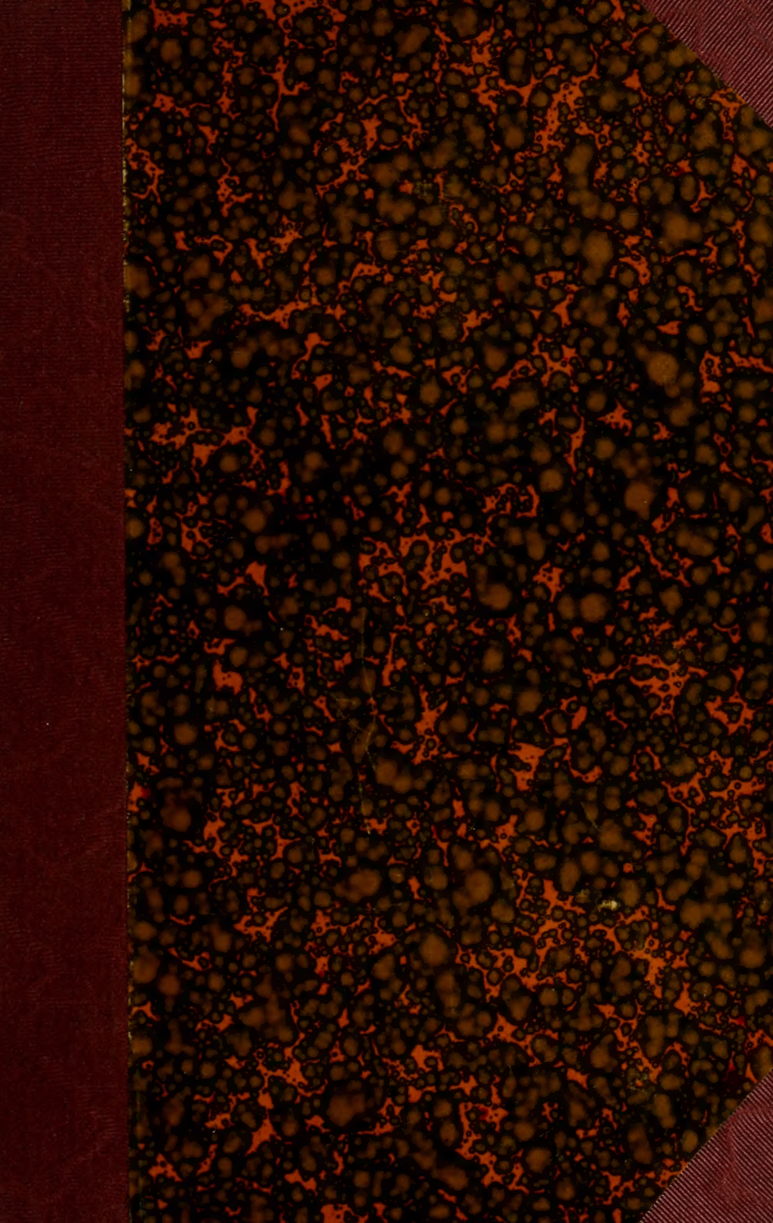



R
W

Binnen der rothen Tonne.

Zweiter Band.

Neue belletristische Werke
sehr beliebter deutscher Schriftsteller

aus dem Verlage von **Otto Janke** in **Berlin**,
welche durch jede Buchhandlung zu beziehen und in jeder guten Leihbibliothek vorräthig zu finden sind:

Baudissin, Graf Ulrich, Ein pseudonymer Hauslehrer. Roman. 4 Bde. Geh. 5 Thlr.

Hoefer, Edmund, Altermann Ryke. Eine Geschichte aus dem Jahre 1806. 4 Bände. Geh. 6 Thlr.

Maltitz, A. von, Altadelige Haus,- Hof- und Familien-Geschichten. Roman. Erste Abth.: Die von Vahsel. 4 Bde. Geh. 5 Thlr.

Mand, J. E., Lieutenantsleben. Bilder aus dem modernen socialen Leben. Geh. 1 Thlr.

Möllhausen, Balduin, Reliquien. Erzählungen und Schilderungen aus dem westlichen Nordamerika. 3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Müller, Otto, (Verfasser der Charlotte Ackermann, Klosterhof etc.) Erzählungen und Charakterbilder. 3 Bde. Geh. 4 Thlr.

Pasqué, Ernst, Das Griesheimer Haus. Eine Jagd-, Wald- und Spuck-Geschichte. 2 Bde. Geh. 2 Thlr.

Raabe, Wilh., Der Hungerpastor. Roman. 3 Bde. Geh. 3 Thlr.

Rahel, In Banden frei. Roman. 3 Bde. Geh. 3 Thlr.

Schmid, Herman, (Verf. des Kanzler von Tyrol, u. A.) Almenrausch und Edelweiß. Erzählungen aus dem Bayrischen Hochgebirge. Geh. 1 Thlr.

Schmid, Herman, Erzählungen aus Oberbayern. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Schwartz, Marie Sophie, Gold und Name. 3 Bde. Geh. 3 Thlr.

Schwartz, Marie Sophie, Jugenderinnerungen. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Smidt, Heinrich, Jan Blaufink. Ein Hamburger Roman mit einer Vorgeschichte: Die Comödie des Pfarrers. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Spielhagen, Fr., Problematische Naturen. Roman. Zweite neu durchgesehene und wohlfeile Auflage. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Spielhagen, Fr., Durch Nacht zum Licht. Roman. Zweite neu durchgesehene und wohlfeile Auflage Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Binnen

der rothen Tonne.

Novellenbuch der Nieder-Elbe.

Von

Heinrich Smidt.

Zweiter Band.

Berlin, 1865.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt des zweiten Bandes.

Das Kind des Feuerschiffs.

Das Kind des Feuerschiffs.

Das Schiff, welches aus See kommt, steuert an einer ganzen Reihe von Lichtern vorüber. Mittags hat es den brandrothen Felsen von Helgoland in der Richtung von seinem Backbords-Krahnbalken. Abends sieht man über den Spiegel weg sein silberfarbenes Licht. Nach diesem blitzt die Lampe des ersten Feuerschiffes vor ihm auf und hat es diese hinter sich, sieht es die des zweiten und die erleuchteten Kuppeln des großen und kleinen Feuerthurmes von Neuwerk. Und kaum ist das dritte Feuerschiff aufgesegelt, als auch schon die Strahlenkuppel des Leuchtthurms von Cuxhaven ihm entgegen blitzt.

Behaglich steuert es sich an allen diesen Lichtern in lauen Sommernächten vorüber. Aber anders ist es zur Herbsteszeit, wenn der Himmel sich grau überzieht, wenn sich am Morgen nicht die Robben auf dem weißen Rücken der Sande sonnen, wenn die Tummler, den nahen Sturm witternd, in überstürzen-

der Haft aus der Tiefe tauchen und wieder verschwinden. Es sind die Tage, wo die Nordsee die weißgeränderten Wellen brandend und tosend über Vogelsand und Scharhörn sendet, einer Schafheerde gleichend, deren Brüllen man eine Meile weit hört.

Der Dienst auf den Feuerschiffen ist einförmich und beschwerlich zugleich. Wenn irgend im Frühjahr das Wasser offen ist, müssen sie hinaus und dürfen nicht zurück, bis der scharf eintretende Winter einen längeren Aufenthalt geradezu unmöglich macht. Nur wenn einmal die Mannschaft abgelöst wird, oder man ihnen Proviant und Mundvorrath zuführt, ist auf einen Verkehr mit der Außenwelt zu rechnen; sonst sind sie auf den engen Raum ihrer Decke und ihrer Cajüten beschränkt.

Eigenthümlich-seltsame Lage. Jahr aus, Jahr ein segeln, ohne Unterbrechung, Schiffe von allen Größen und Formen an ihnen vorüber: das bescheidene Küstenfahrzeug, welches nach der nächsten Frieseninsel steuert, sowie die Fregatte, welche ihren Cours nach der japanischen See setzt. Hunderte kommen aus der weitesten Ferne und brausen stromauf der lange entbehrten Heimath zu. Sie liegen fest vor ihren Ankern. Man hat sie feuerroth angestrichen, damit sie weithin sichtbar sind. Die Flagge von der Gaffel,

die Lampe vom Topp, ihren Lichtglanz den Scheidenden als letzten Gruß nachsendend, den Kommenden ein leuchtender Empfang.

Der Commandant des Feuerschiffs gebietet nur über einen kleinen Raum; aber er weiß sich in seinem Ansehn so gut zu behaupten, als der Capitain eines Dreideckers. Der Steuerbord des Halbdecks ist sein alleiniger unbestrittener Platz. Seine Befehle sind kurz und gemessen und erst, wenn der Abend kommt, wo die Lampe nicht nur am großen Maste, sondern auch in der anheimelnden Kajüte ihr mildes Licht verbreitet, mag gegen Diesen oder Jenen von der Besatzung ein herablassender Ton angeschlagen werden. Sonst geht der Dienst am Bord regelmäßig vor sich, wie der Lauf einer Uhr, und jedes Abweichen von der vorgeschriebenen Ordnung gilt für ein Verbrechen, denn die Fehler der Feuerschiffe werden von den aus- und eingehenden Seglern gebüßt.

Am Bord des Feuerschiffes Nummer Zwei, das zwischen der Bank von Scharhörn und der Insel Neuwerk seinen Ankerplatz hat, war im Zwischendeck, wo sich der Lampenraum befindet, gegen den Abend hin eine vorübergehende Bewegung. Der Lampenwärter Clemens, dem dieser Theil des Dienstes oblag, putzte die Spiegelscheiben seiner Leuchte und der Leicht-

matrose, der zugleich die Geschäfte eines Kochs versah, schleppte die Oelkanne herbei. Die Mannschaft hatte ihm wegen seines Küchenamtes den Beinamen Löffel gegeben. Er nahm ihn gern hin, denn er wußte seinen Löffel zu handhaben und damit Jedem zuzutheilen, was er ihm gönnte.

„Werden brummen allesammt heute Abend!“ sagte Löffel, die Oelkanne hinreichend.

„Warum?“ fragte Clemens, ohne sich stören zu lassen. Er hieß bei dem Volke der Docht, weil er lang und dünne wie dieser war.

„Weil ich nur die halbe Ration aufschüsseln kann,“ sagte Löffel. „Der Proviant sollte schon gestern kommen und ist heute noch nicht da.“

„So kommt er morgen vielleicht!“ entgegnete Clemens gelassen.

„Vielleicht! — damit fülle ich keinen leeren Magen.“

„So stopfe damit Dein loses Maul!“ sagte Clemens rasch und setzte begütigend hinzu:

„Vielleicht giebt es auch ein paar rechtschaffene Böen und der Capitain accordirt ein Glas extra. Meinen Antheil will ich Dir gönnen. Habe mir ein halbes Pfund Zwieback gespart; das reicht. Hilf mir nun das Licht nach oben. Es ist die höchste Zeit.“

Die Geschäfte waren gethan. Die erwarteten

Böen waren nicht gekommen, aber das Extraglas hatte sich gefunden und als es geleert war, flog ein rasch vorübergehendes Geläut über das Deck hin. Alles, was am Bord athmete, sammelte sich um den großen Mast mit entblößtem Haupte. Der Capitain trat in die Mitte und sprach, den Hut abnehmend:

„Allstunds beginnt die Nacht,
Allseits habt gute Wacht!
Dies ist mein Gebet:
Laßt leuchten des Lichtes Schein,
So werden wir wohl behütet sein.
Das walte Gott!"

Er bedeckte darauf sein Haupt und rief mit heller Stimme:

„Zur Koje, wer keine Wache hat, und gute Rüst!"

„Gute Wacht!" entgegneten die Männer, welche nicht den Dienst hatten, und krochen unter Deck.

„Gute Rüst!" riefen die Zurückbleibenden ihnen nach und Jeder derselben trat an seinen Posten.

Clemens sah über die Schanzkleidung weg in den vorüberbrausenden Strom. Die Fluth setzte mächtig ein und brachte ein leises Zittern durch das ganze Schiff hervor.

Löffel näherte sich ihm und berührte seine Schulter mit dem Finger:

„Woran denkst Du, Docht?"

Clemens wandte sich um und sagte gelassen:

„Solltest mich nicht bei meinem Spitznamen nennen. Ich bin älter als Du und es ist wider den Respect."

Der Leichtmatrose und Küchendespot zog sich betreten zurück. Clemens hielt ihn am Arm, indem er sagte:

„Weiß, daß Du Abends gerne ein paar Züge thust. Mit mir hat es nicht noth, und ich habe Dir meine Pfeife gestopft mit dem Reste, der noch übrig ist. Da! Nun will ich Dir Feuer schlagen."

„Clemens, Du bist der beste Kerl von der Welt!" platzte Löffel heraus. Aber die Pfeife hielt er fest.

„Da hast Du das Feuer. Meine Zunderbüchse hält noch gut aus. Und während Du rauchst, sollst Du auch wissen, woran ich vorhin dachte."

Sie setzten sich neben einander auf die Reserve-Rundhölzer und Clemens fuhr fort:

„Mein Gedanke ist die Anna. Bei Tage tanzt sie mir vor den Augen herum und des Nachts träumt mir, daß sie mit lachenden Augen in der Wiege liegt, wie ich sie das erste Mal sah. Ihre Mutter hieß auch Anna und war meine Liebste. Ich machte eine Reise nach Ostindien und wollte sie heirathen, wenn ich wieder kam. Unterdessen hatte ein Taugenichts sie verführt und in Schimpf und Schanden sitzen

lassen. Sie hatte groß gethan mit dem vornehmen Liebsten und darum wollte Keiner etwas von ihr wissen, nachdem sie in's Elend gerathen war. Als ich nach Hause kam, lag sie im Sterben und ließ mich um Gotteswillen bitten, sie in ihrer Noth nicht zu verlassen. Ich ging hin und drückte ihr die Augen zu. „Stirb in Frieden, Anna!" sagte ich. „Und für die kleine Anna will ich sorgen — als ein redlicher Kerl!" Das Wort habe ich gehalten. Und weil ich nun vom Frühjahr ab, bis wir in die Winterlage gehen, hier draußen liege und das arme Kind Monate lang nicht sehe, denke ich immer an sie und wünsche ihr alles Wohlergehen und daß die Sünde der Mutter nicht auf das arme Kind falle."

„So lange ich da bin," fuhr er nach einer Pause fort, während Löffel starke Züge aus seiner Pfeife that, „soll es ihr an Nichts fehlen. Ich brauche wenig und alles Uebrige ist für sie, um ihrer Mutter willen. Aber wenn ich einmal von dannen muß . . ."

„Dann sind noch Andere da!" platzte Löffel heraus, indem er eine Dampfwolke von sich blies.

Clemens sah ihn an und sagte: „Die Anna ist wohl noch ein Kind und Du bist auch noch ein halbgrüner Junge. Aber wenn Du mit der Zeit ein befahrner Mann geworden bist . . ."

„Wie macht man es, um auf einem Feuerschiffe ein befahrner Mann zu werden?“ fragte Löffel, seine Pfeife ausklopfend, und Clemens, der Nichts darauf zu erwiedern wußte, sagte:

„Es ist kalt hier. Wir wollen decklängs unsern Trall machen. Und erst will ich sehen, ob die Lampe noch hell brennt.“

Die Nacht ging vorüber, ohne daß von der Anna wieder die Rede war; aber Beide hielten sich nahe zusammen.

Mit dem ersten Blinken des Tages, als die Lampen verlöschten, kam das Proviantboot in Sicht. Es ward mit lautem Jubel begrüßt und legte seitlängs, was bei der Diehnung, die von der See her einstand, seine Schwierigkeiten hatte. Alle Hände waren in voller Thätigkeit und der Mangel verkehrte sich in Ueberfluß. Man that die Arbeit unter Lachen und Singen.

Als das Meiste geschehen war, ging der Steuermann des Bootes mit dem Capitain in die Kajüte, um über den Empfang quittiren zu lassen. Sein Maat flüsterte dem Löffel Etwas in's Ohr und dieser rieb sich vergnügt die Hände. Die Andern achteten nicht darauf, daß diese Beiden Etwas an Bord brachten, das sorgsam verhüllt war. Kaum war dies geschehen, als der Steuermann aus der Kajüte zurück

kam. Die Fangtaue wurden abgeworfen und das Proviantboot fuhr weiter.

Die Besatzung hielt sich für die Entbehrungen der letzten Tage schadlos. Jeder backte und schmorte in der Cambüse auf seine Weise und Löffel hatte gute Zeit. Darum schlich er in die Lampenkammer und sagte:

„Clemens! Das Boot hat auch für Dich Etwas mitgebracht. Soll es herein kommen?"

„Wenn Du es nicht bringst, glaube ich nicht, daß ich es zu sehen kriege!" sagte Clemens mit einem stillen Lächeln.

„Und ich glaube doch, daß es von selbst kommt," antwortete Löffel lachend und schlug in die Hände.

Ein kleines Mädchen sprang herein und flog dem Lampenwärter entgegen. Dieser riß die Augen weit auf und konnte vor Ueberraschung die Worte nicht finden. Aber die Freude brannte ihm im Gesicht und er drückte das kleine Geschöpf fest an sich.

Löffel war gegangen, um dem Lärmen zu steuern, der in der Cambüse überhand nahm. Als er zurück kam, winkte Clemens mit der Hand. Die Kleine war auf seinem Schooße eingeschlafen. Löffel setzte sich zu ihm und sagte leise:

„Frau Buschmann läßt Dich grüßen. Das Kind

hat nach Nichts verlangt, als nach Dir. Sie ist nicht zu beruhigen gewesen und der Doctor hat gesagt, sie würde krank, wenn man ihr nicht den Willen thäte. So ist es heimlich geschehen. Wenn das Boot von dem ersten Feuerschiff zurückkommt, wird es anlegen, um das Kind abzuholen."

Clemens drückte seinen Liebling bei diesen Worten unwillkührlich fester an sich. Davon erwachte Anna und sah ihn mit großen Augen an. Der alte und der junge Seemann wußten vor Verlegenheit und Freude nicht, was sie mit dem kleinen Geschöpfe, das sich nun vollends ermunterte, anfangen sollten.

Während unter Deck Alles eitel Sonnenschein war, nahm das Wetter oben eine drohende Gestalt an. Mit der wachsenden Fluth schralte der Wind und es ward dem heimsegelnden Proviantboote unmöglich, sein Versprechen zu halten. Es trieb weit im Lee nach der fasten Wall zu.

Der Sturm war im Anzuge. Er kam nicht nur aus der See her mit seinen Regen- und Hagelböen. Auch binnen der Planken des Feuerschiffes drohte er loszubrechen. Das Gerücht von der Anwesenheit des kleinen Mädchens war bereits auf dem Wege nach der Capitains-Kajüte und der alte Seemannsglaube, der

jeden Weiberrock am Bord für einen Unglücksraben hielt, war auf diesem Schiffe doppelt heimisch.

„Alle Mann auf Deck!“ klang es vom Steuer her mit mächtiger Stimme. Alle eilten in ungewöhnlicher Hast herbei. Zuletzt kam Clemens, die kleine Anna auf dem Arm, und sagte:

„Hier sind wir unser Zwei, wenn auch eigentlich Eins. Ein Kind, wie dieses da, ist noch kein Weib und sie wird uns kein Unheil bringen, wenn es auch schwer vor uns aufbraut. Soll ich sagen, wie es gekommen ist?“

„Weiß die Donnersgeschichte schon!“ brausete der Capitain auf. „Aber fort muß der Weiberrock, ehe die Sonne untergeht.“

„Wollte, ich könnte mit ihr nach Neuwerk hinüberschwimmen. Es sollte alsbald geschehen.“

„Wenn Ihr nicht schwimmen könnt, mag sie es allein probiren!“ rief der Capitain, noch immer im hellen Zorn.

Da zuckte es in dem Gesicht des friedfertigen Clemens. Er reichte die Kleine dem Leichtmatrosen, der ihm nahe stand, und sagte, indem er die Mütze abnahm:

„Capitain, mit Vergunst, das ist meine Meinung. War einmal in Hamburg, da gab es in einer hölzer-

nen Bude einen Bären zu sehen, der so geduldig war, daß die Jungens ihn schlugen und zerrten, ohne daß er sich Etwas daraus machte. Dieser Bär hatte ein Junges, das neben ihm schlief und das er mit seiner Zunge beleckte. Wenn aber Jemand sich unterstand, nur mit dem Finger auf das Junge zu zeigen, sprang er auf und stieß ein furchtbares Gebrüll aus. Mit Vergunst, Capitain. Ich meine nur so, wenn Ihr eine Hand nach der kleinen Anna ausstrecken wolltet."

Löffel hatte die Kleine unter Deck geflüchtet und sie dem Anblick des Capitains entzogen. Dieser war noch sehr aufgebracht, aber der wachsende Sturm ließ ihm keine Zeit zum müssigen Toben. Während der Nacht kam kein Schlaf in die Augen der Mannschaft des Feuerschiffes.

„Meine," sagte der Matrose, der Kabelgatmeister, Bootführer und Segelmacher in einer Person war, „daß im Lee Etwas an uns vorüber geflogen ist. Es war dunkel, wie ein Nachtvogel, und zog nach der Scharhörner Baake zu. Könnte nicht ein Schiff . . .?"

Sein Maat, der aufmerksam zuhörte, entgegnete leise:

„War mir auch so. Wette, daß bei'm nächsten Morgengrauen Etwas festsitzt, das nicht wieder loskommt.

Waren gestern drei oder vier Blankeneser Ever in Sicht und die wissen das immer abzupassen, wenn es irgendwo Etwas aufzufischen giebt. Aus einem geborstenen Schiffe fallen viele Dinge, die man brauchen kann."

„Siehst Du die Lämmer auf der Bank laufen?" fragte der Kabelgatmeister." „Was sie anrühren, muß brechen. Nicht zwei Planken bleiben auf einander.

In dieser Weise wurden die wenigen Pausen ausgefüllt, die der Dienst freiließ. Auf einem Feuerschiffe ist wohl darauf zu achten, daß es sich fest vor seinem Anker halte. Seine falsche Lage ist das Unglück Vieler.

Als der Morgen anbrach, sah man eine formlose Masse auf der Spitze von Scharhörn sitzen. Die Maste waren bereits über Bord geschlagen. Die Blankeneser Ever, die man gestern sah, waren abwärts getrieben; nirgend ein Boot zu entdecken. Der Capitain hatte durch sein Fernrohr gesehen und glaubte Menschen erkannt zu haben, die sich auf die Balken der Baake geflüchtet hatten.

Es hatte abgeweht, und für Männer, die mit der See vertraut sind, hatte das Wagniß, mit dem starken Boote sich in die Brandung zu werfen, kein großes Bedenken mehr. Das Mitleid und der Eigennutz

kämpfen bei solchen Gelegenheiten mit vereinten Kräften für eine Sache und überwinden leicht alle Schwierigkeiten.

Schon nach einer halben Stunde gelang es der vereinten Kraft, das Boot zu flotten und mit dem Rest der Tide hinüber zu schwimmen. Clemens war Allen voran und der Capitain rief ihnen lachend nach:

„Ihr werdet weit um Euch schauen, da der Docht so lang und stramm über Euch hinausragt."

Von einer mächtigen Welle ward das Boot ergriffen und schlug so schwer auf den Strand nieder, daß man glaubte, es werde in zwei Stücke auseinander bersten. Die nächste Welle hob es wieder, aber in der Zwischenzeit war Clemens auf festem Boden und strebte der Baake zu. Der Kabelgatmeister folgte ihm; die Andern blieben in dem Boote, um es klar zu halten.

„Menschen!" rief Clemens überlaut und bückte sich. Die Brandung war ihm auf der Ferse und spülte über ihn weg.

Ein Mann lag vor ihm mit zerschmettertem Schädel. Die See hatte ihn mit voller Gewalt gegen die schwere Holzlast geschleudert.

„Hier ist Nichts zu machen!" sagte der Kabelgatmeister. „Er muß gleich aus der Koje in die See

gefallen sein, denn er hat Nichts an sich, woran zu erkennen wäre, wohin er gehört. Die nächste Fluth wird ihn mitnehmen und untertauchen. Wir können ihn nicht begraben. Hier ist der Tod."

„Und hier ist das Leben!" rief Clemens erregt, der ein Stück höher hinaufgegangen war. „Da hängt ein Wesen an einem Querbalken. Ich wette, daß noch Leben darin ist. He! Hollah! Wie fest das hält in der Todesangst. Da! Ist beinahe noch ein Junge. Kalt und starr, aber es zuckt doch Leben darin. Gieb mir einen Tropfen Branntwein."

Vom Boote her wurde gerufen. Eine neue Bö war von ferne im Anzuge und es ward vom Feuerschiffe aus signalisirt, daß sie so schnell als möglich zurückkommen sollten.

Es geschah. Der Findling ward an Bord gebracht. Die Expedition hatte keine der von Manchen in der Stille gehegten Hoffnungen erfüllt.

Clemens nahm sich mit unermüdlicher Geduld des geretteten Knaben an:

„Der hat statt der Augen zwei glühende Kohlen im Kopf und seine Haare sind schwarz, wie das Pech in den Decksfugen. Muß weit her sein, der Knabe, und braucht vielleicht lange Zeit, um seine Heimath wieder zu finden. Oho! Er macht die Augen wieder

zu. Nun, ich will ihn in meine Koje legen und dem Löffel sagen, daß er ein Bischen Warmes zur Hand hält, wenn der Junge wieder aufwacht. Vielleicht war der Mann mit dem geborstenen Schädel sein Vater. Gott tröste die arme Waise."

Er deckte den Findling sorgsam zu und ging dann zu dem Capitain, um ihm Alles mitzutheilen, was während der Fahrt nach der Bank von Scharhörn geschehen war.

Erst drei Tage war der gerettete Knabe am Bord und schon der Liebling Aller. Er that freundlich mit Jedem, aber am meisten mit Clemens, dem er auf Schritt und Tritt folgte. Er empfand es, daß dieser es war, der ihn einem gewissen Tode entriß.

Der Kabelgatmeister, der auch seinen Antheil an der Rettung haben wollte, sagte nach dem dritten Tage, bei dem Beginn der Morgenwache:

„Das ist nichts. Der Clemens hat schon einen Theilnehmer für seine Ration und füttert nun auch den zweiten. Drei Esser und ein Brod. Das ist zu wenig Oel für einen so langen Docht."

„Wollen aus unserer Kanne einen Zuschuß geben," war die Antwort des Nächststehenden, dem die Uebrigen beistimmten.

„Dies ist meine Meinung," sagte der Kabelgat=

meister. „Und da ich zugleich Bootführer und Segelmacher bin, so ist dies die Meinung von Dreien. Aber es darf nicht von der Willkühr des Einzelnen abhängen, wo Jedermann sagt, wie es ihm gerade einfällt: Heute will ich, aber morgen will ich nicht, sondern es muß ein sicheres Verbündniß sein und darum setze ich fest, das gefundene Kind soll das Kind des Feuerschiffes sein."

Die Maatschaft guckte den Meister des Kabelgats verwundert an und Löffel sagte leichthin, wie sein ganzes Matrosenwerk war:

„Habe wohl gehört, daß ein Vater viele Jungens hat, aber noch nie, daß ein Junge viele Väter hat. Wie soll ich mir das klar machen?"

„Ein Vater kann von seinen Jungens viel verlangen, wenn sie groß werden, zum Dank für die Mühe, welche sie ihm machten, als sie klein waren, versteht Ihr. Aber die vielen Väter, die ein Waisenkind aus der See auffischen, üben ein Werk der Barmherzigkeit und ziehen es auf, wie einen Christenmenschen und geben ihm, was er braucht, bis er sich selbst helfen kann, und wenn wir es so machen, wird der Schwarzkopf ein Kind des Feuerschiffes. Mir ist es lieb, daß Ihr das aus meinem Sermon heraushörtet,

und ich will nur gleich hingehen und es dem Capitain klar machen.“

Die Rundjacke mit den drei Aemtern und den drei Stimmen wandte sich der Kajüte zu und die übrigen Väter des Feuerschiffes, in deren Köpfen es allmählich hell wurde, sahen ihn mit unverhehltem Staunen nach.

Clemens der in seinem Lampenraume saß, wußte von dem Allen nichts. Er polirte seine Spiegelscheiben und spielte mit den Kindern, die sich überraschend schnell zusammen fanden. Die kleine Anna mit dem Flachshaar und durchschimmernd wie eine Wachspuppe, lächelte den lebhaften Knaben verlegen an und betrachtete ihn aufmerksam, wenn er zu reden anfing, wobei seine Augen funkelten wie Sterne in dunklen Nächten. Clemens schüttelte dann den Kopf und sagte:

„Möchte wissen, welch’ Geistes Kind er ist. Jenseits der Linie oder da so herum, denke ich, gehört er zu Hause. Man merkt es, wie er friert, und es ist doch noch lange nicht Winter. Meine wollene Futterjacke thut ihm gut, wenn er auch nicht sonderlich darin aussieht. Hollah, Kinder! Was macht Ihr?“

Die kleine Anna hatte sich von dem fremden Knaben losgerissen. Sie warf sich in die Arme des Pflegevaters und sagte:

„Anna lieb haben, Vater Clemens."

„Habe Dich ja lieb!" antwortete er, sie an sich drückend, aber weiter kam es nicht, denn der Knabe, der jeder Bewegung des Mädchens gefolgt war, klammerte sich jetzt fest an ihn und sagte:

„Clemens!"

Was er sonst noch sagte, verstand der freundliche Alte nicht. Er liebkoste den Knaben und sagte begütigend:

„Ja, ja, Jungchen! Ich will thun, was ich kann; wenn ich gleich sagen muß, daß zwei Pflegekinder für einen Junggesellen zu viel sind. Freut mich, daß Du schon so viel Deutsch gelernt hast, daß Du Clemens sagen kannst." „He! He! Wer poltert da auf der Treppe?"

Es war Löffel, der ihm die Ordre brachte, sofort auf das Deck zu kommen und den Knaben mitzubringen. Clemens gehorchte und fand seine Maaten versammelt, auf den Capitain schauend, der dem Clemens näher zu treten befahl.

„Haben einen Beschluß gefaßt, Alle mit einander!" sagte der Meister des Halbdecks „und glauben, daß Ihr zuviel von der Disciplin versteht, um Euch dagegen aufzulehnen. Handelt sich um den Jungen da."

Clemens zog den Knaben unwillkührlich an sich und horchte auf die weitern Mittheilungen der Kajüte.

„Ist eine Waise, die Gott weiß wo zu Hause gehört und sich wohl nie wieder dahin finden wird. Darum nehmen wir uns seiner an, verhoffend, daß es ein christliches Kind und kein Heide ist."

„Hängt ihm ein Kreuz um den Hals!" sagte Clemens. „Es ist braun und hat goldene Ränder. Sind auch Zeichen darauf, wie Buchstaben; kann sie aber nicht lesen."

„Scheere mich nicht um Zeichen und Buchstaben, wenn es ausländische sind, „sagte der Capitain. „Dieser Junge da ist von der gegenwärtigen Stunde an das Kind des Feuerschiffes. Er soll im Sommer am Bord arbeiten und im Winter zu Cuxhafen in die Schule gehen. Jeder von uns zahlt seinen Antheil, und wenn der . . ."

„Ja, wie heißt er denn nur?" fragte der Meister des Kabelgats mit seinen drei Stimmen und der Capitain nahm ihm das Wort aus dem Munde:

„Das ist gut bedacht und darum habe ich den Kalender mitgebracht. Nun ist es Euch bekannt, daß der Tag an welchem der Junge geborgen ward, ein Dienstag war, und daß dieser Dienstag auf den drei und zwanzigsten October fiel. In dem Kalender aber

hat jeder Tag seinen besonderen Namen und dieser drei und zwanzigste heißt Sever."

„Sever!" wiederholte die gesammte Mannschaft mit den willkührlichsten Betonungen.

Keiner merkte darauf, welche Veränderung mit dem Knaben vorging, als er diesen Namen unerwartet aussprechen hörte.

„Und weil der Tag nun Sever heiß, soll der Junge eben so heißen, wenn Ihr es zufrieden seid. Und da Ihr es zufrieden seid, weil ich es gesagt habe und Euer Capitain bin, nenne ich ihn Sever und Ihr thut es mir nach."

„Sever! Sever!" riefen Alle, und Clemens, der sich den Uebrigen anschloß, sagte zu dem Jungen:

„Was hast Du denn? Zerrst mir ja die Jacke vom Leibe. Sei froh, daß Du einen Namen hast und eine Heimath dazu, wenn sie auch nur aus Holz und Eisen besteht und Bäume trägt, die keine Blätter haben."

Er zog den Knaben näher an sich und fuhr bei dem Anblick desselben entsetzt zurück:

„Um Christi Wunden, was ist das?"

Mit allen Zeichen der Angst klammerte sich der Findling an seinen Retter, der den Namen Sever, womit man ihn von allen Seiten anrief, nicht ohne Zittern

hören konnte. Er stellte sich im hohen Grade ungeberdig, stampfte mit den Füßen und seine Augen flammten. Dann aber senkte er sie demüthig, faltete die Hände und stieß in seiner Herzensangst Worte ohne Zahl hervor. Die ganze Mannschaft war auf das Aeußerste davon betroffen.

„Muthmaße, daß ein Stück von des Knaben Lebensgeschichte mit diesem Namen zusammen hängt," sagte Clemens nach einer Pause. „Mit Gunst, Capitain; von uns Beiden versteht Keiner die Sprache des Andern, und doch haben wir schon Manches mitsammen besprochen, wobei dann die kleine Anna das Beste thut. Wollen einmal versuchen, ob es wieder gelingen wird."

Ohne weitere Ordre abzuwarten, holte Clemens seine Pflegetochter. Bei ihrem Anblick erhellte sich das verdüsterte Gesicht des Knaben. Sie bot ihm die Hand und sagte freundlich:

„Guten Abend, Sever."

Der Vater hatte sie so angelernt. Er riß unwillig die Hand zurück und schüttelte heftig mit dem Kopfe; dann zog er sie an sich, sah in ihre hellen Augen und deutete auf den alten Clemens, der über Alle hoch hinausragte. Anna nickte ihm freundlich zu. Das liebliche Kind verstand den Gespielen, den sie auf

dem offenen Strome fand, und sagte, ihm abermals die Hand reichend:

„Guten Abend, Clemens.“

Da ergriff dieser die Hand, hielt sie fest und jauchzte laut auf. Er drehte sich im Kreise und konnte sich in seiner ungebändigten Freude nicht fassen. Anna sah ihm lächelnd zu und sagte zu ihrem Pflegevater:

„Er will Clemens heißen, wie Du.“

„Ihr hört es!“ sagte dieser. „Und Ihr mögt glauben, daß ich nichts dazu that. Da er es aber einmal will, laßt es geschehen.“

„Clemens! Clemens!“ riefen die Väter des Feuerschiffes und der Täufling flog wie ein Spielball von einem Arm in den andern. Der Capitain aber schob den Kalender wieder in die Tasche und sagte ärgerlich:

„Der Kalenderschreiber lügt, daß ihm der Dampf zum Halse heraus strömt. Wenn er von schönem Wetter spricht, regnet es und vor seinen heidnischen Namen empört sich sogar das Blut der Unmündigen.“

Der Sohn lebte in Frieden mit seinen Vätern, die sich seiner annahmen und ihn zum Seewesen anlernten, soviel dies geschehen konnte auf einem Schiffe, das stets vor seinen Ankern reitet. Jung-Clemens lernte spielend und schwatzte ein halsbrechendes Ma-

trosendeutsch, das schwerlich außenbords dieses Schiffes von Vielen verstanden worden wäre.

Da kam ein längst erwarteter, halb furchtsam, halb sehnsüchtig erharrter Besuch an Bord, der allen diesen idyllischen Herrlichkeiten ein schnelles Ende machte. Als am Abend die Mannschaft unter Deck ging, wehte ein feuchter Südwest. Die Regenwolken hingen schwer herab und machten es fast unmöglich, die Lampe des zunächst liegenden Feuerschiffes zu erkennen. Und noch war Mitternacht nicht vorüber, als der Wind nach Nordosten umsetzte und die Regenwolken vor sich hertrieb, bis sie spurlos verschwanden und die Sterne funkelten. Als aber am Morgen die Decksglocke läutete und der Capitain das Gebet sprach, blitzte die Sonne den silbernen Reif an, der die Raaen und Spiehren überzogen hatte, und vermochte nicht, ihn von seinem Platze zu vertreiben.

Und von Stunde zu Stunde nahm die Kälte zu. Bald schwammen einzelne Eisstücke mit der Ebbe seewärts und kehrten mit der nächsten Fluth doppelt so lang und so breit zurück. Die einzeln schwimmende Scholle schob sich unter die zunächst liegende. Allmählich gestalteten sich einzelne Eishügel, die auf den schwankenden Wellen hin und her tanzten. Jedes Mal

warf die Ebbe sie seewärts und jedes Mal kehrten sie gefürchteter wieder.

Die höchsten Spitzen von Scharhörn und Vogelsand, welche die Ebbe stets bloßlegt, waren mit einem festen Eiswall umgürtet. Wie eine Gletscherwand ragten sie in die tief herabhängenden Wolken hinein und hemmten die Aussicht in die Ferne. Die Möwen umflatterten ihre Gipfel mit heiserem Schrei und die Robben glitten an dem Fuß derselben hin.

„Glaube, daß es keine Sünde wäre, allgemach diesen Platz zu verlassen," sagte Clemens, als er seine Finger ansah, die bei dem Poliren seiner Laterne erstarrt waren. „Ist mir eigentlich nicht um mich, sondern um der armen Kinder wegen. Die Anna liegt den Tag über in der Koje und weint still vor sich hin und der Bursch da . . ."

Sein Blick fiel auf den Findling der Baak von Scharhörn, der allerdings einen seltsamen Anblick gewährte. Die Väter des Feuerschiffes hatten seine Ausstattung übernommen und da sich kein kunstfertiger Schneider am Bord befand, der die gespendeten Gaben zweckmäßig verarbeiten konnte, war unter den Händen des Kabelgatmeisters, der zugleich Segelmacher war, eine Garderobe entstanden, die an Seltsamkeit ihres Gleichen suchte. Anfangs hatte sich Jung-Clemens

gesträubt, dieselbe anzulegen, aber die Nothwendigkeit zwang ihn, um sich vor dem Erfrieren zu schützen. In einem Winkel zusammen gekauert saß er da und schmiegte sich fest an den Leichtmatrosen Löffel, wenn dieser ihm einen Wink gab und auf das Kohlenfeuer deutete, das auf dem Herde der Cambüse glimmte.

„Es wird Zeit, daß wir binnen kommen, wenn ich dies Gewächs des Südens, das uns die See an Bord brachte, lebendig über den Deich bringen soll," sagte der Lampenmeister und beugte sich zu dem frierenden Knaben herab. Dieser schlang seine Arme fest um den Nacken des alten Freundes und ein unterdrücktes Schluchzen gab Kunde von dem schweren Leide, das der Findling im innersten Herzen empfand.

Da entstand eine lebhafte, wenn auch rasch vorübergehende Bewegung auf dem obern Deck und Clemens, den Knaben mit einigen schnell hingeworfenen Worten beruhigend, sprang nach oben.

„Das Feuerschiff Nummer Eins lichtet die Anker und geht binnen!" rief es ihm entgegen.

„Auch auf dem Lootsgaliot regt es sich!" rief ein Anderer. „Wir kommen in die Winterlage."

„Kein Segler mehr draußen?" fragte Clemens besorgt. „Wer jetzt noch hierher käme, ohne den Schutz unserer Lampen; er wäre rettungslos verloren."

„Es ist Alles still, alter Maat. Wird nun Nacht hier draußen und wenn nicht irgend ein junger Wallfisch, oder ein Hai zwischen den Eisschollen sich einnistet, müssen die Tummler und Robben vor Langerweile umkommen!“ sagte der Kabelgatmeister. „Siehst Du den Capitain? Er schiebt sein Fernrohr zusammen und ich meine, wir werden gleich ein gewichtiges Wort aus seinem Munde hören.“

„Bist Du mit Deiner Arbeit fertig?“

„Alles vierkant. Und wenn wir binnen gelaufen sind, weiß ich Etwas, womit ich mir während des Winters meinen Extragrog verdiene.“

„Und womit willst Du das thun?“

„Mit dem Schneidern, alter Maat. Seitdem ich an dem Burschen mit den Gluthaugen mein Meisterstück machte, dünke ich mir Etwas in der Welt und wer weiß, ob ich nicht noch einmal nach Hamburg gerufen werde, um für die hochedlen Herren vom Rathe die Festwämmser zu machen.“

Beide Männer lachten hell auf und waren kaum im Stande, eine rasche Antwort zu ertheilen, als der Capitain mit lauter Stimme über das Deck rief:

„Alle Mann an die Ankerwinde!“

Das einförmige Klappern der Pallen schallte über

die See hin. Fuß um Fuß stieg der Anker aus der Tiefe empor.

„Steuerkraft im Schiffe!“ rief Clemens, der die Ruderpinne hielt, als der Anker aus dem Grunde war und das Schiff zu treiben anfing.

Alsbald waren fleißige Hände bereit, die große Breitfock beizusetzen und den Klüver zu hissen. Während dieser Arbeit waren das erste Feuerschiff und das Lootsgaliot heran gekommen und grüßten mit einem dreifachen Hurrah.

Die Grüße gingen von Deck zu Deck. Hüte und Mützen wurden geschwenkt und „Alt-Hamburg für immer!“ klang es aus halb heisern Kehlen.

„Das Lootsgaliot voran!“ rief es hier und dort. Das Geschwader der Drei setzte sich in Bewegung, bis sich weiter binnenwärts das letzte Feuerschiff als vierter anschloß.

Schon bei der Kugelbaak standen Menschen. Viele drängten sich an dem Fuße des Leuchtthurms von Cuxhafen und auf der Landungsbrücke wogte es von Neugierigen und Theilnehmenden hin und her. Hundert Hände waren bereit zu helfen und beizustehen. Hurrah und Hussah! Es ging mit Windeseile.

Und draußen war die Wüste. Eine weit ausgedehnte Wüste von Schnee und Eis. Darüber hin der

Eisvogel mit heiserem Gekrächz, darunter weg der Fische stumme Schaar bis hinab in die Tiefe. Aber was in dem Umkreis dieser Wüstenei während des lange dauernden Winters vorging, hat kein menschliches Auge erforscht. Thurmhoch bauten sich die Eisberge auf und schieden See und Land von einander.

In der Schenke zum Engelsmann, — die nun wohl längst verschollen ist — war es in der Gaststube gemüthlich zu hausen. Der Ofen glühte. Die Lichter brannten so hell, als lange dünne Talglichter nur immer brennen können, und der Theekessel auf dem Kohlenbecken im Winkel summte sein einförmiges Lied.

Hie kam mancherlei Volks zusammen. Solche, die hier zu Hause gehörten, und Solche, die von dem Winter überrascht wurden und nun bis zum Frühjahr verweilen mußten. Der Wirth sprang hin und her, um die Wünsche seiner verschiedenen Gäste zu befriedigen, und behielt doch genug Zeit übrig, um mit Denjenigen, die er besonders begünstigte, ein Wort zu wechseln.

„Sollte es kaum Einer glauben, was in der Welt geschieht, und ist doch gewiß und wahrhaftig wahr," sagte er und schob einem Lieblingsgaste das dampfende Glas hin. „Ist denn ein Name ein so großes Ding? Und er kann ihn nicht leiden."

„Wer kann es nicht leiden? Was kann er nicht leiden und von Wem will er es nicht leiden?" fragte der Gast. „Das sind drei Fragen, worauf Ihr die Antwort schuldig bleibt. Ihr seid eben so hölzern, als der Engelsmann, den Ihr als Wirthshausschild führt. Was sollen alle diese unnütz gesprochenen Worte bedeuten?"

Der fragende Gast war ein Advocatenschreiber, der auch das Tipfelchen auf dem I erklärt haben wollte. Der Wirth schob die Mütze hin und her, wie er zu thun pflegte, wenn ihm Etwas quer kam, und sagte:

„Habt Ihr es denn vergessen, daß die Mannschaft von dem Feuerschiffe Nummer Zwei einen Knaben aufzischte, dem kein Mensch ein Wort versteht und der von weither sein muß? Habt Ihr nicht, so gut wie wir Alle, die Hände zusammen geschlagen, daß die Leute am Bord, die selbst nur das liebe Leben haben, den Jungen an Kindesstatt annahmen und ihn christlich erziehen wollen."

„Nun, ist das nicht löblich, Engelsmann? Was habt Ihr dagegen?"

„Nichts, denn ich habe mich selbst breit schlagen lassen, das Logis umsonst zu geben, und für die Beköstigung bekomme ich so gut, wie gar nichts. Es ist nur um des lieben Christenthums willen," entgegnete

der Wirth. „Und als nun der Bube in die Schule tritt und ihn Alle anglotzen, wie ein südliches Wunderthier, das in unsern nordischen Winter hineinschneit, und der gute, fromme Mann, der Candidat Severin ihm die Hand giebt und ihm seinen Namen nennt, reißt der junge Unband sich los, wirft sich auf die Erde und schlägt mit Händen und Füßen um sich, daß Jedem angst und bange wird und Keiner sich an den Buben herantraut. Ist das auch Christenthum, Gevatter?"

Der Advocatenschreiber entgegnete Nichts. Ein anderer Gast, der zugehört hatte, rief über den Tisch weg:

„Hat es auch am Bord so gemacht, als sie ihn Sever taufen wollten, weil er an diesem Tage gefunden ward. Sever und Severin kommt auf Eins heraus. Muß also wohl mit diesem Namen für den Knaben eine absonderliche Bewandniß haben."

Diese letzte Bemerkung erregte die Aufmerksamkeit des Advocatenschreibers, der den Kopf mit der Hand stützte. Er gab sich das Ansehn, als denke er über etwas Schwieriges nach, nahm an dem Gespräch, welches sich nun rasch entwickelte, keinen Antheil und sah sich erst wieder in dem bekannten Kreise um, als der Candidat Severin eintrat und um des angeregten

Gegenstandes willen von allen Seiten bestürmt und um Auskunft gebeten ward.

„Ihr lieben Herren," entgegnete der Candidat, als er endlich zu Worte kam, vollends so arg ist es nicht, als Ihr es zu Eurer Ergötzlichkeit macht, und der Knabe wird auch wohl zu zügeln sein. Kann er den Namen Sever nicht leiden, folgere ich daraus, daß er von einem Menschen dieses Namens vieles Ueble erfahren haben mag, und es ist Christenpflicht, ihm diesen Namen wieder lieb zu machen, woran ich es meinerseits nicht fehlen lassen will. Bis zur Stunde heißt er Jung-Clemens und Ihr, Herr Wirth Engelsmann — weil Ihr doch so heißen wollt — der Ihr des Knaben Hausvater seid, bekennt der Wahrheit gemäß, ob Ihr seit den acht Tagen, da jener Knabe bei Euch wohnt, einige Ueberlast von ihm habt?"

„Keine, als daß er über Kälte klagt und sich doch immer draußen umher treibt, wenn er dem langen Clemens zu begegnen meint. Ihm und der Anna. Nun, Gott behüte Beide."

„Der Clemens ist gewissermaßen der eigentliche Vater des Findlings," sagte der Candidat ausweichend. „Der lange Mensch hat dem Schiffbrüchigen das Leben gerettet und Dankbarkeit ist eine Tugend, die man in Ehren halten muß. Erlaubt mir,

Herr Nachbar, mit Euch, als einem belesenen Manne, ein Wort zu discuriren."

Diese Worte waren an den Advocatenschreiber gerichtet, der alsbald zurückte, worauf Beide in eine lebhafte Unterhaltung geriethen.

„Bene!" sagte der Candidat gegen den Schluß derselben." Es ist spät geworden und wird Zeit, daß wir uns zu Hause begeben. Mir ist es lieb, daß Ihr auf meine Intentionen eingeht und eine weitere Nachforschung anstellen wollt."

„Dazu wird es nöthig sein, sich des Hamburgischen unpartheiischen Correspondenten von Staats- und gelehrten Sachen zu bedienen. Auch könnte der Altonaer Reichspostreuter muthmaßlich einigen Beistand leisten. Es schwebt mir eine verwundersame Geschichte vor, worin ein Menschenraub und eine Vergiftung vorkamen. Mir erschien sie damals als ein interessanter Criminalfall und habe ich mir ein artiges Mährlein darüber zusammen gesetzt, was mein Principal, der Doctor utriusque juris ist, eine Phantasterei nannte, die allenfalls einem Poeten hingehen dürfe, einem gewissenhaften Schreiber aber nicht wohlanständig sei. So ließ ich denn die Geschichte fallen, will sie aber jetzt wieder aufnehmen. Correspondent und

Reichspostreuter! Wollen morgen weiter nachforschen. Habt Ihr es mit der Sprache überlegt?"

„Bin nicht im Klaren," sprach der Candidat, „dieweil mir von allen Sprachen der Welt nur etwas Latein oder Griechisch von Göttingen her haften geblieben ist. Bin aber einem alten Seemanne auf der Spur, der vielfach nach dem Süden gewesen ist und es bald herausbringen wird, ob es hispanische Laute sind, die ich zu vernehmen glaube, wenn der junge Clemens zu sprechen anfängt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, versteht Ihr. Morgen sage ich Euch ein Mehreres."

„Gute Nacht, Engelsmann!" rief der Advokatenschreiber dem Wirthe zu, der noch am Schenktische beschäftigt war. „Thut mir den Gefallen und macht es christlich, wenn Ihr die Rationen Derer verkürzt, die Euch bezahlen, damit Euch die Barmherzigkeit billiger zu stehen kommt."

In diesem Augenblicke trat ein Diener in die Schenkstube, der die Amtslivree trug. Er schrie nach dem Wirthe und als dieser sich zeigte, fragte er hochfahrend:

„Habt Ihr den Halbwilden noch bei Euch?"

„Von welchem Halbwilden sprecht Ihr?" fragte der Wirth kurzab, denn das Volk mit den Röcken von

zweierlei Tuch war nicht besonders gut angeschrieben bei den Seeleuten und bei Allen, die mit diesen in Verkehr standen.

„Nun, von wem anders, als von dem braunen Jungen, den die Leute von dem Feuerschiff gerettet und an Kindesstatt angenommen haben!“ fuhr Jener mit aufgeworfenen Lippen dazwischen. „Ist das ein Leben um so ein Stück herrenloses Gut.“

„Ihr sprecht ein frevelhaftes Wort mit lachendem Munde aus, Mann! sprach der Candidat Severin in verweisendem Tone. „Ist auch das fremde Kind durch ein großes Unglück der Seinigen beraubt worden, ist doch unser Aller Vater im Himmel auch der seinige, der die schützende Hand über ihn hält. Wenn aber dürftige Leute sich des noch Dürftigeren annehmen, damit er nicht hülflos am Wege umkomme, soll man dieses christliche Erbarmen nicht zum Gespötte machen und sich dadurch versündigen. Der Herr Amtmann, dem Ihr dient, ist ein billig denkender Herr und dürfte er keinem seiner Hausgenossen eine solche lose Rede ohne Rüge hingehen lassen. Weshalb fragt Ihr nach jenem Knaben?“

„Weil das ganze Amt versessen darauf ist, das Wunderthier zu sehen!“ sagte der Diener, ärgerlich über den erhaltenen Verweis. „Die Frau Amtmännin

schickt mich bei Nacht und Nebel fort mit dem Bescheide an den Wirth zum Engelsmann, daß er morgen Abend um fünf Uhr mit dem Knaben im Amthause erscheinen soll, um welche Stunde sie sich denselben besehen will."

„Ich werde dem Herrn Amtmann und der Frau Amtmännin gehorchen," sagte der Wirth. „Und zugleich werde ich die Väter des Jungen von diesem Befehl in Kenntniß setzen, damit sie sich allesammt der Ehre freuen, die ihrem Schützling zu Theil wird. Beliebt dem Herrn Johann vielleicht ein Tropfen Warmes, um die Heimreise etwas annehmlicher zu machen, als es die Herreise war?"

„August heiße ich!" entgegnete der Livreeträger mit aufgeworfenen Lippen, leerte naserümpfend das dargebotene Glas, setzte es vornehm aus der Hand und entfernte sich mit den pomphaft ausgesprochenen Worten:

„Punkt fünf Uhr!"

Der Candidat und der Advocatenschreiber hatten sich schon entfernt. Der Wirth zum Engelsmann sah dem Diener achselzuckend nach und sagte, indem er die Thür schloß:

„Je vornehmer die Herrschaft, die in der Kutsche sitzt, je höher tragen die Pferde, welche sie ziehen, die

Köpfe. Sieht der Kerl aus, als ob er die eiserne Elle verschluckt hätte, die sein Vater, der ein Schneider war, ihm als einziges Erbstück hinterließ. Soll froh sein, wenn er selbst mit keiner andern gemessen wird."

Und nach diesen ärgerlich herausgestoßenen Worten sprang die Thür in's Schloß.

In den Wohnzimmern des Herrn Amtmanns von Ritzebüttel versammelte man sich des folgenden Abends zur Theestunde zum gewohnten heitern Gespräch. Die Post hatte am Nachmittage neue Nachrichten aus Hamburg und Bremen gebracht. Die letzten Zeitungen lagen auf. Unter diesen befand sich sogar eine Nummer des Nürnbergischen Kriegs- und Friedenscouriers.

Die Blätter und die Briefe gingen von Hand zu Hand; der Inhalt derselben lief von Mund zu Mund. Der Herr Deichvoigt, welcher eben mit der Frau des Lootsen-Commandeurs einige Worte wechselte, meinte, da jetzt viele Schiffe in Cuxhaven überwinterten, die einen ungemeinen Verkehr veranlaßten, könnte man das liebe Ritzebüttel recht gut Klein-Hamburg nennen. Ein Capitain, der dies hörte, entgegnete rasch:

„Groß-Hamburg, Herr Deichvoigt. Zumal wenn

Alle, die darin auf- und abtraben, sich solcher Körperlänge erfreuen, als wir Beide."

„Und den Docht des Feuerschiffes nicht zu vergessen," sagte ein junger Steuermann, der zugleich ein Verwandter des Hauses war.

„Was bedeuten diese unklaren Worte?" fragte der Amtmann, indem er zu der Gruppe trat. Der junge Seemann gab eine Beschreibung des Lampenwärters Clemens von dem Feuerschiffe Nummer Zwei und der Amtmann entgegnete:

„Wohl bedacht! Um die fünfte Stunde haben wir den fremden Knaben herbestellen lassen und ich sehe, daß diese bereits lange vorüber ist."

Der Amtmann gab denjenigen seiner Gäste, denen die Angelegenheit fremd war, einen kurzen Ueberblick derselben und sagte dann zu seiner Gemahlin:

„Wie ist es, mein Schatz? Darf der fremde Knabe hereinkommen?"

„Ich habe nur auf diesen Wink gewartet," sagte die alte Dame, „und ihm vorerst einige Erfrischungen reichen lassen. August, bringe Er den jungen Menschen herein."

Bald darauf erschien Jung-Clemens an der Hand des Dieners. In dem Vorzimmer erblickte man den Wirth und den Lampenwärter des Feuerschiffes, die

ihren Pflegling auf diesem bedeutsamen Gang nicht verlassen wollten.

„Lasse Er den Knaben los!“ befahl der Amtmann dem Diener, und dieser stand nun mitten in dem hell erleuchteten Saal, neugierig von den Umstehenden begafft, die ihn eng einschlossen.

„Jung-Clemens ward abwechselnd blaß und roth. Er fühlte sich bedrückt in diesem Kreise und sah sich nach allen Seiten um, ob seine Begleiter ihm nicht bis hierher gefolgt waren. Die Amtmännin, die es bemerkte, winkte ihm mit der Hand, indem sie zu ihrer Nachbarin sagte:

„Der arme Junge! Man muß ihm entgegenkommen.“

Jung-Clemens machte keinen unvortheilhaften Eindruck. Der Kabelgatmeister und Segelmacher des Feuerschiffes hatte seine kleiderkünstlerischen Projecte aufgegeben und ein Schneider des Ortes aus dem Findling eine kleine, zierliche Rundjacke gemacht, die sich in der ungewohnten Tracht wohl zu benehmen wußte.

Während die Dame des Hauses es auf alle Art möglich zu machen suchte, den Knaben zu verstehen und seine Neugier durch einige hingeworfene französische Phrasen anzuregen, hielten die Umstehenden mit ihren Glossen nicht zurück. Jeder gab

seinen Theil dazu und Alle kamen darin überein, der Knabe sei mit einem Schiffe aus irgend einer der transatlantischen Colonieen gekommen und in diese traurige Lage gerathen. Die Herren brauchten ihren Witz nicht allzusehr anzustrengen, um auf diese Idee zu kommen, die auf der Hand lag, und waren nur noch im Zweifel, ob die Sprache, die er spreche, die spanische oder die portugiesische sei.

Eine junge Dame vom Hause, die sich auf einen Wink der Amtmännin entfernt hatte, kehrte jetzt mit einem verdeckten Teller zurück. Die Amtmännin nahm ihr denselben ab, entfernte die Hülle, und die dunkelrothen Apfelsinen, welche sichtbar wurden, machten einen lebhaften Eindruck auf Jung-Clemens. Er faßte einen der goldenen Aepfel, drückte ihn an seine Lippen, sah ihn durch Thränen lächelnd an und deutete dann unter den lebhaftesten Gebehrden mit der Hand in die Ferne, als wolle er sagen:

„Von dorther sind wir gekommen, ich und dieser Apfel."

„Da haben wir den Beweis von der Heimath des armen Kindes," sagte die Amtmännin, den Knaben, der nach dieser Erinnerung traurig geworden war, mitleidig anblickend. „Wie wird die Pflanze des Südens unter diesem nordischen Himmel gedeihen?"

Auf diese Bemerkungen folgten einige Antworten, die mehr oder minder unbedeutend waren, worauf der Amtmann sagte:

„Wir wollen den Knaben in das blaue Zimmer begleiten, wo seit dreien Tagen das schöne Bild hängt, welches ich einem meiner Gönner verdanke. Sehen wir, welchen Eindruck es auf ihn macht, Komm', mein Söhnchen, gieb mir Deine Hand.“

Der Amtmann führte ihn. Die Anwesenden, die zum großen Theil das Bild bereits kannten, folgten in einiger Erregung.

Die eine Wand des blauen Zimmers war zum größten Theile mit einem landschaftlichen Gemälde bedeckt. Es war durch eine zweckmäßige Beleuchtung vorgesorgt, daß es in dem vortheilhaftesten Lichte erschien. Die Landschaft stellte eine tropische Gegend dar, in aller Pracht und Fülle strahlend, welche diese Wunderlande durchleuchtet.

Keiner der Anwesenden hatte das Bild bisher in dieser vortheilhaften Beleuchtung gesehen und ein allgemeines Ach! der Bewunderung strömte von allen Lippen. Jeder hatte mit sich selbst zu thun und achtete kaum auf den Knaben, für den diese Schaustellung eigentlich veranstaltet worden war. Dieser, den man ganz sich selbst überließ, war bei diesem Anblicke

wie geblendet. Anfangs stand er regungslos wie ein Steinbild, aber alsbald gewann der Körper Leben. Die Augen begannen zu leuchten. Seine Mienen drückten die lebhafteste Ueberraschung aus. Einzelne Töne rangen sich von den Lippen und verlangend streckte er seine Arme nach dem Bilde aus, als wollte er dasselbe an seine Brust ziehen. Die Mehrzahl der Anwesenden blickte mit der innigsten Theilnahme auf den Knaben, unter diesen die würdige Dame des Hauses, welche die Erregtheit desselben begriff.

„Armes Kind!“ sagte die Dame. „Mit ihm wiederholt sich die Sage von dem Löwen in dem Käfig.“

„Eine Freundin, an welche diese Worte gerichtet wurden, sah sie fragend an. Jene fuhr fort:

„Ein reicher Herr hielt sich in seinem Park manche Seltenheiten, unter andern auch einen kostbaren Löwen, den eines seiner Schiffe aus Afrika herüber brachte. Man hatte dem königlichen Thiere einen stattlichen Käfig gebaut und es wurde mit aller nur denkbaren Sorgfalt abgewartet. Aber von dem ersten Augenblicke an lag das Thier theilnahmlos in einem Winkel. Es schien, als litte es an Heimweh und Nichts könne diese Erinnerung an die Wüste in ihm tödten. Da gerieth der Herr des Löwen auf einen seltsamen Einfall. Er berieth sich mit einem Maler, und nun

ward außerhalb der einen Kerkerwand eine große Decoration angebracht, welche die Wüste mit allen ihren Schauern und Schrecken darstellte. Der Wärter stachelte das Thier aus seiner trägen Ruhe auf und als es, über die erfahrene Schmach ergrimmend, sich in seinem Zorn erhob und das Bild gewahrte, war die Natur desselben mit einem Schlage verwandelt. Mit einem Gebrüll, das durch Mark und Bein drang, sprang der aus seiner Trägheit aufgestachelte König der Wüste gegen das Gitter, das er mit seinen Tatzen so grimmig schüttelte, daß man einen Augenblick glaubte, er werde es zertrümmern. Der Herr des Parkes hatte mit dem Bilde seinen Zweck erreicht: Er hatte den König der Wüste in all' seiner Pracht und Herrlichkeit gesehen."

Jung-Clemens, von dem Anblick des Bildes auf das Wunderbarste erregt, lachte nnd weinte in demselben Moment. Er lief von dem Einem zu dem Andern, deutete auf das Bild und sprach so laut und anhaltend, daß er die Aufmerksamkeit eines Jeden auf sich zog. Aber es war Keiner unter den Anwesenden, der diese Sprache verstand, und wenn ab und zu eines der deutschen Worte, welche er bereits kannte, dazwischen klang, brachte dies eher eine größere Verwirrung hervor, als daß es zur Aufklärung beitrug.

Plötzlich blieb er mitten in dem Kreise stehen, der sich um ihn gebildet hatte. Er regte kein Glied und sah unverwandt auf das Bild, als fürchte er, dies werde in der nächsten Minute verschwinden und er wolle sich dasselbe für immer einprägen. Dann aber schrie er auf, als ob ein Gedanke belebend durch seine junge Seele fuhr, und rannte an den Umstehenden vorüber durch die Zimmer nach dem Hausflur.

„Was ficht den Knaben an?" fragte der Amtmann verwundert, der sich diese plötzliche Wendung nicht erklären konnte.

„Man muß ihm nachsetzen!" sagte ein Herr, der in seinem Beamteneifer sogleich eine Ungeheuerlichkeit witterte, während die Dame vom Hause in wirklicher Besorgniß ausrief:

„Sehe doch Jemand nach, wohin er gegangen ist, damit ihm kein Schaden geschieht."

Aber der junge Flüchtling war schon wieder da. Auf dem Hausflur fand er die Männer, die ihn hierher brachten, in einiger Aufregung des Ausganges harrend. Auf dem Wirth zum Engelsmann nahm er keine besondere Rücksicht, aber seinen Pflegevater und Lebensretter nahm er bei der Hand und winkte, ihm zu folgen. „Komm'! Komm'!" rief er und alle

Gesichtsmuskeln waren in Bewegung. „Komm'! Komm'! — Heim! — Haus! — Komm'!"

„Geht nicht Jungchen!" sagte Vater Clemens, sich sträubend, und suchte sich von dem Findling los zu machen, der sich aber fest an ihn anklammerte. „Was soll ein schlichter Mann zwischen den vornehmen Leuten anfangen?"

Alle Einwendungen halfen nichts. Jung-Clemens sprach sein eintöniges „Komm'! Heim!" und führte den alten bewährten Freund Schritt um Schritt mit sich fort.

„Der Donnersjunge!" sagte der Lampenwärter vom Feuerschiff rückwärts gewendet zu dem Wirthe, der freiwillig nachsteuerte. „Er läßt nicht von mir ab. Ist wohl nicht oft ein Schiff so sehr wider seinen Willen durch das Bugsirboot von der Stelle gebracht worden, als ich."

Auf der Schwelle des blauen Zimmers erschien Jung-Clemens, den noch immer widerstrebenden Seemann an der Hand. Nahe hinter ihnen stand der Wirth zum Engelsmann, aber nicht steif und ungelenk wie sein Vorbild, sondern mit gekrümmtem Rücken und nach allen Seiten hin blinzelnd.

„Wer ist der Mann?" fragte es hier und dort

aber nur ein Achselzucken folgte als Antwort. Der Amtmann trat ihm entgegen und fragte:

„Wer seid Ihr?“

„Nichts für ungut und mit Verlaub!“ entgegnete Vater Clemens mit einigem Zagen. „Ich bin nur der Lampenwärter vom Feuerschiff Nummer Zwei, und der Donnersjunge da, der aber doch ein gar zu guter Bursche ist, schleppte mich herein.“

„Seid Ihr es nicht gewesen, der den jungen Menschen rettete?“

„Mit Vergunst, Herr Amtmann, der Meister vom Kabelgat war auch dabei. Aber auf mich hält der Junge große Stücke und . . .“

„Es ist schon gut!“ sagte der Amtmann abbrechend. „Da Ihr mit Eurem Findling genauer bekannt seid, als wir, versteht Ihr ihn auch besser und werdet errathen, was uns nicht möglich ist. Er will Euch ein Bild zeigen.“

Auf einen Wink des Amtmanns trat die Gesellschaft zurück und die Aussicht auf das Bild wurde frei. Jung-Clemens deutete darauf hin und rief in vollster Leidenschaftlichkeit, indem er sich an den alten Lampenwärter klammerte:

„Heim! Heim! Da!“

Vater Clemens suchte den Knaben zu beruhigen,

indem er ihm freundlich zusprach. Es hatte sich zwischen den Beiden eine eigene Sprache gebildet, zusammengesetzt aus einzelnen Worten und Geberden, die jedem Dritten unverständlich blieben, ihnen selbst aber bereits geläufig genug geworden war. Das blonde Annchen war es, die als zarte Lehrmeisterin zwischen ihnen stand, ohne daß sie es wußte. Jetzt hatten Beide ihr Herz gegen einander ausgeschüttet und der Alte sagte:

„Mit Vergunst vor dem Herrn Amtmann und vor den übrigen Herrschaften. Der junge Bursche ist da zu Hause, wo die Welt so aussieht, wie auf diesem Bilde. Ob seines Vaters Haus hinter dem Berge liegt, der da rechts steht, oder hinter den hohen Bäumen, die man hier links sieht, weiß ich nicht und er wird es wohl auch nicht wissen. Aber daheim ist er an diesen Orten und wenn der Herr Amtmann weiß, welche Gegend das Bild vorstellt, wissen wir auch gleich, wo die Heimath meines Pfleglings ist, die er selbst nicht zu nennen weiß."

„Nach diesen Worten blickten die Anwesenden auf den Amtmann und dieser sagte:

„Ich theilte der Gesellschaft schon mit, daß dieses Bild das Geschenk eines Freundes ist und einen Theil der Bucht von Rio de Janeiro vorstellt, wo-

selbst dieser Freund seinen Wohnsitz hat. Das Bild rührt von einem Maler her, welcher den Namen Henriquez de Castro führt . . ."

Bei dem Klange dieses Namens flog ein Zug der Ueberraschung über das Gesicht des Findlings und ein Moment des Nachsinnens folgte. Aber diese Erregung dauerte nicht lange und mit dem Rufe: „Heim! Heim!" wandte er sich von dem Bilde ab und schlang seine Arme um den Hals des alten Seemanns, der sich zu ihm niederbeugte und sich dann auf einen Wink des Amtmannes mit demselben entfernte. Bald darauf trennte sich auch die Gesellschaft mit Versicherungen und Betheuerungen, die eben so schnell vergessen, als gegeben wurden, und voll Dank für einen unbezahlbar-genußreichen Abend, dessen sie am andern Morgen mit der größten Gleichgültigkeit gedachten.

„Der Findling von Brasilien," wie man Jung-Clemens fortan in Cuxhaven und Ritzebüttel nannte, wurde eine Zeitlang Gegenstand der Mode. Jedermann wollte ihn bei sich haben und ihn Denjenigen unter seinen Freunden zeigen, die ihn noch nicht gesehen hatten. Jeder bemühte sich, irgend eine Eigenthümlichkeit an ihm zu entdecken und sie den Andern mitzutheilen. Man ängstigte den Knaben mit Fragen, die er nicht verstand, und ward ungeduldig, wenn man

eine mangelhafte Antwort oder gar keine erhielt. Man putzte ihn auf eine phantastische Weise heraus; man beschenkte ihn mit allerlei unnützen Dingen und dies Alles währte seine Zeit. Dann nahm plötzlich irgend ein anderes Ereigniß die Aufmerksamkeit in Anspruch und der sogenannte Findlings-Enthusiasmus hatte ein Ende.

Nur die Mannschaft des Feuerschiffes hielt treu zu ihm. Am treuesten thaten es die Beiden, die ihn der Wuth des Elementes entrissen. Der Kabelgatmeister mit den drei Stimmen und der Lampenwärter Clemens, die sich auch zur Zeit der Winterlage nicht trennten, saßen sich eines Abends gegenüber und der Erstere sagte, indem er seine Pfeife ausklopfte:

„Glaube wohl, daß ich ohne Gefahr meine Hängematte aufsuchen kann; der Junge kommt doch nicht sobald nach Hause."

„Thue das, alter Maat," sagte Vater Clemens gelassen. „Ich für mein Theil bleibe noch hier sitzen und wickle mir selbst ein lustiges Gespinnst ab. Könnte meinen Kopf nicht auf das Kissen legen, bevor der Junge unter Deck ist. Ist mir immer, als müsse eine Sturzwelle kommen und ihn mit sich fortreißen."

„Hinter dem Deiche giebt es keine Sturzwellen," warf der Kabelgatmeister hin. „Taugt nicht für uns,

während der Winterzeit über die Mitternacht hinaus zu wachen, und das arme Kind wird auch gestört, wenn Du in das Haus hineinpolterst . . ."

„Meinst Du, die Anna schläft?" fragte Vater Clemens mit nicht gewohnter Lebhaftigkeit. „Das arme Ding schließt kein Auge, bevor sie von mir weiß, daß der Junge in der Kammer zum Engelsmann vor Anker gebracht ist. Bis dahin ist sie wach und horcht auf jeden Windstoß . . ."

„Dann sagst Du . . ."

„Halt da, Maat!" entgegnete Vater Clemens und legte die flache Hand auf den Arm des Kabelgatmeisters. „Keine Lüge zwischen mir und ihr. Um der Lüge willen ist ihre Mutter in das Elend gekommen. Es soll in ihrer Nähe keine Lüge gesagt werden."

Es leuchtete Etwas in dem Auge des alten Clemens, was sein Maat, trotz der jahrelangen gegenseitigen Bekanntschaft, nicht zu verstehen schien. Er sah ihn groß an und sagte dann mit einiger Verlegenheit:

„Bemerkte es wohl, daß die Dirne und der Junge sich gern haben und das . . ."

Er kam nicht weiter, als er Vater Clemens betrachtete, der ihn mit großen Augen fragend ansah, und warf nach einer Pause hin:

„Bei alledem wird es ein tüchtiger Junge, der bei mir schiemannt nach Herzenslust und gewiß ein tüchtiger Seemann werden wird, wenn er bei uns bleibt. Höre, Alter! Da ist unser Koch und Leichtmatrose, der Löffel. Glaubte eigentlich, daß er ein Auge auf das Ding, die Anna, hätte, weil er den Jungen mit einem stillen Verdruß ansieht. Aber dieser ist immer freundlich mit ihm, und gestern hat er eine lange Splitzung gemacht . . ."

Der Meister des Kabelgats war so sehr in das falsche Fahrwasser gerathen, daß er sich immer weiter darin verirrte und unwillkührlich einen frischen Athemzug that, als Clemens ihn mit den Worten unterbrach:

„Werden ihn uns nicht lassen."

„Wer will ihn uns nehmen?" entgegnete Jener und nahm eine herausfordernde Stellung an. „He, Alter! Ist ein Bote aus der Heimath da, der ihn zum Vater bringen will?"

„Nichts von dem Allen. Aber das Volk hier an der fasten Wall verwöhnt ihn. Sie wollen etwas Rechtes aus ihm machen und darum werden sie ihn von Grund aus verderben. Dachte immer, er sollte bei mir bleiben, denn ich habe mich in der kurzen Zeit

so an ihn gewöhnt, daß ein Stück von meinem Herzen mitgeht, wenn ich ihn missen muß."

„Spritzwasser!" sagte der Meister des Kabelgats. „Es fliegt uns in das Gesicht und macht blind. Aber wenn die Augen gehörig ausgewaschen sind, sehen wir um desto klarer. Gute Rüst, Alter. Da kommt Dein Augentrost und Du kannst nun beruhigt heimgehen."

Er entfernte sich; jedoch nicht, ohne noch einmal rückwärts zu schauen und zu gewahren, wie der junge Clemens zu dem alten Clemens eilte und ihn fest in die Arme schloß; dann erst ging er völlig beruhigt fort.

„Will nicht!" sagte Jung-Clemens sich loswindend. Die Zunge stolperte noch über die ihr fremden Worte, die er mit aller Energie herausstieß.

„Was willst Du nicht?" fragte Jener mit gleicher Hast.

„Will nicht hier bleiben! — Nicht schreiben am Pult! — Nicht Soldat sein! — Will nicht!"

Vater Clemens, der wohl verstand, was diese Worte bedeuten sollten, entgegnete rasch:

„Sie meinen es gut mir Dir, Söhnchen. Sie wollen, daß Du etwas Rechtes lernen sollst. Und wenn Du das kannst, kriegst Du einen Platz in einem

großen Comptoir, oder in des Herrn Amtmanns Schreibstube, oder sie ziehen Dir gar einen bunten Officiersrock an und Du wirst ein vornehmer Hans, vor dem die Väter des Feuerschiffes die Mütze ziehen. Ist das Nichts, Du junger, unbändiger Gesell?"

„Will nicht! — Am Bord bleiben! Seemann werden! Nicht von Euch gehen!" war die entschiedene Antwort.

„Gewiß und wahrhaftig?" fragte Vater Clemens und sein Gesicht strahlte vor Freuden. „Du willst bei uns bleiben und wirfst allen vornehmen Plunder von Dir? Junge! Wenn ich jetzt wirklich ein Docht wäre, wie sie mich immer nennen, ich ginge in Feuer auf und leuchtete bis in den Himmel hinein. Was hast Du denn an dem alten Kerl, daß Du bei ihm bleiben willst und Dich mit beiden Händen an ihn klammerst? Gut! Es ist abgemacht! Du bleibst bei Deinen Vätern am Bord und es soll Dir Nichts abgehen. Nun gehe ich lachend in die Koje und der Anna will ich es zurufen . . ."

Ein dunkles Roth flog über das Gesicht des Seemanns. Er schnitt seine eigene Rede ab und schlug die Augen nieder, als der feuerige Blick des jungen Mannes ihn traf, und sagte:

„Gute Nacht, Kind! Lege Dich ruhig nieder und

sage das Sprüchlein her von den vierzehn Engelein, die an dem Bette der Unmündigen wachen. Die Anna betet es auch. Gute Nacht."

Vater Clemens ließ die Schenke zum Engelsmann hinter sich und trabte der eigenen Behausung zu, so frisch und wohlgemuth, daß es schien, er habe die Last der Jahre hinter sich geworfen und steuere mit vollen Segeln dem Lande der Verheißung entgegen.

Nicht lange nach diesem Ereignisse war es, als eines Tages der Advocatenschreiber bei dem Candidaten Severin eintrat und ihm entgegenrief:

„Gefunden! Aber nicht in dem „Reichspostreuter," noch in dem „Hamburgischen Unparteiischen," sondern in einem Blättlein, welches den Titel „Mercurius" führt, der für eine Zeitung, welche in einer Handelsstadt erscheint, kein übler ist."

„Zeigt her! Zeigt her!" rief der Candidat in einiger Hast, aber Jener ließ sich nicht stören, sondern fuhr fort:

„Nach meinen geringen Kenntnissen in der Mythologie hätte ich den Mann hier auf der Vignette nimmer für einen Mercur gehalten, da ich nicht weiß, daß dieser jemals ein Reiter gewesen ist, am wenigsten der Reiter eines Pferdes mit Flügeln an den Füßen

von der Größe eines Centnergewichts. Aber dies däucht mir ganz und gar Nebensache, da wir das Fundament entdeckt haben, worauf weiter zu bauen unser ganz absonderliches Bestreben sein muß."

Der Advocatenschreiber, der die steigende Ungeduld des Candidaten Severin sah, bezeigte nicht wenig Lust, denselben noch länger mit allerlei seltsamen Einwendungen hinzuhalten, konnte es aber doch nicht lange über sich gewinnen, den jahrelangen Freund und Gefährten zu necken, sondern warf das Blatt mit den Worten auf den Tisch:

„Seht zu, daß der Mercurius nicht durch die Lüfte davon reitet, und richtet Euere Aufmerksamkeit auf Pagina zwei und folgende . . ."

Severin hörte kaum auf die Worte des Freundes, sondern griff mit fiebernder Hast nach dem Blatte, das er vor sich entfaltete und emsig nach der angegebenen Stelle suchte.

Da stand es, wie ihm gesagt worden war, auf der zweiten Seite; aber es waren nur wenige Sätze und kein rechter Halt darin zu finden. Und dies war der Inhalt jener Zeilen:

„Man meldet uns aus Rio de Janeiro eine Geschichte, welche daselbst alle Gemüther mit Schrecken erfüllt. Es hauset dort ein sehr vornehmes und reich-

begütertes, altadeliges Geschlecht, das nur auf zwei Augen steht, welches sagen will, das nur ein männlicher Erbe vorhanden ist, welcher kaum die Jahre der Kindheit hinter sich hat. Es ist dies der Conde M*., den ältesten brasilianischen Geschlechtern beizuzählen. Nun aber ist der Marquese del V*. ein entfernter Verwandter, zugleich der Vormund des jungen Conde. Gedachter Vormund ist mit einer reichen Familie gesegnet und all sein Streben ist dahin gegangen, derselben ein glänzendes Loos zu bereiten, was ihm aber nimmer hat gelingen wollen. Nun haben die umwohnenden Nachbarn bemerkt, daß der Marquese del V*. alles Mögliche angewendet hat, um sein Mündel durch allerlei Chicanen in Nachtheil zu bringen, ihn übel zu behandeln und durch gedungene Sclaven maltraitiren zu lassen, welches zuletzt so arg geworden, daß es nicht ungeahnet hat hingehen dürfen und der Marquese gar ernsthaft verwarnt und ihm angedroht ward, solche unziemende und gefahrbringende Behandlung sofort einzustellen. Worauf denn berichtet worden, daß der Marquese seinen Fehler eingesehen, denselben bereut und feierlich in Gegenwart des Hochwürdigsten Herrn Erzbischofes Besserung gelobt habe. Männiglich bezeugt nun, insofern er von dieser Angelegenheit überhaupt unterrichtet ist, daß der Marquese

es nicht bei den bloßen Worten hat bewenden, sondern dieselben hat zur That werden lassen. Der junge Conde ist mit aller nur möglichen Rücksicht behandelt, und hat Freiheiten erlangt, die er sich nie hätte träumen lassen; ja, die so groß gewesen, daß man für sein junges Gemüth einige Besorgniß nicht hat unterdrücken können. Und auf desfalsige gemachte Vorstellungen hat der Marquese keine andere Antwort gegeben, als daß er sich in seinem Gewissen dazu verbunden fühle, die früher begangenen Ungerechtigkeiten auf diese Weise wieder gut zu machen, nachdem des Herrn Erzbischöfliche Gnaden ermahnende Worte sein ganzes Gemüth verwandelt hätten. Ist auch Jedermann bekannt, daß der Marquese seine früheren Fehler durch vielfache Kasteiungen gebüßt und durch reichliche milde Gaben zu sühnen versuchte, wofür ihm die vollständigste Absolution zu Theil geworden ist. Plötzlich aber hat sich ein Umstand ereignet, der ein erschreckliches Aufsehen erregt und den Marquese fast um den Verstand gebracht hat. Der junge Conde M*. ist spurlos verschwunden und trotz aller Bemühungen hat derselbe nicht wieder aufgefunden werden können. Der Marquese hat sich sofort an höchster Stelle gezeigt und um die allerstrengste Untersuchung gefleht. Es ist auch Alles gethan, um die dunkle Sache aufzuklären

und in dieselbe einiges Licht zu bringen. Es hat dies aber bisher nicht gelingen wollen und die ganze Residenz sieht auf diese Angelegenheit mit bangem Zagen. Einstweilen hat der Marquese die Güter des jungen Conde in Besitz genommen, wie denn diese auch sein unbestrittenes Erbtheil sind, wenn der Verschollene sich nicht wieder anfinden sollte.

Der Candidat las diesen Artikel mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zwei Mal nach einander, um sich denselben fest einzuprägen. Dann falzte er das Blatt wieder sorglich zusammen und, es dem Freunde zurückreichend, sagte er überlegend:

„Was wäre nun zu thun? Unser junger Zögling zeigt in seinen Manieren Etwas, das auf einen vornehmen Stand schließen läßt, und die Geschichte, welche ich eben las, mag leicht auf denselben passen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß er mit demselben in irgend einem Zusammenhange steht. Aber es mag schwierig sein, festen Fuß darauf zu fassen, und mit allen Muthmaßungen, die man allenfalls zu machen berechtigt wäre, schwebt die Angelegenheit gewissermaßen in der Luft. Was wäre denn nun Euere Meinung in dieser Angelegenheit?"

„Mich dünkt," sagte der Advocatenschreiber, „daß eine Meinung, die wir hinter dem Elbdeiche von dieser

Sache haben, nie und nirgends Etwas bedeutet, bevor wir nicht klarer in dieser Sache sehen, und deshalb habe ich mich einer anderen Beihülfe versichert, indem ich an ein Kaufmannshaus in Hamburg schrieb, von welchem ich weiß, daß es fleißig Handel nach Rio de Janeiro und andern brasilianischen Häfen treibt. Bis dahin, daß uns jenes Haus ein Näheres über diese Angelegenheiten mittheilt, wird es gerathen sein, dieselbe gänzlich für uns zu behalten und kein Aufhebens davon zu machen. Es ist schon des Lärmens genug hier im Orte und wir brauchen ihn nicht noch zu mehren. Augen auf und Mund zu ist eine goldene Regel, die, gewissenhaft befolgt, Niemandem Nachtheil bringt und Vielen nützlich sein kann. Gehabt Euch wohl, Candidat Severin, und bevor Ihr wieder unter Menschen geht, übt Euch in der Kunst, etwas reinen Mund zu halten, was unter allen Umständen und in diesem Falle ganz besonders ersprießlich ist."

Er entfernte sich und Candidat Severin, der in seiner kindlichen Gutmüthigkeit für seinen Schüler eine ganze Zukunft voll Rosengold aufsteigen sah, konnte sich nur schwer entschließen, der wohlgemeinten Warnung des praktischen Freundes Folge zu leisten.

Unterdessen ging der Winter allmählich vorüber. Der Frost ließ bereits im Februar nach. Es hatte

den Anschein, als würde das Fahrwasser zu sehr früher Zeit frei werden und die Feuerschiffe ihren beschwerlichen Dienst wieder antreten müssen. Der Findling vom Feuerschiff war längst nicht mehr Mode. In den Abendgesellschaften verlangte man nicht nach ihm und nur Einige, die früher übereilte Versprechungen machten, hielten aus Pflichtgefühl daran fest. Es schien auch, als ob der Findling selbst es ihnen nicht schwer machte, dieselben ganz und gar fallen zu lassen.

„Und so wären denn unsere Bemühungen umsonst gewesen," sagte der Amtmann eines Tages zu seiner Frau. „Es ist dies ein neuer Beweis, daß man sich für Niemand mehr interessiren soll. Von Dank ist schon nie die Rede und nur selten sieht man sich durch einigen Erfolg belohnt."

„Gehst Du nicht zu weit, lieber Freund?" fragte die Dame. „Was Ihr dem jungen Manne bietet, ist von ihm wohl kaum verstanden worden, und man darf es Keinem verdenken, wenn er etwas Scheu für eine Sache an den Tag legt, die ihm nur zur Hälfte klar ward."

„Man soll sich wohl gar abmühen, dem jungen Wilden die Vortheile, welche man ihm zu gewähren denkt, an den Fingern herzuzählen, und ihn dann um Gotteswillen bitten, sich derselben zu bedienen?" ent-

gegnete der Amtmann etwas gereizt. „Es ist alles Mögliche geschehen, ihn über seine Lage aufzuklären, und er hat genug von unserer Sprache gelernt, um vollständig begriffen zu haben, was man für ihn zu thun beabsichtigte. Dünkt es ihn nicht der Mühe werth, darauf einzugehen, und findet er es amüsanter, zeitlebens mit rohen Theerjacken zu verkehren und zwischen roth angestrichenen Decksplanken zu verkommen, bin ich gewiß der Letzte, dies romantische Vorhaben zu zerstören und Du würdest mich sehr verbinden, wenn von dieser Angelegenheit unter uns nicht mehr die Rede wäre. Ich gehe mit Deiner Erlaubniß meinen Geschäften nach."

Damit hatte diese Unterredung ein Ende und Jung-Clemens war aus der Liste der guten Gesellschaft gestrichen, ohne daß er ein sonderliches Verlangen empfand, wieder zu derselben zurück zu kehren. Ihm schien es im Gegentheil lieb zu sein, die Fesseln fallen zu hören, und fester schloß er sich an die Väter des Feuerschiffes an, die ihn mit einem Hurrah empfingen, als nun die Stunde des Absegelns für den nächsten Morgen bestimmt ward.

Zur späten Abendstunde hatte der Commandant des Feuerschiffes die sämmtliche Mannschaft an Bord beordert. Die Hafen-Commission war erschienen und

hatte die Ausrüstung untadelhaft befunden. Sie hatte Allen guten Muth eingesprochen und der Loots=Commandeur sagte:

„Blau Wasser vollauf, wenn Ihr Euch nur durch die paar Eisschollenkrumen und das Bischen Bröckeleis gewunden habt. Der Bug ist stark genug und wird sobald nicht eingerannt. Laßt in Gottes Namen den Anker fallen und Euer Licht in der Wüste leuchten. Es bewahrt vielleicht manchen ehrlichen Christenmenschen vor kalten Füßen, die nicht wieder zu erwärmen sind."

„Blau Wasser!" wiederholte der Capitain vor sich hin, als die Herren sich entfernt hatten. „Aber über die Eismassen, die sich an allen Ecken und Kanten von Geelsand ab bis über Neuwerk zusammen geschoben haben, sehen die Herren hinweg und setzen sich zu ihrem Grog am warmen Kamin. Nun ziehen wir wieder für eine Zeitlang in die Wüstenei, wo mit dem Kiele gepflügt und nicht geerntet wird. Gott tröste den Seemann im Allgemeinen, aber die Kerle unseres Schlages zwiefach, denn wir kommen erst an die faste Wall, wenn der Schnee das Feld bedeckt und bevor das erste Samenkorn in die Erde gelegt wird, müssen wir wieder von dannen. Gott tröste

das Matrosenvolk unter allen Längen und Breiten. Hollah Ahoi!"

Dieser letzte Ruf galt dem Leichtmatrosen und Küchenmeister Löffel, der zugleich den Dienst in der Kajüte hatte und die erste glatte Lage empfing, welche stets von den Lippen der kleinen, wie der großen Capitaine donnert, wenn sie selbst sich kaum mit Widerstreben in das Unvermeidliche ihrer Lage gefunden haben.

Der Meister vom Kabelgat und Vater Clemens der Lampenwärter schieden von ihrer gemeinsamen Wohnung, welche Muhme Buschmann in ihre Obhut nahm, und die freundliche Anna, die gedeihlich heranwuchs, treu zu behüten gelobte. Vater Clemens hatte es mit dem Abschiede von dem lieben Kinde, das ihm an das Herz gewachsen war, kurz gemacht. Er wischte sich mit der umgekehrten Hand verstohlen die Augen und schien nicht zu bemerken, daß Jung-Clemens von der Anna nicht lassen konnte und wollte. Mit einem Anfluge heroischer Kraft faßte er die Hand seines Gefährten und mit dem Ausrufe: „Alle Mann an Bord!" schritt er mächtig aus. Aber kaum waren sie draußen angelangt, als die Schritte merklich kleiner wurden und ein Fuß sich so langsam vor den andern setzte, daß Jung-Clemens ihn in drei Sprüngen ein-

holen mußte, wenn er auch noch länger, als wirklich geschah, neben der kleinen Anna stand und ihr in die treuen blauen Augen blickte.

„Und noch ein' Mal! Und noch ein Mal!“ rief er und zog sie immer wieder an sich, dann aber sagte er zu der Muhme Buschmann:

„Und wenn der frische Proviant kommen soll und das Boot liegt seitlängs . . .“

„Unterröcke werden am Bord nicht gut geheißen, weil sie Unheil mitbringen. Denke nicht, daß die Anna so verwegen sein und sich an Bord des Proviantbootes drängen und das Unwetter auf Euch herabbeten wird.“

Muhme Buschmann sagte es, mit dem Finger drohend, allein Anna machte ein Zeichen des entschiedenen Gegentheils.

„Hurrah!“ rief Jung-Clemens und sprang jetzt, statt der Anna, der Muhme um den Hals, die sich mit einem Schrei von ihm losmachte. Gleich darauf war er in Nacht und Nebel verschwunden.

Der erste Schimmer des neuen Tages glitzerte über das Wasser hin. Man hörte das letzte Einsetzen der Fluth und das Krachen und Bersten der schwimmenden Eisstücke, welche sie über einander kollerte. Am Fuße des Leuchtthurms und auf der Gallerie des-

selben, auf der Landungsbrücke und dem Deiche standen einzelne Männer und Frauen mit verschlafenen, fröstelnden Gesichtern; Angehörige der Mannschaften, die sich an Bord der rothleuchtenden Schiffe begeben hatten, um ihren Platz auf der ewigen Station wieder einzunehmen. Unter Denen, die dem Ufer zunächst standen, befand sich auch Muhme Buschmann mit der Anna. Sie hielten sich ziemlich seitwärts von den Leuten; aber das Falkenauge des Findlings hatte sie doch erspät und mit einem lauten Hurrah empfing er seine gesammten Väter, die sich eben jetzt an der Ankerwinde zusammenfanden, um die Jagetrosse einzuholen, womit sie das Schiff bis an das äußerste Ende der Brücke gezogen hatten.

„Der Strom kentert!" rief der Loots-Commandeur von der Brücke herab dem Schiffer zu. Die Breitfock und das Toppsegel nach oben! Behaltene Reise und ruhigen Ankerplatz."

„Hurrah!" war die Antwort von den Verdecken; aber sie klang nicht laut und fröhlich, wie bei der Heimkehr und unter den Leuten, die am Lande standen, fuhr Mancher mit der Hand über die feuchten Augen.

Von dem rauhen Küstenstriche Norddeutschlands wendet sich der Blick und schweift weitab jenseits des

Oceans, wo die See stärker leuchtet, wo der Himmel durchsichtig strahlt und die goldenen Sterne des südlichen Kreuzes durch die Nächte flammen.

In der Bucht von Rio de Janeiro, diesem Paradiese Brasiliens, lag das reiche Besitzthum der sehr edlen Senhores de Lemos. Das Haupt des Hauses war ein Mann in den besten Jahren, ausgerüstet mit allen körperlichen Gaben, allein etwas trägen Geistes. Senhor Alonzo galt für einen der schönsten Männer der brasilianischen Aristokratie, allein ihm fehlte der lebendige Flug der Phantasie, welche eine schöne Hülle durchgeistigt und ihr erst das eigentliche Leben verleiht. Als er in die Jahre kam, wo sich die junge Männerwelt zu verheirathen pflegt, hatte auch er, auf Anrathen seiner älteren Freunde, eine Wahl getroffen. Er führte die schöne Estrella d'Accunha heim, allein ohne von einer feurigen Leidenschaft ergriffen zu sein, ohne das Bedürfniß zu fühlen, sich einem liebenden Herzen mit ganzer Seele und allen seinen Empfindungen hinzugeben. Er that es anscheinend aus Pflichtgefühl. Man erzählte, er verheirathe sich nur, weil es einmal Sitte wäre, daß junge Cavaliere sich vermählten, und weil er es als seine Schuldigkeit erkenne, das reiche Erbe der de Lemos bei seinem Stamme zu erhalten.

Es gab mehrere Seitenverwandte, welche darnach strebten, die einstigen Erben des reichbegüterten phlegmatischen Vetters zu werden. Am meisten Aussicht hatten die Söhne seines Vaterbruders, die Senhores Lisardo und Henriquez, unter denen das Recht der Erstgeburt nicht ohne Schwierigkeiten zur Anwendung kommen konnte, weil Beide zu gleicher Zeit das Licht der Welt erblickt hatten.

Auch unter diesen beiden Brüdern herrschte eine große Verschiedenheit der Charaktere. Lisardo de Lemos war eine geistig begabte Kraft. Er faßte Alles leicht, schnell und sicher. Dabei lebte ein brennender Ehrgeiz in ihm. Er trachtete nach dem Höchsten und um sein Ziel zu erreichen, war er in der Wahl seiner Mittel nicht besonders ängstlich. Anders verhielt es sich mit Dom Henriquez. Von den glänzenden Geistesgaben seines Zwillingsbruders war ihm nur ein geringer Antheil geworden; er durfte selbst ein schwerfälliger Character genannt werden. Aber sein Rechtlichkeitsgefühl ging ihm über Alles und Nichts vermochte, ihn aus der Bahn zu verdrängen, die er eingeschlagen hatte, nachdem er sie einmal als die wahrhafte anerkannt hatte. Darum betrachtete Henriquez das Glück seines Vetters mit neidlosen Blicken. Das Recht des Besitzes würde er ihm unter keinen

Umständen streitig machen. Aber mit gleicher Festigkeit würde er nach dem Tode des Alonzo gegen seinen Bruder Lisardo in die Schranken getreten sein und mit allen Waffen, die ihm zu Gebote standen, um das Recht des Besitzes gekämpft haben.

Aber ein solcher Kampf war mindestens in eine weite Ferne gerückt. Senhor Dom Alonzo blühte in Fülle der Gesundheit und seine Gemahlin beschenkte ihn nach einer dreijährigen Ehe mit einem Knaben, auf den sich alle Größe und Herrlichkeit des Vaters dereinst vererben sollte. Die Hoffnung der Seitenverwandten wurde durch dieses Ereigniß mit einem Schlage niedergeworfen. Dom Henriquez fügte sich in die Lage der Dinge. Er entsagte einem Gute, das ihm nicht beschieden war, und um sich auf irgend eine Weise für das Verlorene zu entschädigen, faßte er den Entschluß, nach dem Mutterlande auszuwandern und dem Könige seine Dienste anzubieten, der des Beistandes redlicher Männer in einer Zeit der Intrigue und des maßlosen Eigennutzes doppelt bedürftig war.

Dom Lisardo war dagegen weit entfernt, ein Ereigniß, das alle seine Hoffnungen zerstörte, mit Gleichmuth hinzunehmen. Er verzehrte sich im Unmuth über die Widerwärtigkeit seines Geschickes und schwur, daß er Nichts unversucht lassen werde, um die Hindernisse

die ihm entgegen traten, auf alle Weise und um jeden Preis aus dem Wege zu räumen. Dom Lisardo war nie um die Wahl der Mittel verlegen, wenn es galt, einen kleinen Zweck zu erreichen; er wollte es auch nicht sein, wo das Erste und Höchste zu erringen war.

Der erste Schritt zum Ziel geschah ohne sein Zuthun. Die Mutter des Majoratserben, die schöne Estrella l'Accunha ward von einem bösartigen Fieber ergriffen, welches sie in dreien Tagen hinraffte. Ihr Gatte nahm sich diesen Todesfall so sehr zu Herzen, daß er ihr bald nachfolgte. Keiner hatte, bei der äußern Gleichgültigkeit, die er zur Schau trug, vermuthet, daß seine Neigung zu der schönen Frau so tief und innig gewesen sei, daß er ihren Verlust nicht zu überleben vermochte. Senhor Dom Alonzo der Vater starb. Senhor Dom Alonzo der Sohn, der Erbe und rechtmäßige Besitzer eines großen Vermögens, ein schwaches, unmündiges Kind, fiel der Vormundschaft seines ehrgeizigen Verwandten Lisardo anheim.

Mit finsterm Groll betrachtete Lisardo den Knaben, der zwischen ihm und der Erfüllung seiner heißesten Wünsche stand. Je weniger es ihm möglich war, sich derselben zu entledigen, je tödtlicher haßte er ihn. Der Knabe, dem das Leben in seiner reichsten

Fülle entgegen lachte, hatte zu den ersten Begleitern durch dieses Leben nur den Widerwillen und den Haß.

In Gedanken versunken, über finstern Plänen brütend, die keine feste Gestalt annehmen wollten, saß Dom Lisardo in seinem Prunkgemache, als ein Zischeln und Scharren ihn aus seinen Träumereien aufschreckte. Mit einem bösen Fluche sich erhebend, gewahrte er einen Neger, der zu seinen Lieblingssclaven gehörte und durch die treuen Dienste, die er seinem Herrn widmete, so wie durch die lustigen Einfälle, die ihm zu Gebote standen, bei dem Gebieter einen besondern Stein im Brette hatte. Er hatte sich eigentlich über nichts zu beklagen, da der Dienst leicht war und er überdies vielfach bevorzugt wurde. Und dennoch brannte eine verzehrende Sehnsucht in seinem Herzen, die immer stärker wurde, die Sehnsucht nach der Freiheit. Aber hierin war Lisardo, sonst freundlich und nachsichtig gegen seinen Lieblingssclaven, hart und unbeugsam. Woher einen zweiten solchen Diener nehmen, wenn er diesen entließ? Alles Bitten, alles Flehen war vergebens. Der Sclave knirschte mit den Zähnen und blieb. Aber er hielt beharrlich an der Idee fest und wenn ein Plan gescheitert war, entstand ein neuer aus dem Chaos seiner Gedanken, den er mit alle

Energie, die ihm zu Gebote stand, zur That gestalten wollte.

„Wer ruft Dich?“ schalt stirnrunzelnd Lisardo. „Jetzt ist keine Zeit, Possen zu treiben.“

„Will nicht machen lachen mächtige Senhor!“ entgegnete demüthig der Sclave. „Komm mit Thränen in den Augen.“

„Wenn du weinst, lasse ich Dich peitschen, Bursche; Du weißt es.“

„Sind Juanita's Thränen, Senhor Dom. Können nicht leben ohne Juanita.“

„Heirathe sie und ich werde zwei Sclaven statt des einen haben!“ lachte Lisardo.

„Juanita will nicht werden ein Weib von dem Sclaven Sever. Juanita freie Negerin. Geben mir Freiheit, Senhor Dom!“

„Die Peitsche, Bursche! Die Peitsche! Du kennst mich, kecker Gesell.“

„Sever verlangen Freiheit nicht umsonst! Sever wollen Freiheit bezahlen.“

„Womit zahlst Du, Mensch ohne Eigenthum?“ fragte verächtlich Lisardo. „Denkst Du Dich mit irgend einem Narrenstreiche loszukaufen? Hinaus mit Dir.“

Aber Sever ging nicht, sondern trat seinem Herrn einen Schritt näher und sagte:

„Sever zahlen nicht mit Lisboninen. Haben nicht Cruzados in seinem Beutel, armer Sever. Aber zahlen mit dies."

Er deutete mit der Hand auf seinen Kopf und da der Herr sich unwillig abwandte, fuhr er fort:

„Senhor Dom Lisardo wollen werden Herr und Meister von allen Gütern der de Lemos. Senhor Dom Lisardo sollen haben Alles, wenn versprechen Freiheit dem armen Sever."

Dom Lisardo sah den Burschen groß an, der diese Verheißung aussprach. Es ward schon mancher kecke und verwegene Gedanke unter der Hirnschaale eines Negers ausgebrütet; warum nicht auch jetzt? Die Phantasie des ehr- und golddurstigen Edelmannes war entflammt und laut rief er aus:

„Wenn Du Deine Verheißung wahr machst, sollst Du nicht nur Deine Freiheit erhalten. sondern auch eine reiche Plantage von mir empfangen, damit Du in der Freiheit uicht verhungerst."

Sever's Augen leuchteten vor Freuden und jubelnd rief er aus:

„Haben Freiheit und Juanita! Senhor Lisardo ist Haupt der de Lemos. Nur ein Kind im Wege. Wir machen es verschwinden."

„Willst du ihn tödten?“ fragte Lisardo und ein Schauer rieselte den Rücken herab.

„Nicht machen todt! Nur machen verschwinden!“ sagte der Sklave fest. „Aber da kommen die Senhores Dom Fadrique und Dom Ernesto de Lemos. Sever kommen wieder, wenn die Caballero's gehen.“

Der Sclave verschwand und kehrte bei dem Einbruch der Nacht zu seinem Herrn zurück. Die Unterredung dauerte lange. Er blieb bis die Sonne majestätisch aus dem Meere aufstieg und der junge Tag blitzend in die Schöpfung trat.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß irgend etwas Bemerkenswerthes geschah. Da verbreitete sich das Gerücht, Dom Lisardo werde eine längere Reise nach Bochia und Pernambuco antreten, um auch in diesen fernen Provinzen das Eigenthum seines Neffen und Mündels in Augenschein zu nehmen und dessen Rechte zu wahren, welche durch ungetreue Verwalter gefährdet schienen.

Das Gerücht ward zur Wahrheit. Dom Lisardo versammelte den weitläuftigen Haushalt, nahm in dessen Gegenwart den zärtlichsten Abschied von seinem Neffen Alonzo und empfahl denselben der besonderen Aufsicht und Versorge seines Lieblingssclaven. Statt aller Antwort warf sich Sever als ein Zeichen unbedingten

Gehorsams auf die Erde und küßte die Füße seines Gebieters. Eine Stunde später war Dom Lisardo mit großer Pracht abgereist und das jugendliche Haupt des Hauses unter der Herrschaft eines erkauften Sklaven gestellt. Der junge Alonzo blickte mit allen Zeichen der Angst auf den Schwarzen, der in Gegenwart von Fremden die tiefste Unterwürfigkeit zur Schau trug, während er, von Andern unbeachtet, die härteste Tyrannei übte.

In einer der geringeren Seitenstraßen, welche zu Rio de Janeiro am Hauptlandungsplatze ausmünden, war eine Schenke, worin mancherlei Seevolk verkehrte, von denen man nicht recht wußte, welcher Art die Hanthierung sei, die zwischen den Planken ihrer Schiffe getrieben wurde. Es waren meistens verkommene Gesellen, die heute noch nicht wußten, wovon sie am andern Tage leben sollten und dem Wirthe, bei dem sie an der Kreide standen, zu mancherlei Dienstleistungen verpflichtet waren, die dieser zur Tilgung der Zeche von ihnen verlangte. Unter diesen Gesellen war auch der Steuermann einer nordischen Brigg, der nicht aus noch ein wußte, so hoch belief sich die Summe, die er dem Wirthe schuldig war. Die Abreise der Brigg stand nahe bevor und der Steuermann wußte nicht, was er beginnen sollte, als der Wirth ihm einen

Wink gab und ihn auf eine geheimnißvolle Weise einlud, in der Nebenstube, die nicht Jedem zugänglich sei, mit ihm und noch einem Gaste eine Flasche ächten Lisboniner auszustechen. Verwundert folgte der Steuermann und befand sich bald dem Wein und dem Neger Sever gegenüber.

Ein gedrückter, von Sorgen beschwerter Mann war in das Hinterstübchen des Wirthes getreten; ein lustiger, fröhlicher, aufgeweckter Steuermann, mit allerlei Schelmenliedern auf den Lippen und blanken Cruzados in der Tasche verließ dasselbe. Kein leichteres Seemannsherz im ganzen Hafen, als das des Steuermannes am Bord der nordischen Brigg, als diese nach dreien Tagen die Anker lichtete, um in die nordische Heimath zurückzukehren.

Aber in dem Hause der de Lamos war großer Jammer und unendliche Noth. Der junge Erbe des Hauses war verschwunden. Dom Lisardo, so schnell als möglich von diesem Trauerfall benachrichtigt, kehrte von seinen Reisen zurück. Es setzte Alles in Bewegung, was nur in Bewegung zu setzen war, allein umsonst. Der Knabe blieb fort und Sever, dem derselbe anvertraut war, wußte so viele scheinbare Beweise seiner Unschuld beizubringen, daß diese von den Rich-

tern nicht angezweifelt werden konnte. Dom Lisardo selbst bürgte für die Treue seines Lieblingssclaven.

Lisardo wußte sich das Ansehen eines treuen, gewissenhaften Vormundes zu bewahren. Er ließ kein Mittel unversucht und erst als alle vergebens waren, als jeder gesetzlichen Bestimmung auf das Gewissenhafteste Genüge geleistet worden, trat er mit Seufzen die Erbschaft an, die das Streben und Ziel seines ganzen Lebens war.

Und kaum befand er sich auf dem Gipfel seiner Macht, als ein Gläubiger, den er sich selbst geschaffen hatte, gegen ihn in die Schranken trat. Das war Sever, der die Erfüllung der ihm geleisteten Versprechungen forderte. Lisardo reichte ihm Gold über Gold. Sever weigerte sich, es zu nehmen. Er forderte seine Freiheit und den verheißenen Grundbesitz. Lisardo, aufgebracht über den Trotz des Sclaven, verweigerte im Gefühl seiner Macht und Unabhängigkeit das mit Ungestüm Verlangte und bedrohte ihn mit den härtesten Strafen, wenn er es wagen sollte, bei demselben zu beharren. Sever entfernte sich mit dem furchtbarsten Rachegelübden.

Sein Auge ruhte mit den Blicken des tödtlichsten Hasses auf dem treulosen Herrn. Er beschloß, ihn von seiner stolzen Höhe in die tiefste Erniedrigung zu sto-

ßen. Das bisher schlau verborgene Geheimniß trat durch den Mund geschwätziger Sklaven an das Licht und durcheilte die Hauptstadt auf unsichtbaren Schwingen, von Moment zu Moment eine abentheuerlichere Gestalt annehmend. Die Stimmung gegen Dom Lisardo wurde eine bedenkliche.

Da trat Sever als Kläger auf und mit einem Schlage nahm die ganze Angelegenheit eine entgegengesetzte Wendung. Ein Sclave erhob sich gegen seinen Herrn. Was Dom Lisardo begegnete, das konnte auch jedem Andern geschehen und um die Unantastbarkeit der Herrscher im Kleinen war es gethan. Die Richter bebten vor dieser Verwegenheit zurück. Der Sclave, der sich solcher Frechheit erkühnte, ward nicht nur auf das Allerentschiedenste zurückgewiesen; man belegte ihn auch zum warnenden Exempel mit einer der grausamsten Strafen, welche jenseits des Oceans Pflanzerhochmuth und Pflanzerwillkühr jemals erdachte. Sever verschwand und Dom Lisarda blieb unangefochten in dem vollen Besitz der Güter der de Lemos.

Aber die That, welchen Verlauf sie auch in dem öffentlichen Leben nahm, fand ihre Richter im Verborgenen. Ein anderes Urtheil ward von diesem Tribunal gefällt und wie dasselbe seinen Weg über den Ocean fand, um in den Spalten des „Mercurius" vor

den Augen des Advocatschreibers zu erscheinen, fand es auch seinen Weg in die Spalten der in Lissabon erscheinenden Zeitung und fesselte die Aufmerksamkeit des Dom Henriquez de Lemos, der noch immer seinen Aufenthalt in dieser Königsstadt hatte. Mit steigender Aufmerksamkeit las er den Bericht. Kein Zweifel, daß es das Schicksal seines Neffen war, welches diese Blätter erzählten, wenn man auch keine Namen nannte, oder diese gänzlich entstellte. Ein stilles Grauen bemächtigte sich des Edelmannes. Er durfte nicht zweifeln, daß hier von seinem Bruder die Rede sei und wie er denselben kannte, fürchtete er sofort ein Verbrechen. Die lebhafteste Unruhe bemächtigte sich seiner und er gewann erst die nöthige Besonnenheit wieder, als er fest entschlossen war, sobald nur irgend möglich nach Rio de Janeiro abzureisen, um der Sache auf den Grund zu kommen, und den Verbrecher zur Rechenschaft zu ziehen.

Dort übte die Zeit ihr unwandelbares Recht. Das Ereigniß des Tages wurde mit Eifer ergriffen und verhandelt. Es war, als gäbe es kein anderes Interesse mehr für die Zukunft und hätte es vordem kein anderes gegeben. Dann verstummten die Gemäßigten und endlich auch die Enthusiasten. Die Sache wurde gleichgültig und am Ende ganz und gar ver=

gessen. Der Verschollene blieb verschollen; der Besitzende blieb in dem Besitz und die allgemeine Stimme proclamirte diesen als ein unveräußerliches Recht. Es war um diese Zeit, als Henriquez de Lemos in Rio de Janeiro anlangte, um eine verworrene Angelegenheit in die Hand zu nehmen und vor Aller Augen klar darzulegen; eine Arbeit, die kaum auf einen Erfolg zu rechnen hatte und aller Wahrscheinlichkeit nach nie zu einem gedeihlichen Ende kommen konnte.

Mit Vorsicht hatte Dom Henriquez den brasilianischen Boden betreten. Im Voraus überzeugt, daß ihm große Hindernisse entgegen stehen würden, hatte er sich entschlossen, erst in aller Stille Beobachtungen anzustellen. Er hütete sich deshalb, sich seinem Bruder zu zeigen und hielt sich unter einem andern Namen bei einem Freunde auf, der seine Verborgenheit zu ehren wußte. Der Erfolg rechtfertigte die gehegten Besorgnisse. Wie vorsichtig auch Dom Henriquez die Fühlhörner ausstreckte, bei der leisesten Berührung zuckte der davon Betroffene zusammen und er mußte sie wieder einziehen.

Von schweren Sorgen heimgesucht, wandelte er einsame Straßen, um ungestört zu überlegen, wie er den Schleier des dunklen Geheimnisses heben sollte, als er durch eine winselnde Stimme aus seinem

Brüten aufgeschreckt wurde. Vor ihm im Staube wand sich ein Neger, der um ein Almosen bat, seinen wüthenden Hunger zu stillen. Dom Henriquez befahl ihm aufzustehen und reichte ihm eine Gabe. Der Neger folgte dem Befehle und floß von Danksagungen über. Allein kaum hatte derselbe das Gesicht des Edelmannes erblickt, als er verstummte und in die höchste Aufregung gerieth. Alle seine Muskeln spannten sich an und mit dem Rufe: „Senhor Dom Henriquez!" stürzte er vor demselben nieder und umklammerte seine Kniee.

Der Edelmann wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte sein Incognito auf das Peinlichste bewahrt, und wurde nun von einem bettelnden Neger auf offener Straße erkannt. Nur mit Mühe gelang es ihm, sich von demselben loszumachen. Zu entfliehen vermochte er ihm nicht, denn Jener verfolgte ihn Schritt um Schritt und stieß so jammervolle Töne aus, daß der Edelmann die allgemeinste Aufmerksamkeit zu erregen befürchtete und der Scene um jeden Preis ein Ende zu machen suchte. Er gab dem Neger einen Wink und dieser schlich nun demüthig hinter ihm her. In der Abgeschlossenheit seiner Wohnung, wo er vor jeder Ueberraschung sicher war, gewährte er das von dem Neger mit der größten Leidenschaftlichkeit erflehte Gehör.

Es war Sever, der treue Diener eines gewissenlosen Herrn, der um des vorenthaltenen Lohnes wegen zum grimmigsten Feinde ward und der dem Zorn des gereizten Gebieters zum Opfer fiel. Von harten Strafen bis zum Tode erschöpft, sah er seine letzte Stunde vor Augen, als es ihm durch die Fahrlässigkeit der Wächter gelang, zu entfliehen. Mit dem Aufgebot der letzten ihm gebliebenen Kräfte erreichte er seinen Zweck, irrte in den verlassensten Straßen umher und ging schon mit dem Gedanken um, das kaum erst gewonnene Leben durch einen freiwilligen Tod zu enden, als ihm Dom Henriquez erschien. Die Wohnung des Letzteren umschloß jetzt zwei Verborgene für einen.

Durch die Mittheilungen Severs ward der Verdacht des Edelmannes zur Gewißheit. Der kranke Sclave ward an sein Lager gefesselt. Ein schweres Siechthum, die Folge der vielfach erduldeten Mißhandlungen, warf ihn nieder und nur mit Mühe wurde er am Leben erhalten. Dom Henriquez war gezwungen, sich während dieser Zeit gänzlich unthätig zu verhalten. Die Ungeduld verzehrte alle seine Kräfte.

Da flog ein Meteor durch den glänzenden tropischen Himmel, der sich über die zauberische Bai von Rio de Janeiro ausspannte. Er kam über den Ocean geflogen und ging von der eisumstarrten Elbmündung

aus, die still und unbeachtet lag mit allen ihren geheimnißvollen Schrecken.

Es war ein Brief des Hamburger Hauses, um dessen Vermittlung der Advocatenschreiber gebeten hatte, an einen bewährten Geschäftsfreund in Rio de Janeiro. Dieser Brief enthielt eine Abschrift jener in den deutschen Blättern mitgetheilten geheimnißvollen Geschichte und erzählte darauf von dem schiffbrüchigen Knaben, der von der Mannschaft des Feuerschiffes gefunden ward, sammt allen dabei vorgefallenen Einzelheiten. Am Schlusse ward um eine möglichste Aufklärung in dieser dunklen Angelegenheit gebeten und ob es rathsam sei, in dem Interesse des jungen Mannes irgend einige Schritte — und welche — zu thun?

Der Empfänger des Briefes — ein Freund des Dom Henriquez und von dessen Anwesenheit unterrichtet — hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich diesem zu nähern und ihn in das Geheimniß einzuweihen. Der Edelmann bezweifelte keinen Augenblick die Wahrhaftigkeit dieser Geschichte und beschloß, Alles anzuwenden, um sie aus ihrer Verborgenheit an das Licht zu ziehen.

Nichts schien ihm dazu geeigneter, als sich selbst nach Europa zu begeben und an Ort und Stelle die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Die Reise wurde

beschlossen und sollte angetreten werden, sobald der Sclave Sever so weit hergestellt sei, um die Anstrengungen einer längeren Seereise ertragen zu können.

Die Zeit ging ihren gemessenen Gang. Die Feuerschiffe kamen binnen und liefen wieder aus. Die einzelnen Mannschaften wechselten und wurden durch andere ersetzt. Einige waren des einförmigen Lebens müde und strebten über die rothe Tonne hinaus, welche sie bis dahin so treu hatten bewachen helfen. Einige sehnten sich nach Ruhe. Sie brachten sich in einem bescheidenen Kämmerlein unter und lebten von ihren Erinnerungen und der schmalen Ration, die ihnen für ihr hülfsbedürftiges Alter ausgesetzt war. Nur auf dem Feuerschiffe Nummer Zwei blieb der alte Stamm. Der Capitain, der keinen Unterrock am Bord leiden konnte und sich jedes Mal ereiferte, wenn das Proviantboot kam und die Pflegetochter des Lampenwärters an Bord brachte, schwur zum zehnten Male, daß er sie bei der nächsten Wiederkehr zu einer schwimmenden Ankerboje machen werde. Und doch war bei der Abfahrt Niemand besorgter, daß sie unverletzt in das harrende Boot zurückkehren möchte, als der zürnende Gebieter und unumschränkte Herrscher des Halbdecks. In dem Lampenraum regierte als strenger Despot

der lange Docht, und nicht regelmäßiger gingen die Fixsterne am Himmel auf und unter, als er am Abend und am Morgen seine Lampen auf und unter Deck brachte. Auf seinem Wege lag die Cambüse und jedes Mal blickte er in dieselbe hinein, dem Löffel freundlich zunickend, der mit Schaumkelle und Feuerzange ein eisernes Regiment führte und bei jeder Mahlzeit, die er auftrug, versicherte, daß ihm noch nie eine so gut gerathen sei, als diese. Auf der Ankerspille saß dann der Meister des Kabelgats und musterte alles stehende und laufende Gut des Takelwerks mit einem Ernst und einer Genauigkeit, als sei er Hochbootsmann am Bord eines Dreideckers, der eben jetzt eine Reise um die Welt antreten sollte.

Und zwischen diesen vier Gestalten stand als leuchtender Mittelpunkt Jung-Clemens, der Findling der Baak von Scharhörn. Von ihm ging am Bord alles Leben aus. Und wenn, wie das der Candidat Severin ausbrachte, das Feuerschiff Nummer Zwei sammt Allen, die sich am Bord desselben befanden, eine Welt für sich bildete, war Jung-Clemens die Sonne, welche diese Welt erleuchtete.

Selten wohl hatte sich ein Knabe in solche Verhältnisse so fest und sicher eingelebt, als er. Die wenigen Erinnerungen, welche er Anfangs von seiner eigent-

lichen Herkunft hatte, drängten sich allmählich in den Hintergrund und starben ganz und gar, als die kindliche Anhänglichkeit, die er für die kleine Anna empfand, in eine feste, ernste Neigung überging, die von dem zur vollsten Schönheit heranblühenden Mädchen mit aller Liebe und Treue erwiedert ward. Seit Jung-Clemens den festen Entschluß ausgesprochen hatte, den Dienst an Bord des Feuerschiffes nicht wieder aufzugeben und zwischen den Planken desselben zu leben und zu sterben, hatte sich die Aristokratie von Cuxhaven und Ritzebüttel nicht weiter um ihn gekümmert. Seine Heimath war im Sommer das Schiff, zur Zeit der Winterlage aber die Hütte des alten Clemens und die einsame Kammer in der Schenke zum Engelsmann. Sonst kümmerte sich Niemand um ihn und nur der Candidat und der Advocatenschreiber bewahrten ihm ein freundliches Gedenken. Jung-Clemens wußte, was sie für ihn thaten, und verschloß es im treuen Herzen. Von diesen Dreien war gerade er am wenigsten darum besorgt, daß auf die von Seiten des Hamburger Hauses angestellten Nachforschungen noch immer keine bestimmte Nachricht eingegangen war. Ihm lachte die nächste Zukunft mit rosiger Helle entgegen.

Es begann Abend zu werden. Die behaglichen

Tage des Sommers waren vorüber. Allgemach rückte der Herbst heran mit seinen Stoßwinden und Regenböen. Aus den vorüberrauschenden trüben Wellen sprangen am frühen Morgen, wie am späten Abend die Tummler mit ängstlicher Hast, als würden sie von einem unsichtbaren Feind auf Tod und Leben verfolgt. Die Möven sammelten sich um die Spitze des Großmastes und umkreisten dieselbe mit ihrem eintönigen heiseren Schrei.

Vater Clemens und der Meister des Kabelgats sammt seinen drei Stimmen hatten die Deckwacht. Ihre Blicke flogen mit Besorgniß über den Horizont, wo ein schlimmes Wetter aus der Tiefe aufbraute. Jeder von ihnen war auf eine schlimme Nacht gefaßt, aber Keiner sprach davon, sondern erging sich im heiteren Gespräch über vergangene harmlose Tage und im Hinblick auf ein nahe bevorstehendes Glück, das daheim am stillen Herde von emsiger Hand vorbereitet wurde.

„Rothen!" sage ich Dir, Docht! Nur rothen! Es liegt etwas Apartes darin!" sprach der Meister des Kabelgats und warf sich in die Brust. „Werde noch ein Mal so lang bei dem Gedanken an den rothen."

„Ich meines Theils bin nicht dafür!" entgegnete

Vater Clemens," und werde bei dem Gedanken daran nicht um eines Strohhalms Breite länger."

Das wäre auch bei Dir ganz unnöthig, denn sobald es sein müßte, könntest Du die Laterne von dem Topp herunter holen, ohne eine Webeleine zu berühren, sobald Du die Arme gehörig ausstrecktest!" entgegnete Jener. „Warum bist Du nicht für den rothen? Das sage."

„Weil er aussieht, wie Blut!" sagte Clemens in seiner gelassenen Weise. „Ich halte es mit weiß. Hat eine Aehnlichkeit mit Gold und wir wollen doch, daß die Tage des jungen Volkes so golden sein sollen, als nur immer möglich."

Diese Aeußerung kam dem Meister des Kabelgats unerwartet. Er hatte stets gehört, daß der Rothwein ein sonderlich-vornehmes Getränk sei. Hielt er es für seinen Theil auch lieber mit einem steifen Grog, hatte doch der Rothwein seinen Ehrenplatz auf der Tafel des Amtmanns und anderer vornehmer Herrschaften und vornehm sollte es an dem Ehrentage hergehen, der ihm gerade jetzt im Sinne lag.

Vater Clemens freute sich nicht wenig, daß er den Gegner schlug und den Sieg davon trug. Allein der Triumph dauerte nicht lange. Seine Gutmüthigkeit vertrug es nicht, in das verstimmte Gesicht des Freun=

des zu sehen, und die Hand auf dessen Schulter legend, sagte er:

„Glaube nicht, daß wir mit den Anstalten zur Hochzeit weit kommen, wenn wir uns gleich zu Anfang auf einen Streit einlassen. Schlage vor, daß wir Beide unsern Willen kriegen. Roth kann auch einmal Roth bedeuten, was der Anna ihre Backen färbt, wenn ihr der Bräutigam einen Kuß giebt."

Der Meister des Kabelgats sagte nichts, aber er schüttelte kräftig die Hand des Freundes. Er räumte seinen Sitz auf der Ankerwinde, rannte ein paar Mal das Deck auf und ab und sagte dann, vor dem Freunde stehen bleibend:

„Alle tausend Donnerböen, die noch am Himmel stehen, sollen auf mich herabfallen und mich in Grund und Boden schlagen, wenn Du nicht der rechtschaffenste Maat bist, der jemals eine Erbsenback auslöffelte."

„Würde ein Bischen zuviel werden mit all' den Donnerwettern!" entgegnete Vater Clemens in seiner stillen Weise, indem er ebenfalls seinen Sitz verließ. „Es wird gerade genug sein mit derjenigen Bö, die sich über unsere Köpfe zusammen zieht."

„Die Hochzeit soll werden!" rief der Kabelgatmeister plötzlich sehr ernsthaft und warf einen forschen-

den Blick auf die weite Fläche rings umher, die sich auf eine überraschend-schnelle Weise zu ändern begann.

Die Wasser brodelten und gaben jenen eigenthümlichen Ton von sich, der hörbar wird, wenn sie nach zwei verschiedenen Seiten zu gleicher Zeit getrieben werden. Die Ebbe setzte mit voller Macht aus, wie immer zur Zeit der Springfluthen, und floß seewärts. Der Wind, der von Helgoland her mächtig in die Mündung der Elbe hinein stand, hielt die Wellen auf und drängte sie zurück. Es war ein nicht ruhender Kampf, in welchem die Wellen stets unterlagen, jedoch nur, um sich in den nächsten Augenblicken desto drohender zu erheben. Die Wolken verdichteten sich mehr und mehr. Sie schoben sich über- und ineinander und trotz der mit der Minute wachsenden Dunkelheit ließen sich die verschiedenen Färbungen erkennen, welche sie annahmen.

„Glaube, daß wir einen Haufen Zuckernüsse auf das Deck bekommen, und thun wohl daran, uns die Lederkappe tief in die Stirn zu ziehen!“ sagte der Kabelgatmeister, der sein eigenes Ich von allen Dingen untrennbar hielt, während sein Maat, stets nur an Andere denkend, sich die Hände rieb und schmunzelnd sagte:

„Seitdem wir die starken englischen Gläser für

unsere Laternen bekommen haben, hat es mit einer Hagelbö nichts mehr auf sich. Sie springen davon ab, wie die Kaffeebohnen thun, wenn der Löffel sie in die eiserne Pfanne schüttet, um sie zu schmoren, bis sie zu schwitzen anfangen. He! He! Da braut auch der Nebel aus der Tiefe und das kleine Feuer von Neuwerk, das ich eben noch an unserem Steuerbord hatte, ist verschwunden. Nebel und Sturm, Hagelböen und Springfluthen sind schlimme Gesellen in einer Nacht, wie diese. Wollen nicht mehr von unnützen Dingen schwatzen und einen scharfen Udkiek halten."

„Udkiek halten ist es!" sagte eine helltönende Stimme hinter ihnen. Die beiden Männer sahen sich überrascht um und gewahrten Jung-Clemens, der ihnen entgegen lachte:

„Litt mich nicht länger in der Koje, als ich hörte, wie die Ebbe längs den Planken hinsauste und das Schiff zu tanzen begann, wie die Bauernknechte thun, wenn der lahme Andres in der Döfener Schenke den Dreitritt aufspielt."

„Es ist etwas Verwunderliches um ein Menschenkind, wenn es einmal zum Seemann bestimmt ist," sagte mit vielem Ernste der Meister des Kabelgats. „Glaube, daß er es mit dem ersten Athemzuge einsaugt,

den er thut, wenn er auf die Welt kommt. Ist das nicht ein Bursche geworden, von dem man glauben sollte, er wäre im Lee einer unserer Sanddünen geboren? Und ist doch auf einer Kaffeeplantage, oder in einem Zuckerrohrfelde, oder da herum zur Welt gekommen."

Der Kabelgatmeister kam mit seiner Weisheit nicht zu Ende. Der Nordwest jagte mit solcher Gewalt heran, daß es in der Luft zu sausen begann und die Hagelwolken an einander rasselten, wie die Gewaffen der Panzerreiter, wenn sie über die Ebene hin jagen. Das Schiff fing an zu zittern und in dichten Massen regneten die Schloßen auf das Deck herab. Einen Augenblick standen die Drei wie betäubt, dann aber flog der Eine in die Kajüte zu dem Capitain, während der Zweite die Uebrigen zu Deck rief und Jung-Clemens, sich vollends auf das Bugspriet hinausschwingend, zu sich selbst sagte:

„Glaube, daß es mit dem Udkiek für die Nacht vorbei ist. Man könnte eben so gut den Kopf in die Balje stecken, worin die Lothleine geborgen ist, und würde dasselbe sehen. Bei alledem aber muß ein Mann seine Schuldigkeit thun. Will dabei an die Anna denken, dann geht die Nacht rasch vorüber und wer weiß, was der morgende Tag uns bringt."

Er sprach die letzten Wort hin, ohne sich etwas Besonderes dabei zu denken und ohne eine Ahnung von dem zu haben, was der nächste Morgen ihm wirklich bringen sollte.

Die ganze Mannschaft war jetzt versammelt. Zunächst richtete sich das Augenmerk auf die eigene Sicherheit. Als man sich überzeugt hatte, daß Anker und Taue ihre Schuldigkeit thaten, hielt Jeder tapfer auf seinem Posten aus, geduldig harrend, was der nächste Augenblick bringen würde, stets bereit, eine helfende Hand zu bieten, wenn ein Verunglückter darnach greifen sollte. Aber die Nacht war undurchdringlich. Kaum daß man die Laterne am Topp des großen Mastes schimmern sah. Die Spitze des Bugspriets war mit einer Nebelkappe überzogen. Von Zeit zu Zeit verkündete ein laut gerufenes „Hollah Ahoi!" daß Jung-Clemens noch am Leben und auf seinem Posten sei.

Es war um die dritte Morgenstunde, als das schwere Wetter etwas nachließ. Die Wolken gingen höher und der Sturm verlor an Heftigkeit. Die Lampe war wenigstens für den nächsten Umkreis sichtbar und der Kabelgatmeister sah mit Befriedigung den jungen Udkiekmann auf seinem Platze, unbeweglich wie eine in Erz gegossene Statue. Die Leute athmeten unwill-

führlich auf. Jeder dachte nicht mehr allein an sich, sondern auch an die Andern und der Capitain hatte den vorübergehenden Gedanken an ein Extraglas für die Schwerbetroffenen, als er vor etwas Unerwartetem plötzlich zusammenfuhr:

„Sollte meinen, das sei ein Donner, wenn um diese Zeit . . .“

Der Meister des Kabelgats trat an ihn heran, den Hut in der Hand und sagte:

„Mit Verlaub, Herr, aber ich glaube . . .“

Er kam mit seiner Muthmaßung nicht zu Ende, denn derselbe Ton, welcher vorhin die Betrachtungen des Capitains störte, wiederholte sich.

„Ein Schuß!“ riefen Beide zugleich, und in demselben Moment ertönte vom Udkiek her ein lauter Ruf. Jung-Clemens hatte sich erhoben.

Der Lampenwärter war schnell zur Hand und fragte mit einiger Hast:

„Was siehst Du?“

„Schwarz in schwarz!“ lautete die Antwort. Konnte Nichts unterscheiden, allein mir war es, als triebe in der Richtung des Krahnbalkens Etwas in unserm Lee vorüber. Es war ein dunkler Schatten, der sich nach oben hin verlor, und überdies war er in demselben Augenblicke fort.

Vater Clemens war zu der Glocke gelaufen und fing an zu läuten, wie es am Bord zu geschehen pflegt, wenn man in dunklen Herbstnächten ein Warnungszeichen für andere Schiffe geben will, die sich in der Nähe befinden könnten, um einen Zusammenstoß zu vermeiden. Löffel aber, der stets in der Nähe der Cambüse war, eilte mit dem eisernen Stockfischhammer herbei und schlug damit so heftig auf den Reserveanker los, daß dieser Lärmen fast den Schall der Glocke verschlang. So zogen die letzten Nachtstunden an der Mannschaft des Feuerschiffes mit bleierner Schwere vorüber. Es schien, als wollten sie kein Ende nehmen.

Es war schon spät am Tage, als der erste blasse Schimmer an der grauen Himmelsdecke sichtbar wurde. Weit umher, im Luv und im Lee, rollten die See'n über die Banken hin. Wie ein langes und breites Leichentuch deckte sich die schäumende Brandung über den weiten Raum.

Weitab saß hoch auf dem Strande ein stattliches Schiff, festgekeilt, regungslos, die breiten Flanken den heranstürmenden Wellen preisgebend, die mit Ungestüm daran auffsprangen. Der Bug war eingebrochen und senkte sich zusehends. Das Bugspriet war niedergeworfen und die See rasete darüber hin. Sie hatte es

bald vollends niedergerissen und rüstete sich zu ihrem weitern Zerstörungswerk.

Alle Blicke richteten sich auf das Wrack, welches unrettbar verloren war. Der Capitain brachte das Fernrohr nicht vom Auge weg und rief dabei dem Kabelgatmeister, der unfern von ihm stand, seine Bemerkungen zu:

„Wette ein Doppeltmarkstück, daß der große Mast keine zehn Minuten mehr Stand hält. Fliegt hin und her, wie die Spitze des Petrithurms zu Hamburg, wenn der Nordost ihn packt."

„Werdet die Wette gewinnen, Capitain, und könnt ein zweites Doppeltmarkstück an den Fockmast wenden, der noch eher daran glauben muß, wenn ich mich auf meine Augen noch ein Bischen verlassen kann. He! Hallah! Er schlingert hin und her wie ein Leichtmatrose, der sein erstes Glas über den Durst gethan hat."

Er sagte dies Alles, nicht ohne ein gewisses Behagen darüber, daß er mit den bloßen Augen dasselbe und mehr sah, als der Capitain mit dem Fernrohre. Um aber das Ansehn seines Offiziers nicht bei sich selbst herabzusetzen und ihm Gelegenheit zu geben, sich in seiner Würde zu zeigen, sagte er rasch hingeworfen:

„Und keinen Menschen sieht man. Sollte doch nicht glauben, daß bei einem solchen Unglück die Mann-

schaft in den Kojen liegt und seine Sorgen und Kümmernisse verschläft."

„Der Capitain sah seinen Deckoffizier mit dem Gefühl des tiefsten Mitleids an. Er zuckte die Achseln, maß ihn mit einem strafenden Blick von oben bis unten und sagte dann in dem Tone der selbstbewußten Ueberlegenheit:

„Können nicht Alle sehen, die große Augen machen, sonst würdet Ihr nicht sagen, daß die Mannschaft in den Kojen liegt, während sie auf und davon ist."

„Woher wißt Ihr das?" fragte der Meister vom Kabelgat, der längst denselben Gedanken gehabt hatte, mit erkünsteltem Staunen.

„Wo sind die Schaluppe und die Barcasse?" fragte der Capitain und setzte das Fernrohr in die Seite, wie der Feldmarschall seinen Stab. „Ist irgendwo eine Spur davon zu sehen? Auf und davon sind sie mit beiden und wer weiß, wohin verschlagen, wenn sie nicht gar gekentert sind. Die Wellen machen zwar Lärmen genug, aber sie plaudern nichts aus; wir werden es nimmer erfahren."

Während dieser Unterredung auf dem Halbdeck hatte das übrige Volk das sich darbietende Schauspiel mit nicht geringerer Theilnahme betrachtet. Vater Clemens und Löffel tauschten ihre Ansichten gegen

einander aus, die von denen des Halbdecks wenig abwichen. Jung-Clemens war das Fockwant bis zur Hälfte hinauf geklettert und hielt seine Blicke fortwährend auf das Wrack geheftet. Er befand sich in einer seltsamen Aufregung; sein Herz schlug mächtig; er wußte selbst nicht zu sagen, woher dies kam. Keiner von Allen hatte sonderlich Acht auf ihn. Sie sahen nicht, wie er einige Webeleinen höher hinaufstieg, wie er mit der rechten Hand sich fest an das Wanttau klammerte und die Linke über das Auge hielt, um nicht von dem heller einfallenden Tageslicht geblendet zu werden, und darum fuhren sie verwundert auf, als seine Stimme laut über Deck hinschallte:

„Menschen!“

„Will der Donnersjunge das Want herunter und zu Deck kommen oder nicht? Warum schreist Du wie ein Betrunkener und wo hast Du Menschen gesehen?“

„Menschen am Bord des Wracks, Herr! Zwei Köpfe!“ rief Jung-Clemens als Antwort und schwang sich dann über die Reiling weg zu Deck. „Zwei Köpfe, Herr! Ich sah sie mit meinen Augen über die Schanzkleidung hinausragen.“

Der Capitain hatte sein Fernrohr wieder ausgelegt und der Kabelgatmeister blickte scharf nach der

angegebenen Richtung, als Jung-Clemens neuerdings ausrief:

„Da tritt Einer auf die Galerie! Er weht mit einem Tuche."

„Der arme Teufel möchte ein Signal machen und hat keinen Mast mehr, woran er es befestigen kann," sagte der Meister des Kabelgats zum Capitain. „Seht, Herr, wie der Rumpf zusammenbebt, wenn die Brandung dagegen anprallt. Sollte meinen, es müßte bald Hülfe kommen, wenn die Beiden unbeschädigt von Bord sollen."

„Wollt Ihr sie etwa holen?" fragte Jener barsch zurück und ehe der Deckoffizier noch ein Wort darauf entgegnen konnte, rief Jung-Clemens rasch:

„Ich, Herr! Ich will es thun."

Der Capitain sah ihn groß an. Die Worte blieben ihm vor Erstaunen auf der Zunge kleben.

„Laßt es geschehen, Herr!" bat Jung-Clemens, lebhaft drängend. „Als ich an dem Balken der Baak von Scharhörn hing, kam Euer Boot und rettete mich vom Tode. Möchte es gern wett machen, Herr, und die Unglücklichen befreien."

„Es ist gesundes Menschenblut in dem Jungen!" sagte Vater Clemens, der zu ihnen trat. „Gebt Euer

Wort dazu. Ich fahre mit; ich und der Kabelgatmeister."

Der Capitain warf einen Blick auf das Boot des Feuerschiffs und sagte:

„Mit der Nußschale wollt Ihr in die Brandung hinein? Ich darf es nicht zugeben."

„Das Boot war nicht einen Zoll länger und breiter, als es vom Bord abstieß, um mich abzuholen, und es ist glücklich davon gekommen. Ich muß dorthin, Herr! Und wenn Ihr mich nicht fahren lassen wollt, werfe ich mich in die Brandung und schwimme hinüber."

Der Capitain warf einen strafenden Blick auf den jungen Mann und war im Begriff, die beleidigte Subordination zu rächen; aber die ganze Haltung desselben, sein sprühendes Auge und der Ausdruck seines Gefühls machten einen solchen Eindruck auf den Capitain, daß dieser nach einer Pause sagte:

„Wenn Ihr insgesammt meint, es durchsetzen zu können, will ich nicht die Schuld auf mich laden, daß zwei Menschen vor unsern Augen umkommen. Legt in Gottes Namen Hand an Euer Werk. Aber ich sage Euch . . . ."

Der Capitain war im besten Zuge, wie stets bei solchen Gelegenheiten eine Fülle von Ermahnungen an seine Mannschaft ergehen zu lassen. Aber diese hatte

keine Ohren für unnütze Worte, sondern legte Hand an und binnen nicht allzu langer Zeit war es gelungen, das Boot seitlängs zu bringen und von dem Schiffe abtreiben zu lassen. Gleich die erste Welle schlug mit solcher Heftigkeit dagegen, daß es halb voll Wasser lief und in Gefahr war, zu kentern. Der Capitain sah es und rief in großer Aufregung: „Zurück! Zurück!" Aber in dem Boote hörte es Niemand, oder wollte es nicht hören und, fortgerissen von dem mächtigen Zuge der Wellen, schwamm dasselbe seinem Ziele näher.

Die beiden Männer, welche sich auf dem gestrandeten Schiffe befanden, hatten das Boot von dem Feuerschiffe abstoßen sehen und harrten der Ankunft desselben mit der größten Spannung. Aber der Aeltere von ihnen vermochte es nicht, sich lange aufrecht zu erhalten. Erschöpft von der langen Seereise und besonders von den Anstrengungen der letzten Tage, ließ er sich auf eines der Geschütze nieder. Zu machtlos, um gegen die ihn bedrohenden Widerwärtigkeiten anzukämpfen, ergab er sich in sein Schicksal. Der Mann war gebeugt und von Krankheit hart mitgenommen; allein es lag etwas Vornehmes in seinem Wesen, das sich auch in dieser bedauernswerthen Lage nicht verleugnete.

Der Jüngere war sein Diener, ein krausköpfiger Neger, dessen dunkles Wollenhaar bereits einen weißlichen Schimmer zeigte. Er hatte seine ganze Einbildungskraft erschöpft, wie er Hülfe in der Noth schaffen sollte, und hielt sich, fest überzeugt, daß das Boot, welches jetzt zu ihnen unterwegs war, nicht gekommen wäre, wenn er nicht das dringende Nothzeichen gegeben hätte. Aber er wär nicht so ruhig, als sein Herr und bald nach der Galerie rennend, um nach den Kommenden auszuschauen, bald zu seinem Herrn eilend und diesem das Geschehene berichtend, war er in steter Bewegung. Jetzt kauerte er zu den Füßen des Herrn nieder und rief ihm zu:

„Sind ganz nahe! Kommen gleich, Senhor Dom! Können in Boot steigen und an Land kommen, Senhor Dom Henriquez."

„Ich glaube nicht an unsere Rettung!" entgegnete Jener kleinmüthig.

„Aber ich glauben daran! Ich, arme Sclave Sever!" rief der Schwarze lebhaft.

„Ich habe Dir schon oft gesagt, daß Du kein Sclave mehr bist", sprach der Edelmann. „Seitdem Du dieses Schiff betratest und dessen Flagge über Deinem Haupte wehte, wurdest Du ein freier Mann. Du bist frei, Sever, und kannst mich verlassen, wie die freien Män=

ner hier am Bord ihren Capitain verließen, der in den letzten Zügen lag."

„Böte auf und davon!" sagte Sever. „Des kranken Capitains Fluch ist ihnen nachgelaufen und sie werden nicht kommen an Land. Liegt nun todt in Kajüte, armer Capitain."

„Wir werden bald bei ihm liegen, Sever!" sagte der Edelmann. „Die Wellen werden uns alle Drei mitleidig begraben. Das ist nun das Ende des Werkes, das ich mit den größten Hoffnungen begann."

Der Edelmann bebte, denn das Wrack wurde von der Brandung so mächtig gefaßt, daß es in allen Fugen krachte.

Sever hatte sich vor seinem Herrn niedergeworfen und klammerte sich an ihn fest. In diesem Augenblicke glaubte er selbst nicht an seine Rettung.

Und gerade in diesem Augenblicke war sie da. Das Boot des Feuerschiffs näherte sich dem Wrack und die anbrandenden Wellen faßten es mit solcher Gewalt, daß Vater Clemens und der Meister des Kabelgats alle ihre Kräfte aufwenden mußten, um zu verhüten, daß das nur leichtgebaute Fahrzeug zerschellte. Aber diese eine Secunde hatte für Jung-Clemens ausgereicht. Er sprang von der Ducht auf und griff so fest in die Eisen der großen Rüst, daß er mit einem

mächtigen Satz oben war und rückgewendet denen im Boote zurief:

„Haltet Euch hart! Ich will sehen, wie es hier steht, und es Euch zurufen. Es wird allstunds geschehen sein.“

Vater Clemens schrie unwillkührlich auf und sah ihn mit leuchtenden Augen nach, der Kabelgatmeister aber brummte vor sich hin:

„Donnersjunge! Frägt nichts darnach, ob er Hals und Beine bricht. Aber hinauf ist er glücklich gekommen.“

Als diese Worte noch nicht ganz gesprochen waren, enterte Jung-Clemens schon das Deck.

„Da sind sie!“ rief er laut. „Hallah Ahoi! Seid Ihr noch am Leben, so gebt ein Zeichen von Euch.“

Bei dem Klange dieser Stimme schreckten die beiden Schiffbrüchigen auf. Der Edelmann erhob sich, und Sever schrie:

„Sind gekommen! Bringen Rettung!“

Jung-Clemens sah den Neger vor sich und blieb wie gefesselt stehen. Eine wunderbare Wandelung ging in seinem Innern vor. Er wurde abwechsend blaß und roth; das Herz in der Brust begann hörbar zu schlagen. Er vernahm, daß die beiden Schiffbrüchigen zu ihm sprachen. Die Worte, die von ihren

Lippen flossen, klangen ihm fremd und doch wieder bekannt. Er war wie von einem Traum befangen.

Den beiden Männern im Boote währte es zu lange, bevor ihnen das ersehnte Zeichen von Jung-Clemens gegeben ward, daß er die Schiffbrüchigen fand, von denen sie seit ihrem Abgange vom Bord nichts gewahrten. Schnelle Worte flogen hin und her und der Meister des Kabelgats hatte große Lust, einen gleichen Wagesprung zu versuchen, als die Scene abermals einen anderen Charakter annahm.

Die Ebbe hatte beinahe ihr Ende erreicht. Es war der niedrigste Stand und die anbrandenden Wassermassen wurden geringer. Dazu sprang der Wind nach der entgegengesetzten Richtung um und jagte nicht mehr mit solcher Gewalt vorwärts. In der Nähe des Wracks aber befanden sich zwei jener allzeit bereiten Fahrzeuge, mit ihren durchwetterten Schiffern, ihren endlosen Masten und den eben so endlosen Raasegeln daran. Zwei Blankeneser Fischer hatten das Wrack glücklich entdeckt. Begünstigt von der zur erwünschten Stunde eintretenden Aenderung des Windes flogen sie mit voller Kraft darauf zu.

„Wir sind heran!" riefen sich die beiden Blankeneser zu und waren nicht wenig erstaunt, als sie das Boot des Feuerschiffes in augenscheinlichster Gefahr

an der Seite des Wracks hin und her fliegen sahen. Vater Clemens schrie ihnen zu, daß sie es möchten handlich angehen lassen, allein der Meister des Kabelgats, der seinem Aerger Luft machen wollte, sang den alten Reimspruch, der die Blankeneser der früheren Zeit stets in hellen Zorn versetzte:

„Biet! Biet!
Nu ist 't Tied.
Da is Büet
Uem de Süd!“ *)

Aber der Wind verwehte es und der Ernst der Lage war ein so bedeutender, daß an die Aufnahme eines Streites nicht zu denken war. Die Männer in dem Boote des Feuerschiffes schwebten in der augenscheinlichsten Gefahr zwischen den Fischerewern, die ihren Lauf nicht so schnell hemmen konnten. Das Boot gerieth zwischen beide Ewer und wurde so plötzlich gequetscht, daß die darin befindlichen Leute sich nur mit der größten Schwierigkeit auf einen der beiden Ewer retten konnten. Kaum war es geschehen, als eine Sturzwelle die Trümmer des Bootes mit sich fortschwemmte.

---

*) Beit! Beit!
Nun ist es Zeit!
Da ist Beute
An der Süd (Seite).

Der Drang der Umstände forderte ein rasches, gemeinsames Handeln. Die verschiedenen Mannschaften einigten sich und rasch war das Deck des Wracks geentert. Die Männer des Feuerschiffes waren voran. Der Anblick, der sich ihnen darbot, fesselte ihre Aufmerksamkeit. Als lägen sie auf der ruhigsten Rhede vor Anker, saßen der Edelmann und Jung-Clemens auf der Bank der Kajütskappe und hatten die Blicke fest auf einander gerichtet. Der Edelmann sprach laut und eindringlich; Jung-Clemens hörte in großer Spannung zu. Und ob er gleich wenig von dem verstand, was zu ihm gesagt wurde, klang ihm doch jedes Wort so heimisch; es schlug volltönig an sein Ohr und trieb ihm das Wasser in die Augen.

„Das ist der Zug in dem Gesichte der de Lemos“, rief der Edelmann. „Ich lege einen Eid darauf ab, daß Du es bist, den sie in Rio stahlen und der hier in dem nordischen Eise verloren ging. Sever! Rede jetzt die Wahrheit und schwöre mir bei der allerheiligsten Jungfrau, ob Du glaubst, daß dies der Knabe ist, an den Du eine frevelnde Hand legtest?“

„Glaube es, Senhor Dom!“ antwortete Sever mit zitternder Stimme, indem er sich mühsam aufrichtete und seinem Herrn näher kam. Er wollte die Hand des jungen Mannes ergreifen, aber dieser zog

sie rasch zurück, und mit dem Ausrufe: „Sever! Schwarzer Teufel!“ wendete er sich von demselben weg. Der Neger brach in sich zusammen.

„Nun fange ich an zu begreifen, weshalb der Bursche wüthend wurde, als wir ihm den Namen Sever geben wollten, wenn ich auch sonst von der ganzen Geschichte nicht sonderlich viel verstehe!“ sagte der Meister des Kabelgats zu seinem Gefährten. „Was bedünkt Dich nun bei dieser Gelegenheit?“

„Mir scheint es“, sagte Vater Clemens und der Ton seiner Stimme zeugte von einem tiefen Ergriffensein, „daß hier ein Stück Menschenleben an den Tag tritt, wobei der liebe Gott ein sichtbares Wunder thut. Ist es nicht, als ob jener Mann und unser Clemens Vater und Sohn wären und sind die Augen des Alten nicht auch die Augen des Jungen? Glaube, daß Beide fühlen, sie gehören zusammen, und können nur nicht das rechte Ende finden, wobei sie die Geschichte angreifen müßten, um sie sich klar zu machen. Auch über mich kommt es in dieser Stunde wie ein Mahnruf von oben. Es schüttert mir durch Mark und Bein und ich fühle, daß Gott will, ich soll durch meine schwache Kraft zu Ende bringen, was nur mir allein möglich ist.“

Der Meister des Kabelgats schüttelte mit dem Kopfe, wie er zu thun pflegte, wenn er nicht begriff,

was um ihn her vorging. Er sah den alten Gefährten an, als habe er eine Erscheinung, so fern nnd fremd kam dieser ihm vor. Er sah, wie Vater Clemens zu dem Findling trat, ihn liebkosend an sich zog und zu ihm sagte:

„Glaube, daß Du bei Dir trägst, was allen Zweifeln und Besorgnissen ein Ende macht. Laß mich das Wahrzeichen sehen, das ich bei Dir fand, als ich Dich von der Bank von Scharhörn wegtrug. Gieb das Kreuz, das ich für Dich stets sorgsam hütete."

Er löste die Schnur, woran das braune Kreuz hing, von dem Halse des Findlings und hielt es dem Edelmann hin. Dieser hatte dasselbe kaum erblickt, als er es mit Leidenschaft ergriff. Er drückte gegen die mittlere Goldplatte, welche zurück wich, und es zeigte sich ihm ein strahlendes Wappen.

„Das ist das Wappen der d'Accunha's!" rief er aus. „Es ist das von dem heiligen Vater selbst geweihte Zeichen, das Deine Mutter, die holdselige Estrella, als einen Theil des Brautschatzes in unser Haus brachte und Dir am Tage der Firmelung umhing. Gepriesen sei die allerheiligste Jungfrau, welche es Dir erhielt, damit es uns zum unverwerflichen Zeugen diene und jeden Zweifel schwinden lasse. Sei mir willkommen als der alleinige und unbestrittene Erbe unseres Hauses! Sei mir gegrüßt Dom Alonzo de Lemos!" Und mit

leidenschaftlicher Hast schloß er den erschrockenen Jüngling in seine Arme.

Längere Zeit ist abermals verstrichen. Lootsgaliot und Feuerschiffe haben ihre Winterlage eingenommen. Cuxhafen und Ritzebüttel sind voll von den neuen und unerhörten Ereignissen, welche ihnen zuerst durch den Mund eines Blankeneser Fischers zukamen und welche sie nachher in ihrer nächsten Nähe sich entwickeln sahen.

Die Männer des Feuerschiffes, welche ihr Boot eingebüßt hatten, waren in die Hände der Fischer gegeben. Diese hatten mit dem ihnen in solchen Fällen eigenen Scharfblick bald eingesehen, daß Gefahr im Verzuge sei und demgemäß ihr lohnendes Tagewerk begonnen. Mit vereinten Kräften wurde Hand angelegt und manches werthvolle Stück der Ladung fand seinen Platz in den Räumen der beiden Ewer. Die Männer des Feuerschiffes, aus ihrem poetischen Rausche erwachend, erkannten gleichfalls, wie kostbar die Zeit sei, und es gelang ihnen, den Edelmann auf die drohende Gefahr aufmerksam zn machen. Dom Henriquez begriff seine Lage vollkommen. Er drängte die Gefühle, welche ihn bestürmten, gewaltsam zurück und begab sich in die Kajüte. Sever folgte ihm auf dem Fuße.

Bald waren die werthvollen Gegenstände, die sich dort befanden, am Bord des Ewers in Sicherheit. Der Eigner desselben und der Edelmann verstanden sich gegenseitig keine Silbe; aber das Gold ist ein geübter Dollmetscher und Beide wurden schnell handelseins. Der Fischer blieb bei ihm und ein Dritter, der sich unterdessen einfand, nahm seine Stelle bei dem Wrack ein.

Zunächst begab man sich an Bord des Feuerschiffes. Unbekümmert um das Fluchen und Wettern des Capitains, als seine Leute ohne das Boot wiederkamen, wurde ihm begreiflich gemacht, welche Ereignisse stattfanden und was nun geschehen müsse. Dom Henriquez versicherte feierlich, daß er seinen Neffen keinen Augenblick hier lasse. Nach vielen Reden und Widersprüchen wurde endlich gestattet, daß Jung-Clemens mit seinem Oheim an Bord des Blankenesers und nach Hamburg gehe und daß einer von den Leuten des Fischers gegen reiche Vergütung dessen Stelle auf dem Feuerschiffe einnehme, bis das Fahrzeug binnen hole. Jung-Clemens war von all' dem Außerordentlichen, das auf ihn einstürmte, so benommen, daß er keines eigenen Entschlusses fähig war. Er ließ mit sich geschehen, was die Andern von ihm forderten. Der Abschied von seinen Genossen war erschütternd und von dem

alten Clemens war er nur mit Gewalt zu trennen. Er kam an Bord des Fischerewers, er wußte nicht zu sagen, wie? Als die Wellen unter dem Rumpfe desselben wegrauschten, war es ihm, als schlügen sie über seinem Kopf zusammen. Und als das Feuerschiff, an dessen Bord er sein halbes Leben zubrachte, nur noch wie ein ferner Punkt am Horizonte zu sehen war und bald darauf gänzlich verschwand, brach er in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Oheim und Neffe legten in Cuxhaven an, um die Leiche des Capitains, die man von dem Wrack mitnahm, zur Ruhe zu bestatten. Dann gingen sie weiter nach Hamburg. Dom Henriquez hatte sich in der Heimath mit Empfehlungen aller Art reichlich versehen und fand die erwünschteste Aufnahme. Es wurde beschlossen, zunächst nach Lissabon zu gehen, um dem Könige den außerordentlichen Fall vorzulegen und geziemend um den Hohen Richterspruch zu bitten. Von dort aus solle dann die Heimreise nach Brasilien angetreten werden.

Während dies Alles in der großen Handelsstadt vorging, verschwand der Winter allmählich. Die Boten des nahenden Frühlings kamen nach und nach in's Land und mahnten die Wächter auf der wallenden Fluth zur Rückkehr auf ihren einsamen Posten.

Die verwaiseten Väter des Feuerschiffes saßen bei einander und blickten ab und zu in das auf dem Herde verglimmende Torffeuer.

„Glaube wohl, daß wir diesmal allein auf unsere Wacht ziehen müssen. Es wird uns Einer fehlen, wenn wir auslegen," sagte der Meister des Kabelgats. Er nannte keinen Namen, aber Jeder wußte, wer gemeint war.

„Diesmal und immer, so lange die morschen Knochen zusammenhalten!" sagte Vater Clemens mit tonloser Stimme. „Wir galten ihm als Vater. Nun, es ist ja herkömmlich, daß die Söhne in die Welt gehen und die Väter allein lassen. Warum sollen wir vor den Andern Etwas voraus haben?"

„Nimm es nicht schwer," sagte der Kabelgatmeister. „Es ist eben nicht anders und man muß sich Nichts daraus machen. So denke ich."

Er sagte es, aber der schmerzensreiche Zug um den Mund strafte seine Worte Lügen.

Löffel hatte bisher Nichts gesagt. Er saß dem Feuer zunächst und rührte nach alter Gewohnheit mit der Zange in der Gluth umher, obgleich er an diesem Herde das Regiment nicht führte. Jetzt schlug er mit solcher Heftigkeit auf die Kohlen, daß die Funken knisterten, und sagte:

„Und noch Einer wird sich grämen, der nicht mit hinaus darf.“

Die Andern sahen ihn fragend an und Löffel fuhr fort:

„Einer oder Eine! Es kommt auf Eins heraus. Das arme Kind ist bleich und stumm, seit der Bursche eines reichen Mannes Sohn geworden ist. Er soll mir in den Weg kommen!“

Löffel faßte die Zange mit beiden Händen und blickte so grimmig darein, daß es aussah, als würde er ihn mit einem Schlage niederwerfen, wenn er jetzt einträte.

„Kann er etwas dafür?“ fragte Vater Clemens ernst. „Daß Du mir dergleichen nicht noch einmal sagst, sonst ist es mit der Freundschaft zwischen uns Beiden aus.“

Löffel wollte Etwas entgegnen, allein er kam nicht dazu, denn Anna näherte sich der Gruppe und sagte:

„Ich weiß nicht, was es sein mag; aber von Ritzebüttel her kommen viele Leute und ein Wagen ist auch dabei.“

„Sind Fremde, Kind!“ sagte Clemens begütigend. „Dich erschreckt Alles.“

„Es war so ruhig hier!“ entgegnete das bleiche Mädchen. „Ich kann nicht dafür, daß sich mir

das Blut zum Herzen drängt, wenn Etwas geschieht, von dem ich nicht weiß, was es ist. Und diesmal ist es unruhiger in mir, als je vorher."

Die beiden Alten hatten nicht darauf geachtet, daß Löffel gleich bei den ersten Worten, die Anna sprach, hinausging. Dieser kehrte jetzt, hochroth im Gesicht, zurück.

„Er ist es!" platzte Löffel heraus. Anna wurde noch bleicher. Die Andern fragten nicht; sie wußten ohnedies, von wem die Rede war.

„Er ist es!" fuhr er fort. „Und all' das vornehme Volk ist mit ihm. Die blaue Jacke hat er ausgezogen und er trägt einen Rock, feiner als der des Herrn Amtmannes. Ich weiß nicht, was er hier noch will, aber wenn er . . ."

Sein Auge blieb auf Anna haften. Er ballte die Hand zur Faust und, sie aufhebend, stieß er die Worte heraus:

„Wenn er sich untersteht . . ."

Anna fuhr erschreckt zurück und sah mit einem Flehensblick auf Clemens. Dieser erhob sich in seiner ganzen Länge und sagte ernst:

„Vergiß nicht", daß Du in meinem Hause bist. Hier hat Keiner Etwas zu befehlen, als ich. Wen ich einlasse, der muß Jedem recht sein, und Gott ge-

nade Dem, der meinen Gast beleidigt. Er schlägt mir in das Gesicht."

Löffel biß sich auf die Lippen und schwieg. Als die Personen erschienen, die er selbst anmeldete, zog er sich in die äußerste Ecke zurück und sah grollend auf Jung-Clemens, gegen den er von einem mächtigen Zorn erfüllt war, er konnte selbst nicht sagen, weshalb."

Jung-Clemens und dessen Oheim Henriquez de Lemos wurden von dem Amtmann und dem Lootsen-Commandeur begleitet. In ihrer Gesellschaft befand sich auch ein portugiesischer Cavalier, Dom Francesco Terceira, der die Gerechtsame der portugiesischen Unterthanen bei den drei nordischen Handelsstädten vertrat und dieser Angelegenheit den größten Eifer widmete.

„Ihr lieben Leute," sagte der Amtmann, sich an die Seeleute wendend. „Ich komme mit diesem Herrn in einer eigenthümlichen Angelegenheit zu Euch . . ."

„Mit Verlaub, Herr Amtmann," sagte Vater Clemens. „Wir sind mit Allem bekannt und bitten, Euch nicht weiter zu bemühen. Ich spreche für Alle und weiß, daß es ihnen genehm ist, was ich sage. Habe mir immer gedacht, daß es über kurz oder lang ein Ende nehmen würde, wenn ich es auch nicht gerade

herausſagte. Gottes Segen mit dem jungen Manne! Möge es ihm wohl gehen. Wir, ſeine Väter, wünſchen ihm das.“

„Ihr ſeid ein braver Mann, Clemens,“ ſagte der Amtmann und gab dem Lampenwärter die Hand. „Euer Pflegeſohn iſt mit uns gekommen. Er beſtand mit aller Beſtimmtheit darauf, nicht ohne Abſchied von Euch zu gehen.“

„Das habe ich mir — mit des Herrn Amtmannes Wohlnehmen — auch gar nicht anders gedacht,“ entgegnete der Docht des Feuerſchiffes. „Iſt von uns ſtets ſo gehalten, Alles offen und ehrlich herauszuſagen, und wird ſich in den paar Tagen unter den vornehmen Leuten nicht ſo verändert haben.“

„Nein! Nein!“ rief Jung-Clemens leidenſchaftlich und fiel ſeinem alten, treuen Freund um den Hals. „Nun und nimmer vergeſſe ich Dich und wenn ſie auch den ganzen Ocean zwiſchen uns ſchieben. Ach Gott! Wie iſt das Alles nur ſo gekommen? Ich weiß es nicht. Sieh, Vater Clemens, das iſt der Mann, der mir auf Erden am nächſten ſteht . . .“

„Vermuthe, es iſt Dein Oheim, oder ſo etwas dergleichen. Man ſieht es am Geſicht.“

„Und ich habe kein Herz für ihn,“ ſagte Jung-Clemens mit dem Tone des Selbſtvorwurfes. „Ich

weiß, daß es eine Sünde ist, und kann es doch nicht ändern."

Er blickte mit einiger Scheu auf den Oheim und seinen Begleiter und fuhr leiser fort:

„Sie reden eine Sprache, die ich nicht verstehe und die doch meine Muttersprache ist. Sie sind katholisch . . ."

Vater Clemens drückte dem jungen Manne die Hand. Im orthodoxen Lutherthum erzogen, dünkte ihm dies das größte Unglück, was seinen Liebling treffen konnte.

Dom Francesco Terceira, der Geschäftsträger Seiner Allergläubigsten Majestät, hatte einige Worte mit dem Amtmanne gesprochen und dieser sagte zu den Männern des Feuerschiffes:

„Ihr lieben Leute, die Zeit drängt, also macht es mit dem Abschiede kurz. Die Wagen, welche jene Herren nach Hamburg zurückbringen sollen, stehen schon bereit."

Jung-Clemens riß sich von dem treusten Freunde los und ging zu den Andern. Dom Henriquez trat zu dem alten Manne, sah ihn freundlich an und sprach einige Worte, die Dom Francesco Terceira als eine Danksagung verdollmetschte, welche Dom Henriquez dem Freunde seines Neffen zu sagen sich verpflichtet fühlte.

Der Amtmann aber zog den Lampenwärter des Feuerschiffes seitwärts und sagte:

„Ihr und Euere Maaten nennt Euch die Väter des jungen Mannes. Väter sind verbunden, Alles, was in ihren Kräften steht, für die Kinder zu thun."

„Das thaten wir, Herr, und würden es ferner thun, wenn es der liebe Gott nicht anders beschlossen hätte."

„Gut!" sagte der Amtmann. „Wenn Ihr aber Eines zugebt, müßt Ihr auch das Andere glauben. Wenn Gott es fügt, daß ein Sohn vom Glück begünstigt wird und den Vater vergißt, der in der Dürftigkeit lebt, ist er ein schlechter Sohn. Ihr aber habt zum Oeftern gesagt, Jung-Clemens sei ein braver Sohn . . ."

„Sprecht nicht davon!" unterbrach ihn Vater Clemens in seiner bestimmten Weise. „Ich weiß, was Ihr sagen wollt, und will Euch meine Meinung vorweg kund thun. Der Oheim unseres Pfleglings ist ein vornehmer Mann. Ihn wurmt es, daß er uns armen Leuten für Etwas zum Danke verpflichtet sein soll, und möchte uns das gern abkaufen. Was wir für den Knaben gethan haben, den die See uns in die Arme warf, ist nicht zu bezahlen, und wenn ich wüßte, daß der Junge . . ."

„Er weiß von Nichts!" fiel der Amtmann lebhaft ein. „Ihr aber thut Unrecht an Euch selbst, die Mittel zurück zu weisen, wodurch Ihr Euch und Euern Kameraden ein behagliches Alter bereiten könntet."

„Ein Wort für tausend, Herr Amtmann," sagte Vater Clemens fest. „Ich will nicht. Und was ich nicht will, das wollen die Andern auch nicht."

Der Amtmann ließ ab und Dom Henriquez mahnte wiederholt zum Aufbruch. Jung-Clemens, den der Geschäftsträger mit dem prunkenden Namen Alonzo de Lemos anredete, trat entschieden vor und sagte, indem er Anna's Hand ergriff:

„Ich habe mit ihr zu reden, ehe ich gehe. Mit ihr; aber allein. Geht Alle! Alle, sage ich. Es braucht Niemand zu hören, was wir mitsammen zu sprechen haben."

Die Herren machten Miene, zu zögern, aber Jung-Clemens sagte aufwallend:

„Ihr habt mir versprochen, meinen Willen zu thun, so lange wir hier am Strande verweilen. Weicht nicht von diesem unsern Vertrage ab, oder ich breche mein Wort, das Ihr mir abgedrungen habt, und bleibe hier bis an mein Ende."

Die Beiden waren allein. Sie standen sich gesenkten Blickes gegenüber und zwischen ihnen lag eine

peinliche, drückende Stille. Da ermannte sich Jung-Clemens und sprach, indem er die Hand des Mädchens ergriff:

„Ich soll Dir Lebewohl sagen. Lebewohl für immer, und ich kann es nicht.“

Sie sah ihn an und versuchte zu lächeln, aber die Thränen stürzten ihr aus den Augen.

„Ich kann es nicht und ich will es auch nicht!“ fuhr er stürmisch fort. „Wir sind mit einander für das Leben verlobt, und ich will mein Wort nicht brechen. Du bist meine Braut und bleibst es. Und wenn ich von hier fort soll, mußt Du mit mir.“

„Das denkst Du nicht im Ernst,“ sagte das Mädchen. „Darf ich den alten Mann verlassen, der für mich gethan hat, was nur ein Mensch für den andern zu thun im Stande ist? Es wäre sein Tod. Mein Platz ist bei ihm.“

„Dein Platz ist bei mir, Anna. Hier ist Dein Ring und daran halte ich Dich.“

„Den Ring, den ich von Dir trug, habe ich Vater Clemens an dem Tage gegeben, als ich von ihm erfuhr, was aus Dir ward,“ sagte Anna fest. „Er hat es für gut gefunden und mich gesegnet. Wir müssen

unsere Schuldigkeit thun und Du solltest mir Muth einsprechen, denn Du bist der Mann."

„Scheide Dich nicht von mir, Anna!" rief Jung-Clemens leidenschaftlich. „Es thut nicht gut. Und wenn das Aergste entsteht . . ."

Seine Augen leuchteten. Anna sah ihn traurig an und sagte bekümmert:

„Du willst eine Sünde begehen, größer und schwerer, als Du weißt. Wir sind Waisen. Meine Aeltern habe ich nicht gekannt; aber wie mit eisernen Klammern halte ich mich an den Mann, der Vater- und Mutterstelle bei Dir vertrat. Du bist keine Waise mehr. Du hast Diejenigen gefunden, die ein Recht auf Dich haben und die Dich mit allen Ehren und Glücksgütern beschenken, die es nur geben kann. Sei nicht ungehorsam, Jung-Clemens, indem Du Dich gegen Diejenigen auflehnst, die Dir befehlen können. Ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohl gehe und Du lange lebest auf Erden."

„Ich will Dir folgen," sagte er nach einer längeren Pause. „Ich weiß, daß ich das Rechte thue, wenn ich Dir folge, denn Du bist ein liebes, frommes Kind gewesen. Ach Gott! Ich weiß nicht, wie ich es tragen werde, aber ich thue es um Deinetwillen. Deinen Ring gebe ich Dir nicht zurück. Ich behalte ihn.

Wer ihn mir nehmen will, muß mir erst den Finger abhacken, woran er steckt. Lebe wohl, Anna."

Er hielt sie fest umschlossen. Sie weinte still in seinen Armen, dann machte sie sich von ihm los und führte ihn schweigend nach der Thür. Er entfernte sich mit krampfhaftem Schluchzen. Bis dahin hatte das junge Mädchen sich heldenmüthig aufrecht erhalten. Als sie sich allein sah, brach sie unter der Last des Kummers, der sie bedrückte, zusammen.

Vater Clemens fand sie, als er zurückkehrte, in tiefer Ohnmacht am Boden.

Draußen war es einsam und still.

Es war in der Schenke zum Engelsmann. Der Wirth hatte, obgleich es noch früh am Tage war, bereits viel zu kramen und da es in den ersten Frühjahrstagen spät hell wird, mehr Lichter angezündet, als er sonst zu thun pflegte. Das gab Allem, was er that, einen festlichen Anstrich. Die Tafel war mit einem schneeweißen Tuche bedeckt, und Guirlanden von Tannenreis lagen auf dem Nebentisch. Sie wurden weither von der Geest geholt, denn die Marsch bringt dergleichen Herrlichkeiten nicht zu Stande.

Der Meister des Kabelgats vom zweiten Feuer-

schiffe trat bei ihm ein. Er hatte die Sonntagsjacke angethan und keine Pfeife im Munde. Die Männer schüttelten sich schweigend die Hand und der Wirth sagte nach einer Pause:

„Habe ihn noch nicht gesehen."

„Wird wohl bald kommen," war die Antwort. „Mag seine Schwierigkeiten haben, ehe man einen Bräutigamsrock auf den Leib bringt. Und wenn vollends der Seemann zum Bauern wird . . ."

„Ja, es ist ein wunderliches Ding, wie es mit dem Löffel gegangen ist!" sagte der Wirth, und Jener unterbrach ihn:

„Löffel hieß er bei uns am Bord. Seitdem sein Vetter ihn zum Erben einsetzte mit der Bedingung, daß er von der See ausscheiden solle, heißt er bei seinem christlichen Taufnamen Jan Dreßler. Braucht nun nicht mehr zu kochen, sondern hat dazu eine Magd."

„Und von morgen ab thut es seine junge Frau!" sagte schmunzelnd der Wirth.

„Hm! Hm!" sprach kopfschüttelnd der Kabelgatmeister. „Hätte es gut haben können, der Clemens, wenn er das brasilianische Gold annahm. Wäre genug gewesen für alle Väter des Feuerschiffes, um auch im Hochsommer eine gesegnete Winterlage zu

halten. Aber es war brav, daß er es ausschlug. Wären dann bezahlt für die Vaterschaft und hätten Nichts im Herzen, das uns im Alter jung machte."

„Waren schwere Tage!" sagte nachdenklich der Wirth, sich an frühere Zeiten erinnernd. „Die Anna hatte den jungen Mann richtig soweit gebracht, daß er gutwillig ging. Aber kaum waren sie in des Amtmanns Hause angelangt, von wo aus die Abreise vor sich gehen sollte, als er sich zur Wehre setzte und mit Gewalt in den Wagen geschleppt werden mußte. Es mag schwer geworden sein, ihn nach Hamburg und an Bord zu bringen. Solches junge Volk ist nicht zu bändigen."

„Ist ihm schwer angekommen!" sprach der Meister des Kabelgats.

„Die arme Anna hat es auch nicht leicht gehabt!" fuhr der Wirth dazwischen. „Sie lag ohne Bewußtsein auf dem Fußboden, als der Clemens herein kam, und der Doctor hatte viele Mühe mit ihr. Es wurde noch nicht an die Aussaat gedacht, als sie sich legte, und der Rapps war längst geschnitten, ehe sich die Gesundheit wiederfand. Sie ist gar nicht mehr dieselbe, welche sie früher war, und der Candidat Severin, der hier neulich Abends sein Gläschen nahm, sagte:

„Es ginge ihm zu Herzen, daß das liebe Kind so recht eigentlich eine Maschine geworden sei."

Der Kabelgatmeister sah ihn an, als verstehe er den Sinn dieser Worte nicht. Es kam aber zu keiner Erklärung, da Jan Dreßler, der ehemalige Leichtmatrose und Koch am Feuerschiff Nummer Zwei, eintrat, im langen Bauern-Oberrock, den Hut etwas im Nacken und einen Strauß auf der linken Brust.

„Siehst auch nicht darnach aus, als ob Du ein Hochzeiter wärest!" sagte der Meister des Kabelgats, ihn mitleidig ansehend.

„Ist mir auch nicht so zu Muthe," antwortete Jan Dreßler. „Sehe ich die Anna an, kehrt sich mir das Herz im Leibe um. Sie hing zu fest an dem schwarzköpfigen Burschen und ich hätte ihn in meiner Wuth gern umgebracht, wenn ich dazu Gelegenheit gehabt hätte. War Unrecht von mir. Habe es später eingesehen. Ich weiß auch, daß die Anna sich nicht sonderlich viel aus mir macht. Aber es ist von wegen früherer Zeiten."

„Wie das, wenn es beliebt?"

„Vor langen Jahren, ich war damals noch ein grüner Bursche, saß ich neben dem Docht auf dem Deck. Er gab mir seinen letzten Krumen Taback und sprach mit mir von vielen Dingen. Erzählte mir

eine Geschichte von der Anna und ihrer Mutter, versteht Ihr, und als er fragte — — wie es einmal werden solle, wenn er davon müßte, rief ich aus: Dann sind auch noch Andere da."

„Denke mir, daß Du mit diesen Andern Dich selbst meintest!" entgegnete der Meister des Kabelgats und Jan Dreßler erwiederte:

„Ihr sagt recht. Wißt Ihr nicht, daß der Theß Balzer in Döse es nach Amerika verlaufen hat? Bei dem Manne hatte Vater Clemens sein sauer Erspartes stehen, das er für die Anna bestimmt hatte. Er kann ihr Nichts nachlassen."

„Und darum nimmst Du sie zum Weibe!" sagte der Meister des Kabelgats. Er schüttelte dem ehemaligen Maaten die Hand und als er sich abwendete, fuhr er mit der Hand über die nassen Augen.

„Mich hat es oft gereut," sagte Jan Dreßler nach einer Pause, „daß ich gegen den Jungen so aufbegehrte, und ich denke mit Schaudern daran, wenn ich mir vorstelle, welches Unglück ich auf ein Haar anrichten konnte. Gern hätte ich es gut gemacht und ein Stück von meinem Leben daran gesetzt, wenn ich es hätte zu Wege bringen können, daß er die Anna kriegte. Aber all' dies Schwatzen ist nichts als Dummheit und man muß nicht weiter daran denken. Glaube,

daß es jetzt Zeit ist, zu dem Vater Clemens in das Haus zu gehen."

Der Wirth zum Engelsmann, welcher vorher abgerufen ward, kehrte jetzt zurück und sagte in nicht gewöhnlicher Aufregung:

„Löffel — ich wollte sagen, Jan Dreßler — da ist Jemand draußen; der Schreiber von dem Advocaten, meine ich. Er kommt von seinem Herrn. Ihr müßt gleich zu ihm."

„Was gehen mich der Advocat und sein Schreiber an?" brummte Jan Dreßler. „Ich will nicht."

„Ihr müßt!" drängte der Wirth." Helft ihn mir hinaus bringen, Meister Kabelgat, und bleibt dann hier, um ein Bischen nach dem Rechten zu sehen, bis ich wiederkomme. Rührt Euch, Jungkerl! Es ist keine Zeit zu verlieren. Ebbe und Fluth warten auf Niemand."

Dem Wirthe war es auf eine etwas gewaltsame Weise gelungen, den Bräutigam aus der Stube zu bringen, und der Meister des Kabelgats blieb im äußersten Staunen zurück.

Während dessen saß Vater Clemens in seinem Stübchen, der Anna gegenüber. Sie sprachen kein Wort, aber er hielt ihre Hand mit der seinigen und sah sie mit einem Blick des tiefsten Kummers an.

Nach einiger Zeit erschien Muhme Buschmann. Es war nicht mehr die rührsame Frau von ehedem, sondern ein gedrücktes Mütterchen mit vielen Falten auf der Stirn. Sie brachte den Brautkranz, mit Silberzindel und Rauschgold umflochten und wollte ihr denselben mit einigen Worten aufsetzen; aber die Stimme stockte und mit lautem Schluchzen zog sie die bleiche Braut an ihre Brust.

„Was wollt Ihr nur, Ihr lieben Leute?" fragte Anna ängstlich. „Es quält mich, wenn ich in Euere kummervollen Gesichter sehe. Ich folgte Euerm Rath, weil ich mich überzeugte, daß er gut war. Jan Dreßler ist ein braver Mensch, den ich von Kindesbeinen an kenne. Er meint es ehrlich mit mir und ich werde auch gewiß meine Pflicht thun . . ."

Thränen unterbrachen sie und sie sank still weinend auf ihren Platz zurück.

Muhme Buschmann, die sich draußen zu thun machte, kehrte jetzt zurück und sagte zögernd:

„Anna, der Jan Dreßler kommt mit seinen Begleitern. Ich bin vorausgegangen, es Dir zu sagen."

„Ich bin bereit, ihm zum Altar zu folgen!" sagte sie mit fester Stimme und erhob sich.

Gleich darauf trat Jan Dreßler ein. Wer ihn kurz vorher in der Schenke beobachtete und jetzt wieder sah, konnte ein leises Staunen nicht unterdrücken. Er war ganz und gar verändert. Der traurige Zug war aus dem Gesicht verschwunden; der Blumenstrauß im Knopfloch war es auch.

„Vater Clemens," sagte er, indem er der Anna freundlich zunickte. „Ich bin hier . . ."

„Wir sind bereit, mit Dir zu gehen!" antwortete dieser mit gepreßtem Herzen.

„Es hat damit noch keine Eile!" sagte Jan Dreßler. „Vor dem Kirchgange können wir immer einige Worte zusammen sprechen. Liebe Anna, Du hast mir Dein Jawort gegeben, damit Dein alter Pflegevater in eine gute Winterlage kommen sollte. Vater Clemens war für Dich besorgt, Anna, als er Dich bat, meine Frau zu werden. Und ich? Gott weiß es, daß ich kein Böses zu thun glaubte, als ich Dir sagte, da es nun einmal so ist, daß Du den Mann nicht bekommst, den Du Dir wünschest, nimm mich, und ich will für Dich thun, was ich kann. War es nicht so?"

Anna reichte dem ehrlichen Burschen die Hand, die er treuherzig drückte, und Vater Clemens sagte:

„Wir sollten von solchen Dingen nicht mehr sprechen, Jan Dreßler.“

„Das wollen wir erst recht thun,“ entgegnete Dieser. „Wie ich es eben sagte, war es vor einer Stunde. Jetzt aber ist es ganz anders und darum sagte ich, es hat mit dem Kirchgange keine solche Eile.“

„Was soll das bedeuten?“ fragte Vater Clemens und die Anna zitterte.

„Es soll bedeuten, daß ich glaube, die Trauung werde aufgeschoben, oder gar nicht zu Stande kommen, weil sich Jemand gefunden hat, der Einspruch thut.“

„Großer Gott!“ rief das Mädchen, und aus dem Ton, den sie auf diese Worte legte, konnte man unschwer heraushören, welchen Eindruck das Gesagte auf sie machte.

„Kam gerade noch zur rechten Zeit,“ fuhr Jan Dreßler fort.“ Ein paar Stunden weiterhin wäre es zu spät gewesen. Mir ist leicht geworden im Herzen, als ich hörte, was ich Dir jetzt sagen will und muß. Wir wären heute Mann und Frau geworden, Anna, und ich hätte des Glückes, das mir zu Theil ward, nie froh werden können, weil ich weiß, daß Du mich

nur aus Pflicht und Schuldigkeit nimmst. Du bist wohl lieb und gut, aber am schönsten bist Du doch, wenn Du von Herzen fröhlich bist und mit dem ganzen Gesichte lachst. Und das hätte ich in meinem ganzen Leben nicht zu Stande gebracht. Nun aber kommt Einer . . ."

Sie hatten ihn in großer Spannung angehört. Vater Clemens forderte ihn auf, Alles herauszusagen. Die Anna sagte nichts. Sie hielt sich an die Muhme fest, als habe sie nicht die Kraft, allein zu stehen. Man sah es ihr an, daß ihr das Herz in der Brust stürmisch schlug.

„Die fragt mich nicht," sagte Jan Dreßler. „Die hat mich schon verstanden. Ja, Anna, der Brasilier ist hier und wird nicht lange auf sich warten lassen. Sie haben ihn in seine Heimath gebracht und ihm alle Herrlichkeiten der Welt gezeigt. „„Bleibe hier und Alles ist Dein!"" sagten sie zu ihm. Aber er that es nicht, sondern hielt Dir die Treue. Sie haben es von Hause aus an den Amtmann geschrieben und er kommt . . ."

Anna hörte nicht weiter auf den uneigennützigen Freund, der sich schon in der frühesten Kindheit zu ihrem Beschützer anbot. Sie schrie auf vor Freuden,

umarmte ihren Pflegevater unter Lachen und Weinen und fiel dann auf die Kniee, aus vollem Herzen betend. Jan Dreßler schaute traurig darein und ging dann hinaus, ohne daß es Einer merkte. Er kannte die Anna, er wußte, wie seine Botschaft sie erfreuen würde, und hatte sie ihr gern gebracht; aber sehen mochte er diese Freude nicht.

Der Tag ging vorüber in Hoffen und Erwarten. Mit der einbrechenden Dämmerung traf Jung-Clemens ein und in der engen, dunkeln Stube glänzte es wie Sonnen- und Sternenschein.

Es dauerte eine geraume Zeit, bevor sich die Gemüther beruhigten. Endlich fand der Wirth zum Engelsmann den geeigneten Ausweg. Eine Hochzeit hatte es nicht gegeben, also konnte man auch nicht hochzeitlich schmausen. Aber ein Fest des Wiedersehens konnte gefeiert werden und diesem Rufe leisteten Alle Folge.

Da saß nun Jung-Clemens oben an der Tafel. Er trug die blaue Seemannsjacke mit den vergoldeten Knöpfen und hatte nichts von der brasilianischen Herrlichkeit an sich. Ihm zur Seite saß die fröhliche Braut und um ihn her saßen die sämmtlichen Väter des Feuerschiffes. Der Capitain war nicht vergessen und am untersten Ende, der Braut gegenüber, saß

Jan Dreßler. Er hatte für heute den langen Bauernrock ausgezogen und war in die Rundjacke geschlüpft, die er von Kindesbeinen an trug, in guten und bösen Tagen. Nun nahm er sich zusammen, füllte sein Glas und leerte es auf das Wohl der werthen Braut und des Bräutigams.

Alle klingelten an und Jung-Clemens sagte mit bewegter Stimme:

„Dank Euch Allen. Und da ich nun einmal am Worte bin, laßt mich vom Herzen herunter sagen, was noch darauf liegt. Als ich in Rio de Janeiro anlangte, mitten in der schönen Gegend, die wohl ein Paradies auf Erden heißen mag, da wurde ich irre an mir selbst, und ich hatte große Lust, mich in alle diese Herrlichkeiten zu stürzen, als mein Oheim Henriquez zu mir trat und zu mir sagte: „„Alles, was Du hier vor Dir siehst, ist Dein!““ Als sich nun aber die Besinnung einfand und ich erfuhr, unter welchen Bedingungen mir dies Alles gehören sollte, hatte es mit der Freude ein Ende. Eine ganze Familie, die sich widerrechtlich meines Eigenthums bemächtigte und mich in das Elend stieß, sollte ich auf Tod und Leben anklagen. Vater, Mutter und Kinder, nur an Pracht und Glanz gewöhnt, sollten, mit Schande bedeckt, in Noth und Elend wandern, damit

ich, der von allen diesen Wundern keinen rechten Begriff hatte, zu meinem Rechte käme. Ich war wie betäubt und wußte mir nicht zu rathen und zu helfen. Als nun aber der Mann, der mich als Kind verderben wollte, und jetzt selbst dem Verderben nahe war, zitternd vor mir stand; als ich sein Weib und seine Kinder in Verzweiflung sich an ihn anklammern sah und er mir zu Füßen fiel und . . . Hört Ihr Alle! das war mehr, als ein Mensch ertragen kann. „„Macht Ihr es mitsammen aus!““ rief ich meinem Oheim Henriquez zu, „„ich will von dem Allen nichts wissen.““ Und ich weiß auch nicht, was sie thaten. Ich weiß nur, daß die mit Schande Bedrohten bei Ehren blieben und daß um meinetwillen kein Mensch in das Elend hat wandern dürfen. Ledig und los habe ich mich von Allen gemacht. Wir haben uns in Frieden und Freundschaft getrennt, und mit Geld und Gut beladen schied ich von einem Vaterlande, das ich nie kannte, um in die Fremde zurückzukehren, die mir zur eigentlichen Heimath geworden ist. Hier bin ich nun, um nicht wieder zu scheiden und wem es darnach um's Herz ist, der heißt mich willkommen."

Anna umfaßte ihn mit beiden Armen, als wollte sie ihn nimmer lassen; die Andern aber erhoben ihre Gläser und riefen:

„Willkommen! Willkommen!“

„Dank Euch, Ihr meine Väter insgesammt!“ rief Jung-Clemens. „Und nun bleiben wir beisammen in der wohlverdienten Winterlage. Die Väter zu dem Sohne.“

Dies ward mit hundert Danksagungen erwiedert, als auf Veranstaltung des Wirthes der Advocatenschreiber und der Candidat sich einfanden, um auch ihre Glückwünsche laut werden zu lassen.

Hinter dem Stuhle des Jung-Clemens raschelte und hüstelte es schon eine Zeitlang und als er sich umsah, gewahrte er die zusammengetrocknete Gestalt des Negers Sever, dessen Kopf nun ganz ergraut war.

„Hierher an den Tisch, Sever,“ sagte Jung-Clemens heiter. „Da ist der Bursche, der mich seiner Zeit haßte und mich aus der Welt schaffen wollte, um seine Freiheit zu erlangen. Und nun er die Freiheit erhalten hat, folgt er mir auf Schritt und Tritt und ist mehr Sclave als je vordem.“

„O Senhor! Gute Senhor!“ sagte Sever, die Hände flehend ausgestreckt. „Wie kann ich genug bitten Verzeihung?“

„Wer in der Liebe lebt, wie ich, dem ist der Haß ein unbegriffenes Wort. Sei getrost, alter Sever. Du rückst mit in die allgemeine Winterlage! Nehmt Eure Gläser auf und seid Alle miteinander willkommen binnen!“

Schiffersleute und Bauersleute

oder

Saat und Frucht.

Schiffersleute und Bauersleute
oder
Saat und Frucht.

1.

Wer auf der Strecke von Cuxhafen bis zum Stader Zollschiff die Niederelbe auf und ab fährt und auf die beiderseitigen Ufer schaut, wird sich von deren Einförmigkeit nicht befriedigt finden. Nichts als hohe, mit Gras bewachsene Deiche, über die man nur von dem Mastkorbe wegsehen kann. Zuweilen ragen ein Hausdach oder eine Kirchthurmspitze darüber hinaus, und geben Zeugniß von dem Leben hinter diesen Schutzdeichen. Von den Dörfern selbst, zu denen diese Hausdächer und Thurmspitzen gehören, hat der rasch vorübersegelnde Reisende keine Ahnung. Und doch sind die Wohnstätten gesellig lebender Menschen von einer ausgeprägten Eigenthümlichkeit. Aber selten verirrt sich der Fuß eines Reisenden bis hierher. Die große

Heerstraße zieht sich über die Höhen des Geestlandes hin, die von der Elbe durch die weiten Marschstrecken getrennt sind, zu welchen die vereinzelten Thurmspitzen gehören.

Ein solches Dorf ist Assel, das gegenüber von Glückstadt liegt und einen sogenannten Außendeich, oder angeschwemmtes Vorland hat, das aus üppigen Wiesen besteht. Durch diese schlängelt sich ein schiffbarer Kanal, der in die Elbe mündet und in einen kleinen Hafen ausläuft, worin Fährjollen und andere Küstenfahrzeuge eine sichere Winterlage halten können.

Um diesen Hafen und um die nahe gelegene Kirche herum gruppiren sich ziemlich regellos eine Anzahl Häuser, von denen das vornehmste die Landesherberge ist. Es gilt für das erste Gasthaus des Ortes und dient zugleich als Schauplatz aller gerichtlichen Verhandlnngen. Hier herum haben sich auch die sogenannten kleinen Leute angesiedelt, die Krämer, die Gewerker und die Fährschiffer, die den Verkehr mit den umliegenden Städten vermitteln. Sonst sieht man hier viele blaue Rundjacken, vollbefahrne und halbbefahrne Matrosen, Seeleute von der sogenannten langen Reise und solche, die niemals über Cap Lezart hinaus gekommen sind. Das Volk in diesen großen Elbdörfern ist beidlebig und geht mit derselben Gemüthsruhe jenseits der rothen

Tonne bis Australien und China, als Schritt vor Schritt hinter dem Pfluge her, wenn es daheim zwischen sichern Mauern weilt. Der Bauer ist Seemann und der Seemann ist Bauer. Einer pfuscht in das Handwerk des Andern.

Um die Kirche und den Hafen dehnt sich das eigentliche Dorfleben aus; aber die Macht, der Reichthum und mit diesen die Gewalt des Dorfes liegen jenseits dieses Raumes zu beiden Seiten. Dort wohnen, inmitten ihrer reichen Aecker, die Vollbauern, die sogenannten Herrenleute der Marsch. Ihre Häuser sind von Baumgärten und Blumenbeeten umgeben. Ein breiter Graben trennt den Herrensitz von der Landstraße und nur über eine Brücke und durch ein Gitterthor kann man zu demselben gelangen.

Zwei solcher Gehöfte machten sich seiner Zeit — eine geraume Zeit ist seitdem verstrichen — auf den Feldmarken des Dorfes Assel bemerkbar. Das eine gehörte dem Jacob Bomann. Es hatte den üppigsten Boden, der einen ungewöhnlichen Ertrag gewährte; allein mehrere Aecker gränzten mit dem Deiche und waren bei einem Deichbruche der größten Gefahr ausgesetzt. Die meisten lagen in dem Außendeiche selbst. Das zweite gehörte dem Hans Smolt. Es galt nicht für so bedeutend, als das des Jacob Bomann, allein

die Aecker streckten sich in das Land hinein bis an die Moorgründe und waren nicht den Launen der Elbe ausgesetzt. Dadurch stellte sich das Gleichgewicht zwischen den beiden Hofbesitzern wieder her.

Und auf dem Raume zwischen diesen beiden Gehöften verschlingen sich die Fäden der nachstehenden Geschichte:

Von der Landesherberge aus gingen die beiden Besitzer der eben genannten Gehöfte. Einzeln hatten sie dieselbe betreten, gemeinsam entfernten sie sich. Zwischen Beiden hatte sich vor Jahren ein Gränzstreit entsponnen. Dieser wurde mit all' der Hartnäckigkeit fortgeführt, die den Eisenköpfen der Marschbewohner eignet. Endlich gelang es der Beredsamkeit eines jungen Advocaten, die erbitterten Gemüther zu besänftigen und Frieden zu stiften. Mit einander ausgesöhnt gingen die beiden Männer auf dem breiten Fahrwege neben einander her, ihren Gehöften zu, ohne sich anzusehen, oder ein Wort mit einander zu wechseln. Von dem Augenblicke an, da sie sich zum Zeichen der Versöhnung die Hand reichten, war kein Laut über ihre Lippen gegangen.

Auf einem bestimmten Punkte standen Beide, wie auf ein gegebenes Zeichen zugleich still. Es war zunächst dem Graben, welcher den durch mehrere Jahre dauernden Streit hervorgehoben hatte.

„Hier war es, Jacob Bomann!“ sagte nach einer Pause Hans Smolt.

„Ja, Hans Smolt!“ antwortete Jener.

„Bei Lichte besehen, war es die Zeit nicht werth, die dabei verloren ging!“ sagte der Erste weiter.

„Und der Kosten auch nicht, welche die Advocaten und das Gericht geschluckt haben!“ sprach der Zweite.

„Aber ich wollte mein Recht.“

„Und ich auch.“

Bei diesen Worten sahen sich die beiden Männer so herausfordernd an, daß man fürchten mußte, der kaum beendete Streit werde von Neuem entbrennen. Aber sie gedachten des feierlich vor Zeugen gegebenen Handschlages und der Erstere sagte:

„Morgen lasse ich meinen Theil von dem Graben zudämmen, Jacob Bomann.“

„Und ich den meinigen, Hans Smolt. Und zehn Schritte weiter, hier, wo ich meinen Stock in den Boden stoße, ziehen wir den neuen.“

„So soll es sein. Und ich sorge dafür, daß unsere Knechte bei der Arbeit den Frieden nicht brechen, den wir geschlossen haben.“

„Gut das. Ich will dasselbe than. Nun einmal Frieden geworden ist, soll er auch bleiben. Adjes.“

„Adjes!“ entgegnete Hans Smolt, und Beide mach-

ten Miene, sich zu trennen. Aber der Erstere wandte den Kopf um und sagte:

„Eigentlich sollten wir den Friedensschluß noch fester machen, als durch einen bloßen Handschlag."

„Sollen wir einen Schluck darauf nehmen?" fragte Jacob Bomann in einem Tone, der seine Geneigtheit dazu deutlich aussprach.

„Das wollen wir, aber erst wenn das geschehen ist, was ich meine," antwortete Hans Smolt. „Ich habe einen Sohn, den Hinrich."

Jacob Bomann nickte.

„Und Er hat eine Tochter, die Gretel," sagte Hans Smolt. „Was meint Er dazu? Machte seiner Zeit den Graben ganz und gar unnütz."

„Das thut e s," sagte Jacob Bomann nachdenklich. „Mein Sohn, der Bernhard, ist mit der Mühle abgefunden und der Hof bleibt der Gretel. Können darüber sprechen."

„Wollen es beschlafen," schloß Hans Smolt die Unterhaltung. Beide reichten sich nochmals die Hand und gingen dann nach Rechts und Links auseinander.

Es war Mancher im Dorfe, dem die Versöhnung der beiden Vollbauern nicht behagte. Wo zwei im hellen Streite sind, fischen die guten Freunde im

Trüben. Das hörte auf, seitdem der alte Grenzgraben zugeworfen, der neue geöffnet war und die beiden Bauern sich gehörig zugetrunken hatten.

Am ungeberdigsten stellte sich Bernhard Bomann, der Müller. Ihm war es ärgerlich, daß er Frieden halten sollte, absonderlich mit dem Sohne des Gränznachbars, dem Hinrich Smolt, den er stets neckte und ärgerte, wo er ging und stand, so daß er sich bereits auf dem Wege befand, sich in dem Hinrich Smolt, der eine blöde und zugleich verstockte Natur war, einen Todfeind zu erwerben.

In seinem Aerger vor sich hinpfeifend, trat er in die Wohnstube, wo seine Schwester bei dem Spinnrade saß und dem Eintretenden halb scherzend, halb verdrießlich zurief:

„Die alte Hilk in der Deichschenke muß volles Maß gegeben haben, Bruder Bernhard. Ich sehe, daß Du schwer daran trägst.“

„Warum soll ich nicht?“ entgegnete er ärgerlich. „Wenn die Alten am Gränzgraben saufen, kann ich es in der Schenke auch thun. Dich kostet es von Deinem Hofe noch nicht einen Weizenkorn. Du bleibst so reich als vorher, während ich mit meiner armseligen Mühle . . .“

„Bruder Bernhard, Du lügst!“ sagte die Gretel

aufstehend und das Spinnrad zur Seite schiebend. „Du hast nicht blos die armselige Mühle, sondern das Haus, den Garten und den Weizacker, der dazu gehört, und das erste auf den Hof eingetragene Geld ist Dein. Du hättest den Hof für Dich behalten sollen, allein Du wolltest nicht, weil Du keine Lust zum Bauer hast und lieber faul auf der Mühle lungern magst, die der Wind für Dich dreht. Jeder Mensch ist seines Glückes Schmied und Dein Eisen war so heiß, daß Du Alles daraus schmieden konntest, was Du nur wolltest."

Willst mich wohl noch auslachen?" fuhr Bernhard Bomann auf. „Freilich, wenn man daran ist, aus zweien Höfen einen zu machen."

„Was meinst Du damit?" rief die Grete lebhaft und sah den Bruder fragend an.

„Weil Du den Hinrich Smolt heirathen sollst!" rief der Bruder, sich die Hände reibend, da er wußte, daß er die Schwester damit ärgerte.

„Und wenn ich nicht will?"

„Du weißt wohl, daß hier zu Lande die Dirnen nicht gefragt werden, wenn die Väter einmal Ja gesagt haben. Am zugeworfenen Gränzgraben haben sie es mit einander ausgemacht."

„Mir sagte Keiner etwas."

„Du hörst das früh genug, wenn Pastor Hollander

von der Kanzel herab das Aufgebot verliest!" lachte der Müller spöttisch. „Mich freut es, daß Du bald an den Mann kommst, Gretel. Und dann freut mich noch etwas Anderes."

Die Grete fragte nicht, was er meine, denn sie wußte es und wurde blutroth. Bernhard fuhr lachend fort:

„Der Behrend Heithof geht Dir nach. Er schielt immer nach Dir, wo er Dich zu sehen kriegt. Und Du bist auch in seine runde blaue Jacke verliebt."

„Bernhard!" rief sie drohend. Aber die Röthe auf ihrem Gesichte kündigte an, daß er wahr gesprochen hatte. Der Behrend Heithof war ein hübscher Junge und sie tanzte am liebsten mit ihm. Beide verstanden sich auf das Beste. Bernhard hatte seine Lust am Necken und sagte:

„Zum Herbst macht die hübsche Rundjacke das Steuermanns-Examen und da er nach zwei oder drei Jahren, um seines Vaters willen, der in Hamburg gut angeschrieben ist, ein Schiff haben soll, zieht seine junge Frau mit ihm nach Hamburg und heißt Frau Schiffscapitainin. Was meinst, Grete? Das schmeckt!"

„Nun habe ich es satt! Du sollst nicht mehr davon sprechen! Und wenn Du nicht gleich still bist, sage ich es dem Vater."

„Was willst ihm sagen? Daß Du in den Behrend Heithof verliebt bist? Bin neugierig, was Du darauf für eine Antwort kriegst. Er ist nicht besonders auf die Blaujacken zu sprechen, weil sein Bruder Seemann war und als solcher einen lüderlichen Lebenswandel führte, bis die Herrlichkeit eine Ende hatte."

„Man braucht nicht Seemann zu werden, um lüderlich zu leben," fuhr die Grete heraus. „Die Müller können es auch."

Bernhard Bomann drehte sich auf dem Absatze herum und entgegnete leichtfertig:

„Das kommt daher, weil Beide nur Etwas taugen, wenn sie unter Segel und flott sind. Der Müller und der Matrose leben vom Winde. Aber wie ich sehe, schleicht der Hinrich Smolt um die Stallecke herum und schielt nach dem Fenster. Er will Dir gewiß einen Bräutigamsbesuch machen. Soll ich ihn Dir holen?"

Er ging. Die Schwester rief dem Forteilenden nach:

„Sage ihm, daß ich ihn nun und nimmer nehme. Ich wollte lieber unsern alten Nachtwächter heirathen, als diesen verstockten Jungen."

Bernhard Bomann hörte nicht mehr. Draußen strich er an dem Hinrich Smolt vorüber, dem er kein

Wort sagte, sondern ihm nur einen Blick zuwarf und so laut hinter ihm her lachte, daß der Verhöhnte die Hände ballte und in sich hinein sprach:

„Er lachte schon wieder über mich. Jedesmal, wenn er mich sieht, thut er es und in der Schenke hetzt er seine Saufbrüder, die Matrosenkerle, auf mich. Gott verdamme mich, wenn ich ihm das vergesse. Laß mich nur erst Dein Schwager sein, Bernhard Bomann. Du sollst mir von der Mühle herunter und mit dem weißen Stock in der Hand durch das Dorf wandern, oder ich will das Leben nicht haben."

Und als er dieses Wort zu sich selbst gesprochen hatte, rief er dem alten Jacob Bomann, der am Heckthor stand, einen guten Abend zu und ging mit ihm in das Haus, um der Grete zu sagen, daß er ihr Freiersmann sei.

Der Müller hatte sich auf den Weg zur Deichschenke gemacht. Hier ging es bereits lustig her und die alte Mutter Hilk hatte genug zu thun, um ihre durstigen Gäste zu befriedigen. Ein halbes Dutzend Dorfkinder waren mit der Fährjolle von Hamburg gekommen, woselbst sie am Tage vorher von einem Westindienfahrer abgemustert wurden und nun in der Schenke ihre erste Rast hielten. Zwei unter ihnen waren besonders stramme Jungen, nämlich der Carsten

Ehlers und der Marten Jahnke. Sie trommelten mit der Flasche und dem Glase zugleich auf dem Tisch und riefen dem eintretenden Behrend Heithof zu:

„Hollah Ahoi! Wen haben wir hier? Legt allstunds back und bringt Euch vor Anker!“

„Willkommen binnen!“ entgegnete dieser, seemännisch grüßend und setzte sich Beiden gegenüber. „Mutter Hilk, ein Glas und eine Flasche. Wollen ein vernünftiges Wort mitsammen reden.“

Wenn ein Dutzend Matrosen zusammen kommen, die seiner Zeit Schul- und Spielgenossen waren, und sich nachher im Hafen bei'm Ein- und Aussegeln nur im Vorüberfliegen sahen; oder wenn sich zwei Schiffer auf offner See anriefen und sie sich, auf den Bugspriets stehend, nur auf eine Secunde einander plötzlich gegenüber sahen, kann es bei dem ersten Zusammentreffen in der Schenke lustig hergehen. Manches volle Glas wird geleert, manches geleerte Glas zerbrochen und manches Schelmenlied gesungen. Es wird bald so laut, als ginge es mit einer Backstagskühlte und mit gerefften Marssegeln an der rothen Tonne vorüber, in die See hinein. In diesem Zustande befand sich die flotte Backmannschaft, als Bernhard Bomann, der Müller, eintrat und den fröhlichen Zechern zurief:

„Habe wohl gewußt, daß Ihr binnen gelaufen seid, und wäre gern eher gekommen, um den Willkomm mit Euch zu trinken, aber ich hatte mich erst noch mit meinem Schwager zu begrüßen."

Behrend Heithof, an den diese Worte vorzugsweise gerichtet wurden, sprang auf und fragte blutroth im Gesichte:

„Mit Deinem Schwager? Wer ist Dein Schwager?"

„Bist Du der einzige Jungkerl in Assel, der es nicht weiß, daß mein Alter und der Hans Smolt Frieden gemacht haben und daß meine Schwester und der Schleicher, der Hinrich, sich heirathen und die beiden Höfe zusammen bringen sollen? Ich kriege das Roggen- uud Weizenmahlen für Beide und darf auf der Hochzeit saufen und tanzen, so viel ich will."

Mit diesen Worten leerte er ein volles Glas und warf es weit von sich, daß die Scherben am Boden klirrten.

Behrend Heithof zog den Müller mit sich in eine Ecke und sagte in sprudelnder Hast:

„Ich habe nie ein Geheimniß vor Dir. Du weißt, daß ich Deine Schwester lieb habe; du weißt, daß sie es ebenso meint und daß es Dein Schaden nicht sein soll, wenn ich sie zur Frau kriege. Längst konnte ich mein Examen machen und hatte eine tüchtige Steuermanns-

stelle in Sicht. Aber ich habe es verschoben, damit ich einen Vorwand hatte, diesen Winter zu Hause zuzubringen und während desselben mein Gewerbe anzubringen. Und nun soll das mit einem Male nichts gelten und der Kopfhänger mir die dralle Dirne vor der Nase wegnehmen?"

„Wird sich nicht anders machen lassen, Behrend Heithof", sagte Bernhard Bomann, gleichgültig mit den Beinen schlenkernd. „Magst ein gescheiter Steuermann sein, allein die beiden alten Eisenköpfe bringst Du doch nicht in das rechte Fahrwasser.

„Dann laufe ich mit der Dirne davon!" rief der junge Steuermann.

„Das leide ich als Bruder nicht!" entgegnete der Erstere in dem vorigen Tone. „Auch würden die Landreiter Euch bald wieder einholen. Besser wäre es schon, wenn der Bräutigam davon liefe."

„Wie meinst Du das?"

„Ich meine es so, wie ich es sage. Weil er aber nicht von selbst auf den Gedanken kommen wird, muß man ihn denselben in den Mund legen."

„Das kriege ich nicht spitz!" sagte kopfschüttelnd der angehende Steuermann.

Bernhard Bomann bedachte sich einige Zeit und sagte dann:

„Spukt mir allerlei im Kopfe herum, das sich erst klären muß. Auch ist es hier zu voll und die Kerle machen einen zu tollen Lärmen, als daß man etwas Vernünftiges überlegen könnte. Laß Du heute noch fünf gerade sein. Morgen will ich nach Drochters, wo ich ein Geschäft habe. Wenn es vorüber ist, gehe ich in die dortige Landesherberge zum alten Rösing. Komme Du auch dahin, ganz von ungefähr. Und da wir Beide allein nichts anfangen können, bringe noch ein paar lustige Gesellen mit, den Marten Jahnke etwa und den Carsten Ehlers. Wir Vier wollen schon Etwas ausspintisiren, was den Hinrich Smolt aus dem Wege schafft und Dir freie Bahn macht. Das ist nun abgethan und nichts weiter von der Sache heute Abend. Ich habe Durst.“

Der Müller trat mit diesen Worten an den Schenktisch und lärmte ärger als zuvor. Der junge Steuermann folgte ihm zögernd. Er gab den beiden vorhin Genannten einen Wink und sprach mit ihnen ein Langes und Breites, worauf er sich in aller Stille entfernte. Auf dem Wege von der Schenke nach seinem Hause wickelte er sich selbst ein langes Gespinnst ab, worin die künftige Capitainschaft und die schöne junge Capitainsfrau eine bedeutende Rolle spielten.

Die verabredete Zusammenkunft in der Landes-

herberge zu Drochters hatte stattgefunden. Der alte Rösing hatte den lustigen Gesellen tüchtig einschenken müssen, aber von Dem, was sie heimlich unter einander schwatzten, worüber sie vor sich hin kicherten und das Beschlossene mit einem Handschlage bekräftigten, davon hatte er nichts gehört. Es blieb überhaupt für Jeden ein Geheimniß, das erst später offenbar werden sollte.

Tages darauf begegneten der Bernhard Bomann und der Hinrich Smolt sich wieder. Aber diesmal sah der Müller den Bauernsohn mit keinem spöttischen Blicke an, noch lachte er hinter ihm her, sondern blieb, die Mütze rückend, stehen und sagte:

„Da wir doch einmal durch meine Schwester in die Freundschaft kommen sollen, Hinrich Smolt, denke ich, wir vergessen, was geschehen ist, und werfen den alten Lebenswandel hinter uns. Bist Du gleicher Meinung, so kann sich leicht zusammen ziehen, was bisher auseinander lag."

„Du willst mich betrügen, Bernhard Bomann," entgegnete Hinrich Smolt mißtrauisch. „Geh' weg; Du bist ein Judas."

„Wenn ich es nicht ehrlich meinte, würde ich jetzt schon meine Finger zu einer Faust zusammen ballen und Dir damit in das Gesicht fahren!" entgegnete der

Müller. „Aber ich meine es ehrlich und gebe Dir die Hand darauf.“

„Es ist gut; ich will es glauben,“ sagte Hinrich Smolt zögernd, ohne die dargebotene Hand zu nehmen. „Deine Schwester sieht mich auch über die Achsel an.“

„Setze Dir Nichts in den Kopf,“ unterbrach ihn der Müller, „und gehe mit mir in die Schenke. Wir wollen ein Glas trinken und Brausebart spielen.“

„Damit die Matrosen mich wieder närren und hänseln? Ich will nicht.“

„Wenn sie es thun, stehe ich Dir bei. Wir sind unser Zwei, mit denen nicht so leicht fertig zu werden ist. Denke doch nicht, daß Du Dich vor ihnen fürchtest?“

Das half. Für einen Feigling mochte Hinrich Smolt nicht angesehen werden, ob ihm gleich das Herz im Leibe pochte. Arm in Arm mit dem plötzlich bekehrten Schwager schritt er der Deichschenke zu.

Nichts von alledem, was Hinrich Smolt befürchtete, geschah. Man lachte nicht über ihn; man zog ihn nicht auf; man drängte sich auch nicht an ihn, als suche man seine Gesellschaft. Aber wenn sich die Gelegenheit dazu fand, richtete Jemand das Wort an

ihn und hörte, was er zu sagen hatte. Sie kamen unerwartet leicht im Guten auseinandet.

Was an diesem ersten Abend begann, setzte sich an den folgenden fort. Hinrich Smolt wurde zutraulicher. Sein verschlossenes Gemüth öffnete sich. Er fühlte sich ein anderer Mensch, der von den Uebrigen mit Achtung behandelt wurde und eine Rücksicht genoß, von der er sich bislang nichts träumen ließ. Er thaute nach und nach auf und wurde heimisch in dem Kreis von jungen Männern, die er noch vor wenigen Tagen bis auf's Blut haßte.

Eines Abends saßen sie schwatzend an der gewohnten Stelle zum großen Erstaunen der Wirthin, die keine Ruhe hatte, weil es so still in der Stube war und ihre alte Magd die Befürchtung aussprach, es stehe dem Dorfe gewiß ein Unglück bevor, weil das junge Volk sich gar nicht mehr prügele und seit dreien Tagen alle Gläser ganz geblieben wären. Da rief Einer:

„Ja, in Hamburg! Das lasse ich mir gefallen. Da kann man Alles. Und sogar den Teufel kann man tanzen sehen."

„Blos sehen? Ich dachte, man könne auch selbst mittanzen?"

„Wie fängt man das an?" fragte Hinrich Smolt, der diesen Abend bei besonderer Laune war.

„Man geht nach dem blauen Anker auf Sanct Pauly und wirft der dicken Wirthin so lange die Doppeltmarkstücke in das Gesicht, bis sie laut aufschreit und vom Schenktisch aufspringt; dann sieht man den Teufel tanzen.“

Alle lachten und Hinrich Smolt am meisten. Außer ihm waren die Anwesenden mehrere Male in Hamburg gewesen und Jeder von ihnen wußte irgend etwas von den Annehmlichkeiten dieser großen Stadt zu erzählen, bis Hinrich Smolt, der tüchtig einschenkte und mittrank, sich vor Vergnügen die Hände rieb und mit dem Glase aufstampfend rief:

„Hört! Wenn Ihr wieder einmal nach Hamburg fahrt, nehmt mich mit.“

„Das kann geschehen!“ antworteten Mehrere. „Und Du wirst es gewiß nicht bereuen. Du mußt aber nicht blöde sein und Alles flott mitmachen.“

„Das will ich!“ fiel Hinrich Smolt, bei dem der Wein zu wirken anfing, lebhaft ein. „Ich will nach dem blauen Anker . . . .“

„Um den Teufel tanzen zu sehen!“ fiel einer der Gäste ein.

„Und die Wirthin mit Doppeltmarkstücken werfen!“ schrie er laut und schlug mit der Hand auf die Tasche, worin die Geldstücke klangen.

Die Unterhaltung wurde immer lebhafter und schon konnte man sein eigenes Wort nicht mehr hören, als ein neuer Gast eintrat:

„Guten Abend beisammen! Frau Hilk, ein Glas Rum! Prosit alle Mann."

„Da ist der Schiffer Voigt! — Guten Abend, Schiffer Voigt! Sei willkommen von Hamburg. Du kommst doch von Hamburg?"

So rief die junge Mannschaft, denen der alte Fährschiffer von Kindesbeinen an bekannt war, und dieser entgegnete:

„Freilich! Woher denn sonst? Komme aus Hamburg und bringe fröhliche Grüße aus dem blauen Anker . . ."

„Wo man den Teufel nach Doppeltmarkstücken tanzen läßt!" kicherte Hinrich Smolt in sich hinein, während Jener fortfuhr:

„Und aus dem rothen Flosse und vom goldenen Löwen her, wo gerade solche lüderliche Bursche verkehren, als Ihr Euer Lebstage bleiben werdet, und von den Capitainen und Schoutendienern. Ich komme auch von den Schlafbasen, die nach Mannschaften suchen und keine finden können, denn es ist theure Zeit damit und die Heuer steigt Tag für Tag thalerweise."

Diese neue Kunde fiel wie ein Funken auf einen

Haufen nasses Pulver. Es zischte und sprühte und leuchtete auf. Alle sprachen zugleich und der Schiffer Voigt wurde von zweien Seiten so eng umstellt, daß er sich nicht bewegen konnte.

Endlich gelang es, die Ruhe nothdürftig herzustellen. Der Schiffer wiederholte seine erste Aussage mit allen Nebenumständen und setzte hinzu, daß noch niemals eine so günstige Gelegenheit gewesen sei, lohnende Reisen zu machen, als gerade jetzt.

Das schlug ein. Viele der Anwesenden erklärten sich bereit, nach Hamburg zu fahren und an Bord zu gehen, sobald es sich thun lasse. Unter diesen waren auch Carsten Ehlers und Marten Jahnke, die erst vor einiger Zeit heimgekommen waren. Es war an dem Abend ein lustiges Durcheinander und Bernhard Bomann, der Müller, der ebenfalls unlängst eingetreten war, trat zu seinem Schwager, dem Hinrich Smolt, und fragte:

„Na! Und Du gehst auch mit nach Hamburg? Kannst Dir keine bessere Kameradschaft wünschen, als die Du übermorgen mit bekommst. Nicht wahr, Schiffer Voigt? Uebermorgen?"

„Früh um sechs Uhr mit dem Einstehen der Fluth," war die Antwort. „Und wenn nur eine Mütze voll

Westwind einzufangen ist, liefere ich Euch binnen sechs Stunden an die Stadt."

Es wurde an diesem Abend viel gelacht und noch mehr getrunken. Als die Mannschaft um Mitternacht auseinander ging, waren Alle einig, übermorgen nach Hamburg zu reisen. Hinrich Smolt bekräftigte es mit einem Eide und schwankte nach Hause.

Bernhard Bomann, der Müller, faßte den Steuermann Behrend Heithof unter und sagte vertraulich:

„Den sind wir los."

„Hoffe es!" sprach Behrend Heithof eben so leise. „Wenigstens so lange, bis ich mit Deiner Schwester, der Grete, einig bin. Nachher mag er kommen und schreien wie ein Kalb, das in den Schleusengraben fiel."

„Schiert mich nicht!" sagte Behrend Bomann." Du aber wirst, als mein neuer Schwager, ein Einsehn haben und begreifen, daß ich bei der Theilung zu kurz gekommen bin."

„Das habe ich begriffen und will für Dich thun, was ich versprochen habe."

„Wollte es Dir auch gerathen haben!" entgegnete der Müller, der am Mühlenwege stand und den Arm des Steuermannes fahren ließ. „Nichts ist in der Welt umsonst und ein Brautwerber am wenigsten."

„Der Saufaus!" brummte Behrend Heithof, ihm verdrießlich nachsehend. „Wenn es nur nicht um die Grete wäre! Aber später will ich ihn schon kurz halten."

Die Fahrt von Assel nach Hamburg lag weit dahinten. Die Fährschiffer jener Zeit sahen sich ihre Passagiere an und richteten darnach die Reise ein. Wenn eine Anzahl junger Matrosen am Bord war, gehörte es sich, daß die Flagge von der Gaffel, oder vom Mast abwehte und eine ausreichende Masse von Flüssigkeiten an Bord gebracht wurde. Wieviel auch immer, er brachte solche Waare stets zu einem doppelten Preise unter. Manche Schnurre wurde während der Fahrt erzählt, manches Schelmenlied wurde gesungen und ein paar halb erwachsene Bursche, die ihre Jungfernreise machten, wurden wacker gehänselt. Alle Passagiere waren obenauf und der Lustigste von Allen war der Hinrich Smolt. Die beiden Matrosen, Carsten Ehlers und Marten Jahnke, hatten ihn unter ihren besondern Schutz gestellt, und waren bemüht, alle seine Einfälle gut zu heißen und seine Launen zu tragen, ohne es sich merken zu lassen, wie sauer es ihnen wurde, und ihn für ganz etwas Besonderes gelten zu lassen. Hinrich Smolt schwamm in eitel Glückseligkeit. In seinem ganzen Leben hatte er nicht so

viele lustige Worte gesprochen, als während dieser Fahrt und auf dem Wege zu dem Hause des Schlafbases. Hier herbergten die jungen Seeleute aus Assel und Drochters, bis sie am Bord irgend eines Schiffes eine Unterkunft gefunden hatten.

Die Schlafbasen sind die natürlichen Vermittler zwischen den Capitainen und den Matrosen. Auch die Schoutendiener unterzogen sich diesem Geschäft. Sie waren die Gehülfen des Waterschout, in dessen Gegenwart die Verträge zwischen den Capitainen und den Mannschaften rechtsverbindlich geschlossen wurden. Ihnen wurde daher zuerst bekannt, wo es an Leuten fehlte. Leicht konnten sie den Suchenden aus der Noth helfen und thaten es für die übliche Gebühr.

Manchmal aber wollten diese einfachen Mittel doch nicht ausreichen. Viele Matrosen weigerten sich an Bord zu gehen, weil sie noch einen Vorrath von klingenden Münzen in der Tasche spürten. Andern sagte eine Reise nach diesen oder jenen Küsten nicht zu; wieder Andere machten sonstige Schwierigkeiten. Am schlimmsten war es bestellt, wenn es galt, die Mannschaft eines Schiffes zu ergänzen, oder zu erneuern, dessen Capitain mit Recht oder mit Unrecht in dem Rufe stand, seine Leute schlecht zu behandeln. Da fanden sich denn wüste verkommene Gesellen in den Schenken

und auf den Tanzböden von Sanct Pauli und von andern Gegenden ein, die alle Mittel aufboten, junges, unerfahrenes Volk trunken zu machen und sie unter allerhand Vorspiegelungen und Versprechungen an Bord einer solchen Galeere zu schleppen. Eines der berüchtigsten Locale dieser Art war die Taverne zum blauen Anker, wo man den Teufel tanzen lassen konnte.

Trübe schimmerten die Lichter in der von Tabaksdampf und Branntweindunst geschwängerten Atmosphäre des langen und schmalen Raumes, der mit dem Namen „Salon zum blauen Anker" belegt ward. In dem Hintergrunde desselben befand sich der Schenktisch und hinter diesem hausete die Wirthin, welche, wenn Häßlichkeit das Wahrzeichen des Teufels ist, für ein Musterbild desselben gelten konnte.

Hinrich Smolt, den seine Begleiter nicht aus den Augen ließen, hatte den Ort erreicht, auf den er seit der Abfahrt aus Assel gehofft hatte. Seit dem Tage, da er sich mit seinem vermeinten Schwager, dem Bernhard Bomann, aussöhnte, bis zu dieser Stunde war eine seltsame Veränderung mit ihm vorgegangen. Das versteckte, heimtückische Wesen war ganz in den Hintergrund gedrängt und die lustigste Ausgelassenheit trat in all' ihrer Rohheit hervor. Er war kaum eingetreten und hatte die Wirthin mit einem flüchtigen

Blicke gestreift, als er ein lautes Gelächter aufschlug und rechts und links Rippenstöße austheilte, um so schnell als möglich an sein Ziel zu gelangen.

„Was für ein Unband trampelt auf meinen Füßen herum?“ schrie Einer auf und zahlte das Empfangene zwiefach zurück. „Willst Du stehen und das Maul halten, oder ich schließe es Dir auf meine Manier.“

„Ist ein Bauernkerl!“ rief ein Anderer dazwischen. „Was will der Bauernkerl in der Matrosenschenke? He, Du Lümmel! Was willst Du hier?“

„Will den Teufel tanzen sehen!“ entgegnete Hinrich Smolt mit etwas schwerer Zunge und begann, seine Ellenbogen abermals in Thätigkeit zu setzen.

Auf's Neue schrie es in seiner Nähe auf. Bedrohliches stand bevor, als seine treuen Begleiter, Carsten Ehlers und Marten Jahnke, noch zur rechten Zeit herbeikamen und sich mit den Umstehenden durch allerlei Zeichen verständigten. Kaum hatten diese begriffen, um was es sich handle, als sie lachend zurücktraten und dem vordringenden Bauer den hinreichenden Raum ließen. Unaufgehalten drang Hinrich Smolt bis in die Nähe des Schenktisches und stellte sich, beide Hände in die Taschen seiner langschößigen Jacke gesteckt, der Wirthin gegenüber, welche ihn mit keinem besonders gnädigen Blicke ansah, weil sich alle Trinker

zurückzogen und der Raum zwischen ihr und dem Bauer frei blieb.

„Warum gafft Er mich an?“ brach sie los.

Hinrich Smolt grinsete.

„Was will Er?“ fragte sie und ihr Zorn war im Steigen.

„Den Teufel tanzen sehen!“ antwortete er.

„So scheere Er sich zum Teufel!“

„Das thue ich!“ sprach er, und sah ihr noch einmal fest in das Gesicht; dann zog er ein Geldstück aus der Tasche und warf es so geschickt, daß es die Nasenspitze der Alten traf.

„Satan!“ fuhr sie auf.

Ein lautes Gelächter erschallte. Hinrich Smolt lachte heller auf, als alle Andern, und zog ein zweites Doppeltmarkstück hervor. Wie das erste Mal schnellte er es vor sich hin und traf sicher das Ziel.

„Tanze, Teufel! Tanze!“ rief er mit lauter Stimme. „Ich bin eigens nach Hamburg gekommen, Dich tanzen zu sehen, und will meinen Willen haben.“

Der Lärmen in der Schenke nahm überhand. Das Volk stieg auf Tisch und Bänke, um besser zu sehen. Die Wirthin, welche sich zum Gegenstand des allgemeinen Gelächters gemacht sah, ward blutroth vor Zorn und stolperte hinter dem Schenktisch hervor.

„Nun geht es los!" schrie Hinrich Smolt, mit den Fingern ein Schnippchen schlagend. „Wenn Du es gut machst, Alte, wage ich noch ein paar Stücke daran. Tanze, altes Weib!"

Mehreren der Anwesenden schien es bedenklich, dies Schauspiel weiter fortzusetzen. Die Hafenrunde war seit einiger Zeit strenger, als gewöhnlich, und der Lärmen, der jetzt loszubrechen drohte, konnte ein blutiger werden, dessen Ende nicht abzusehen war. Sie riefen der Alten begütigende Worte zu und suchten sie aufzuhalten, wodurch diese genöthigt wurde, verschiedene Bewegungen zn machen, die nichts besonders Gutes verkündeten. Hinrich Smolt, der sie keinen Augenblick aus den Augen ließ, klatschte in die Hände und rief ihr zu:

„Das ist nichts! Das muß besser kommen! Warte! Ich will mehr Feuer dahinter legen, damit das Wasser desto schneller in's Kochen kommt. Nun gieb Acht!"

Er warf zum dritten Male. Allein dieses Mal erreichte das Geldstück sein Ziel nicht, sondern flog gegen die Stirn eines Deckoffiziers, der das Treiben des Bauern bereits mit Unwillen angesehen hatte und eben losbrechen wollte, als er den Schlag gegen die Stirn erhielt. Mit einem lauten Donnerwetter flog

er auf den Bauer zu, packte ihn mit seinen eisernen Armen und hob ihn federleicht vom Boden auf, indem er ihn tapfer schüttelte. Der unerwartete Angriff benahm dem Bauer den Athem, der nur ein dumpfes Stöhnen vernehmen ließ.

„Jetzt sollst Du tanzen, mein Junge!" rief der Deckoffizier, indem er den Bauer in der Luft umherschwenkte, „tanzen, bis Dir Hören und Sehen vergeht. Satan von einer Landratte! Willst eine ehrbare Frau zum Narren haben, die es sich angelegen sein läßt, ihre Gäste christlich und gottselig zu behandeln?"

Ein zweites, lauteres Lachen unterbrach den Deckoffizier bei dieser Schilderung der alten Wirthin, die ihren Vertheidiger gnädig anblickte und ihm kichernd zuflüsterte:

„Gieb es ihm tüchtig, mein Junge, und Du kriegst die beste Flasche, die ich im Keller habe."

Unterdessen bemühte sich die Mannschaft aus dem Dorfe Assel, diesem Auftritt ein Ende zu machen. Es gelang mit einiger Anstrengung, dem Deckoffizier sein Opfer zu entreißen und mit diesem letzteren in Unterhandlung zu treten. Man sah den Carsten Ehlers und den Marten Jahnke längere Zeit im eifrigen Gespräch mit demselben.

„Gut das!" war die schließliche Antwort des Deck-

offiziers. „Wenn der Kerl da — Smolt, sagt Ihr, heißt er? — wenn der Smolt mir vor allen diesen Leuten sagt, daß es nicht böse gemeint war . . .“

Die Matrosen hatten dem Bauer gut zugesprochen und dieser sagte:

„Nein, ich habe es nicht böse gemeint.“

„So ist es gut und ich sage dagegen, daß ich es auch nicht böse meinte. Gieb mir die Hand, Jungkerl!“

Der Bauer sah mit trübseliger Miene auf seine zerfetzte Jacke und seinen zerdrückten Hut und streckte zögernd die Hand aus, die der Deckoffizier so herzhaft drückte, daß Hinrich Smolt vor Schmerz laut aufschrie.

„Du packst tüchtig an, mein Junge!“ sagte der Deckoffizier lachend, „und ich fange an zu glauben, daß Du es mit Deiner Freundschaft ehrlich meinst. Nun wollen wir Eins zusammen trinken.“

Hinrich Smolt wollte sich dieser Aufforderung entziehen, aber Carsten Ehlers flüsterte ihm zu:

„Thue ihm seinen Willen, sonst wird er wieder wild. Wenn er erst hinter dem Glase sitzt, machen wir Dich von ihm los.“

Der Deckoffizier und der Bauer setzten sich neben einander. Die Uebrigen folgten ihrem Beispiel. Zwei

ältere Seeleute, die zurückblieben, sahen sich an und Einer sagte zum Andern:

„Ist ein Satanskerl, dieser Niklas Niklassen. Heute lügt er sich zum Deckoffizier, um einen Bauerjungen zu fangen. Ist ein Haifisch sonder Gleichen, dieser Matrosenfänger.“

„Ein Bauernkerl!“ sagte der Andere mit verächtlichem Achselzucken.

„Gut genug für die „„Emma““ des Hein Bloom, der keine rechten Seeleute zwischen seine Planken kriegt. Ein wahrer Menschenschinder, dieser Capitain Hein Bloom. Der arme Kerl thut mir eigentlich leid.“

„Ei was! Kam hierher, um den Teufel tanzen zu sehen, und wird nun selbst vor dem Teufel tanzen müssen. Das ist der ganze Unterschied.“

Die Beiden verloren sich in der Menge. Marten Jahnke, der vor dem Zusammentreffen des Deckoffiziers mit dem Bauer hinausging und jetzt wieder kam, ging zu seinem Freunde Carsten Ehlers und sagte erschrocken:

„Was habt Ihr gemacht? Der Kerl ist ein Haifisch, der keine Beute fahren läßt, die er einmal zwischen den Zähnen hat.“

„Kann ich Etwas dafür?“ entgegnete Jener. „Habe

ihn gewarnt, so lange es Zeit war, aber umsonst. Der Junge ist ja wie versessen auf den Haifisch."

„Müssen ihn aber doch mit uns nehmen, wenn nicht im Guten, so mit Gewalt!" entschied Marten Jahnke und faßte den Hinrich Smolt am Arm, indem er ihn aufrüttelte:

„Es ist Zeit zur Koje, mein Junge! Wir wollen nach Hause."

„Koje! Koje!" murmelte Hinrich Smolt. Er hatte so schwer geladen, daß er nicht mehr zusammenhängend sprechen konnte.

„Laßt den Mann in Ruhe!" gebot Niklas Niklassen, indem er seine Hand gegen Marten Jahnke ausstreckte. „Er ist mein für den Abend und soll mir auch bleiben."

„Mein ist er!" begehrte Jener auf. „Ich bin für seine Sicherheit verantwortlich. Raffe Dich auf, Hinrich Smolt! Es ist die höchste Zeit."

„Zeit! Zeit!" lallte dieser und suchte vergeblich, sich zu erheben. Seine beiden Landsleute wollten ihm zur Hülfe kommen, allein Niklas Niklassen wußte es zu verhindern, indem er sagte:

„Ihr habt Recht; er hat genug. Aber nach Hause gehen kann er nicht. Er mag oben zu Bette gebracht werden und seinen Rausch ausschlafen. Weg mit ihm!"

Zwei Männer traten herzu und trugen den Bauer sammt dem Stuhl, auf welchem er saß, hinaus. Umsonst war es, dies zu hindern. Die beiden Matrosen von Assel ließen von ihren vergeblichen Bemühungen ab und entfernten sich, ohne die Schenke zum blauen Anker aus den Augen zu lassen. Sie hofften, den Hinrich Smolt zu befreien, wenn er am Morgen aus dem Hause gebracht würde, um an Bord geschafft zu werden. Allein diese Hoffnung war eine vergebliche. Die Sonne schien bereis hell und noch war Nichts erschienen. Sie entfernten sich mit schwerem Herzen. Im Laufe des Tages fiel es ihnen ein, sich nach dem Schiffe des Hein Bloom umzusehen. Einer der Knechte des Hafenmeisters antwortete auf ihre Frage:

„Die „„Emma““ hat sich schon gestern Abend außerhalb des Schlängels gelegt und ist mit dem anbrechenden Tage unter Segel gegangen. Glaube wohl, daß Capitain Bloom jetzt schon bei Cuxhaven ist.“

„Der arme Teufel!“ brummte Marten Jahnke vor sich hin, und Carsten Ehlers sagte:

„Ein wahres Glück, daß wir unsere Heuer in der Tasche haben und erst über Jahr nnd Tag, oder noch später wieder auf hier kommen; dann ist über die ganze Geschichte Gras gewachsen. Eigentlich hat uns

der Behrend Heithof zu der Geschichte verleitet, und es ärgert mich, daß ich mich darauf eingelassen habe."

Sie gingen, im hohen Grade verstimmt, zu ihrem Schlafbase und von diesem an Bord des Schiffes, mit welchem sie sich verheuert hatten.

Die „Emma" war bereits jenseits des zweiten Feuerschiffes und die Schaluppe von dem Lootsgaliot kam an Bord, um den Lootsen abzuholen. Der letzte Begleiter hatte Abschied genommen und Alles war bereits seeklar, als Hinrich Smolt noch immer in dem Zwischendeck auf den harten Dielen lag. Allmählich verließ ihn der bleierne Schlaf. Er schreckte aus seiner Betäubung auf und blickte verstört um sich. Die Bewegung des Schiffes, das Sausen der Fluth, die den Rumpf anrührte, verursachte ein leises Schwanken, und der kaum Erwachte machte vergebliche Anstrengungen, sich zu ermuntern.

„Wen haben wir hier?" erklang eine Stimme und der Schein einer Laterne fiel auf das Gesicht des gespenstischen Mannes im Zwischendeck. „Wie kommst Du hierher?"

„Ich weiß nicht!" antwortete Hinrich Smolt leinlaut. „Aber seid so gut und helft mir auf, damit ich nach Hause gehen kann. Die Andern warten schon lange auf mich."

Der Mann mit der Laterne schlug ein lautes Gelächter auf, das von der Stimme eines Dritten übertönt wurde:

„Ist das der Kerl, den der Niklas Niklassen noch um Mitternacht an Bord sandte? Bringt ihn auf das Deck, damit wir sehen, was für eine Mißgeburt es ist."

Die Stimme kam von oben herab in das Zwischendeck. Sofort wurde diesem Befehl Folge geleistet. Hinrich Smolt stand bald darauf im vollen Tageslichte mit bebenden Knieen vor dem gefürchteten Hein Bloom, der einen stechenden Blick auf ihn warf:

„Zum Teufel mit dem Niklas Niklassen, der mich zum zweiten Male betrügt. Was für eine Mißgeburt ist das? Bist Du ein Seemann, Du Hund?"

„Nein!" war die Antwort. „Ich bin Hinrich Smolt, ein Sohn des Vollbauern Hans Smolt in Assel. Wie ich hierher gekommen bin, weiß ich nicht, und mein Vater wird es Euch Dank wissen, wenn Ihr mich nach Hause schickt."

Hinrich Smolt sprach dies Alles nur auf wiederholtes Fragen in verschiedenen Zwischenräumen. Ihm war wirr und wüste im Kopf. Der kalte Angstschweiß perlte ihm von der Stirn. Bei den letzten Worten brachen die Umstehenden in ein lautes Gelächter aus.

„Einen Bauernknecht schickt man mir!" rief Ca-

pitain Hein Bloom, mit dem Fuße stampfend. „Nun, mein Junge, wir werden oft eine Zwiesprach mitsammen zu halten haben und wenn Du nicht genau antwortest, gebe ich Dir Hanfaale ohne Butter zu kosten. Seht nur, Steuermann, was der Kerl für ein schiefes Maul zieht! Also nach Hause willst Du? Nun, so sieh Dich um und sage mir, wo der Schornstein Deines Vaters raucht?"

Hinrich Smolt that, wie ihm geheißen ward. Als er aber auf die dunkle Wasserfluth sah, die das Schiff von allen Seiten umwogte und nur die weißen Köpfe der Wellen gewahrte, schrie er laut auf und sank vor Angst in die Kniee.

„Die Nordsee treibt ihre Lämmer auf die Weide!" rief Capitain Hein Bloom mit wildem Lachen. „Frisch auf, mein Junge ,und suche sie einzufangen."

Und zum ersten Male sauste ein wohlgedrehtes Tauende um den Kopf des Vollbauern-Sohn.

Das Verschwinden des Hinrich Smolt machte in dem Kirchspiel Assel ein nicht geringes Aufsehn. Er war mit dem Fährschiffer Voigt in Gesellschaft mehrerer Personen nach Hamburg gefahren und von dort nicht wieder zurückgekehrt. Die Matrosen, die ihn begleitet hatten, waren nicht wieder heim gefahren,

sondern gingen an Bord ihrer verschiedenen Schiffe und zerstreuten sich nach allen Steuercoursen der Windrose.

Hans Smolt hatte seit dem Verschwinden seines einzigen Sohnes, an dem er mit der größten Zärtlichkeit hing, keine Ruhe. Er war immer auf den Beinen und klopfte überall an, wo er hoffen durfte, etwas über den Verschollenen zu erfahren, allein umsonst.

Er begegnete auf seiner Wanderung von Haus zu Haus dem Müller Bernhard Bomann. Dieser sah ihn von der Seite an und fragte mit schadenfrohem Lachen:

„Hat Er ihn noch nicht gefunden, Hans Smolt?"

Der alte Mann schüttelte wehmüthig den Kopf und sagte:

„Ich gebe eine Last Weizen, wenn mir Einer nur eine Wort sagt, woran ich mich halten kann. Nur ein einziges Wort von meinem Hinrich. Wo ist Euer Vater, Bernhard?"

„Geht ihm aus dem Wege!" mahnte Bernhard Bomann. „Er ist nicht gut auf Euch zu sprechen."

„Ich habe ihm nichts gethan."

„Doch, Mann. Erst gelobtet Er ihm den Sohn für die Tochter und dann läßt Er den Jungen in

die weite Welt gehen. Meint Er, daß der Vater das ruhig hinnimmt? Und die Grete wird es sich auch zu Herzen nehmen. Eine Dirne ist allemal schimpfirt, wenn der Bräutigam ausbleibt."

Der Müller ging pfeifend davon. Hans Smolt begab sich nach dem Hofe des Jacob Bomann. Dieser war nicht daheim und die Grete ließ sich nicht sehen.

„Wer weiß Etwas von meinem Sohne?"

Mit diesen Worten zog der Vollbauer Hans Smolt von einem Herrenhofe nach dem andern und gelangte darauf in das eigentliche Dorf, wo der eben von einem Begräbniß heimkehrende Pastor Hollander ihm freundlich zuzusprechen suchte. Allein der geängstigte Vater hatte keinen Sinn für christliche Tröstungen und lief an dem geistlichen Herrn vorüber, an jede Thür pochend, bis er endlich zu der alten Frau Hilk in der Deichschenke kam.

Dort saß, wie gewöhnlich, eine lustige Compagnie beisammen und der Müller Bernhard Bomann mitten dazwischen. Diesem Letzten gegenüber saß der Knecht des Fährschiffers Voigt, beides ein paar verstürmte Gesellen, die nur zufrieden waren, wenn sie ein volles Glas in der Hand hatten, um die Schelmenlieder,

welche sie stets im Munde führten, damit hinunter zu spülen.

Der Müller grinsete den Vollbauer an und blinzelte dem Fährknecht zu. Dieser erwiederte das Zeichen und als Hans Smolt ihm vorwarf, daß er von dem Verbleib seines Sohnes wissen müsse, da er denselben nach Hamburg gebracht habe, antwortete der:

„Für unsere Passagiere sind wir nur so lange verantwortlich, als sie am Bord unserer Jolle sind. Mir ist es selbst nicht recht, daß er nicht mit retour kam, denn nun haben wir unser Fährgeld nicht erhalten, weil die Leute immer erst bei der Rückkunft bezahlen."

„Ich will Ihm das Zehnfache geben!" entgegnete der Vollbauer und warf eine ungezählte Summe auf den Tisch. „Sage Er mir nur, wo mein Sohn geblieben ist, Mann."

Der Schiffer, der eben selbst eintrat, legte die Hand auf das Geld und sagte darauf:

„Das kann ich nicht und es ist ein ganz unnützes Gebahren, daß Er umherläuft und die Leute nach Dingen fragt, welche sie nicht wissen können. Weit besser, Er nimmt mich zu einer Extrafahrt an. Ich bringe Ihn nach Hamburg, wo ich Ihm die Orte

zeige, die unser junges Volk zu besuchen pflegt. Da frage Er dann weiter nach."

„Ja, ja!" rief Hans Smolt erregt. „Das will ich thun. Gleich morgen früh soll es sein. Halte Er sich bereit, Schiffer Voigt. Ich bin pünktlich mit dem Beginn der Fluth in Seiner Jolle."

„Vergesse Er in Hamburg den blauen Anker nicht, Nachbar Smolt!" rief der Müller dem Vollbauer unter vollem Lachen nach. „Er gilt für einen schmucken Ort und es könnte wohl sein, daß Sein Hinrich sich dort einquartiert hätte."

Der Vollbauer that, als hörte er es nicht. Schiffer Voigt legte seine Hand auf den Arm des Müllers, hieß seinen Knecht sich fortscheeren und sagte verweisend zu Jenem:

„Du treibst es zu arg und gegen alles Christenthum. Der blaue Anker ist ein verrufenes Haus, worin Geschichten vorgehen, die Einem das Haar sträuben machen, und ich will nicht nacherzählen, was man davon munkelt. Gott tröste den Vater, dessen Sohn Sein Schiff an den blauen Anker kettete; er wird nicht viel Gutes von ihm hören sein Lebelang. Bernhard Bomann, ich bilde mir ein, daß Du den blauen Anker auch anders, als vom Hörensagen kennst. Singe Deine Schelmenlieder allein weiter.

Ich will meine Jolle klaren und den alten Mann nach Hamburg bringen, so schnell, als Wind und Wetter es gestatten wollen."

Schiffer Voigt hielt Wort und ging dem alten Manne in Hamburg nicht von der Seite. Als sie den blauen Anker betraten, nahm der Schiffer die Wirthin seitwärts und sprach angelegentlich mit ihr. Allein diese wollte von Nichts wissen, sondern entgegnete überaus verdrießlich:

„Lasse Er mich zufrieden mit Seinem Bauernjungen. Ich schenke mein Bier und meinen Branntwein aus und bekümmere mich nicht weiter um meine Gäste, die thun können, was sie wollen, wenn sie nur ehrlich bezahlen."

„Aber die Leute sagen, daß der junge Mensch lange bei Ihr verkehrte!" fiel der Schiffer ein.

„Zum Teufel mit den Leuten. Müßte hundert Ohren haben, wenn ich auf jedes Geschwätz hören wollte, das hier aus ungewaschenen Mäulern geht. Ich weiß nichts von dem Sohne des Mannes, der nun schon eine halbe Stunde hier ist und noch nicht einmal ein Glas Bier gefordert hat. Wenn Ihm aber soviel daran gelegen ist, setze Er sich nieder und trinke Er tapfer, bis Bootsmann Niklas Niklassen kommt, der kann Ihm vielleicht zum Recht verhelfen."

Hans Smolt ergab sich in Geduld und ließ die Flasche unberührt, die man ihm hinstellte. Schiffer Voigt forschte nach dem Bootsmann Niklas Niklassen und führte diesen, als er ihn gefunden hatte, zu dem harrenden Vater.

„Kann Ihm nicht vieles Tröstliche sagen, Mann," sprach der halbverstürmte Deckoffizier, indem er das dargereichte Glas in einem Zuge leerte. „Besinne mich auf einen Bauernjungen, den Einzigen, den diese Schenke seit Jahren sah. Er trank wie ein Wallfisch, wollte den Teufel tanzen sehen, weshalb er nach der Wirthin mit Doppeltmarkstücken warf, und machte der Geschichte dadurch ein Ende, daß er mit dem Teufel einen Vertrag schloß."

„Was für einen Vertrag, Mann?" fragte besorgt Hans Smolt. „Treibe Er keinen Spott mit mir. Wie kommt der Teufel hierher?"

„Er kam in der Gestalt des Capitain Hein Bloom," sagte der Deckoffizier. „Wie der Teufel in der Hölle, so raset dieser Mann am Bord seines Schiffes umher. Versteht Er mich? Frage Er überall herum und Er wird stets dasselbe Lied hören."

„Und mein Sohn kennt diesen Mann?"

„Wenigstens wird er ihn jetzt kennen!" lachte Niklas Niklassen, „denn er hat sich demselben verheuert

und ist mit ihm nach Surinam versegelt, wie Er aus den Musterrollen bei dem Waterschout erfahren kann, wenn Er sich nach dem Neustädter Neuenweg begeben will."

Der Deckoffizier, der sich den Beinamen des Haifisches erworben hatte, trank den Rest des Weines aus und ging seines Weges. Hans Smolt that auch den letzten Gang und sagte, als er das Haus des Waterschout wieder verließ, indem er sich auf seinen Begleiter stützte:

„Hinrich ist nach Surinam. Hätte niemals geglaubt, daß mein eigen Fleisch und Blut mir das Herzeleid anthun und heimlich davon laufen würde. Nun wage ich es daheim gar nicht mehr, die Augen aufzuschlagen, und es wäre am besten, Er trüge mich gleich aus Seiner Jolle auf den Kirchhof. Nach Surinam! Es ist mein Tod."

Der Schiffer versuchte, ihm gut zuzureden, allein umsonst. Er hörte nicht darauf.

Grete Bomann kam aus dem Baumgarten in das Haus. Sie hatte dort mit dem Behrend Heithof gesprochen und es fest gelobt, nun und nimmer von der blauen Rundjacke zu lassen. Von ihrem verlobten

Bräutigam war nicht die Rede. Die Grete fürchtete, Etwas zu hören, was sie nicht hören mochte, und der junge Steuermann konnte ein peinigendes Gefühl nicht unterdrücken, wenn er daran dachte, was auf sein Anstiften die leichtsinnigen Genossen mit dem Jungen anfingen, der ihnen als Opfer in die Hände fiel.

„Das habe ich nun davon, daß ich Ihm Seinen Willen that!“ sagte die Grete, als sie den Vater gewahrte, der auf der Ofenbank saß. „Im ganzen Kirchspiel gab es ein Handschlagen und ein Bekreuzen und Segnen, als es hieß, die dralle Grete Bomann ist mit dem Schleicher, dem Hinrich Smolt, versprochen. Und nun geht der Schleicher auf und davon. Er läßt mich sitzen und ich bin vor dem ganzen Kirchspiel schimpfirt.“

Jacob Bomann war, seiner resoluten Tochter gegenüber, nie ein besonderer Held. Er hatte sich stets von ihr beherrschen lassen und that ihr immer den Willen, wenn es auch nur widerstrebend geschah. Er stand auf und sagte begütigend:

„Es ist nicht so schlimm, Grete, und darum nimm es leicht. Wenn der Hinrich ein Schurke ist, bist Du unschuldig daran und die Gemeinde wird es Dir nicht entgelten lassen.“

„Sie wird es, sage ich Ihm,“ fuhr die Grete

beharrlich fort. „Alle stecken die Köpfe zusammen, wo ich mich sehen lasse, und kein anderer Bursche wird um mich freien."

„Gieb Dich zufrieden, Grete," sagte der Alte beschwichtigend. „Es wird ein anderer Freier kommen und Du sollst keine alte Jungfer werden."

„Von den Bauerssöhnen klopft Keiner bei Ihm an," entgegnete die Dirne. „Und von Denen ist mir auch nicht Jeder recht. Und wenn ein Anderer käme, der, aus Liebe zu mir, sich nichts aus dem verlaufenen Bräutigam machte . ."

„Was soll das hier?"

„Ich meine," sagte Grete stockend, denn sie wußte wohl, daß das Gespräch auf einen Punkt kam, der die empfindlichste Seite des Bauern berührte. „Ich meine, daß es nicht recht von Ihm ist, Vater, alle Leute geringe zu halten, die nicht gerade Vollbauern sind."

„Da will es hinaus!" fuhr Jacob Bomann auf. „Von dem Matrosenkerl, dem Behrend Heithof, soll hier die Rede sein! Damit komme mir nicht. Von dem will ich nichts wissen. Gar nichts. Ein für alle Mal nicht. Wenn wir gute Freunde bleiben wollen, sprich nicht von ihm."

„Von Wem soll ich denn sprechen?" fragte Grete erregt. „Behrend Heithof ist ein braver Junge und ein tüchtiger Seemann, wie alle seine Kameraden sagen. Er hat auch eine Handvoll Geld und kann es leicht zum Capitain bringen. Ist Ihm denn ein Schiffscapitain zum Schwiegersohn nicht gut genug?"

„Nein!" entgegnete der Bauer fest." Ein hölzernes Deck läßt sich nicht pflügen und besäen. Eine einzige Welle spült oft die Arbeit eines Jahres weg."

„Das thut die Welle auch auf dem festen Lande, wenn die Deiche brechen!" sprach Grete mit fester Stimme.

Das Gesicht des Bauern wurde bleich. Er wußte, daß er zu den reichsten Außendeichern gehörte, und hatte bei den schweren Herbststürmen oft mit zitternden Knieen auf seinem schwankenden Eigenthume gestanden, wenn die Wellen darüber hinraseten, oder die vorbeitreibenden Eisschollen die Deichböschungen durchschnitten. Drohend hob er die Hand auf und schrie:

„Kein Wort mehr davon! Kein Wort! Du weckst die bösen Geister! Helfe Gott in Gnaden und schirme unsere Deiche!"

In diesem Augenblicke klinkte es an der Stubenthür, daß Beide, erregt von dem Gespräch und befan=

gen durch die stark hereinbrechende Dämmerung, zusammenfuhren.

„Wer ist da?“ fragte Jacob Bomann, sich zusammennehmend, mit einem tiefen Athemzuge.

„Guten Abend beisammen!“ erklang es zur Antwort und Hans Smolt trat vollends ein. Er war so schwach, daß er sich auf seinen Stock stützen mußte, und stand nun da, die Mütze in der Hand, eine wahre Leidensgestalt.

„Ich bin es, Nachbar,“ sagte er, dem Hausherrn die Hand bietend.

. Jacob Bomann that, als merke er es nicht, sondern sagte kurzab:

„Seinen Besuch habe ich nicht erwartet.“

„Bin Ihm denselben schuldig,“ sagte Jener, der die verschmähte Hand zurückzog. „Habe ein Wort mit Ihm zu reden. Und auch mit Ihr, Jungfer Grete.“

„Das ist nicht nöthig!“ fuhr Jacob Bomann dazwischen. Was Er meiner Tochter zu sagen denkt, geht mich allein an. Hinaus, Grete.“

Die Tochter befolgte den Befehl des Vaters. Als sie an Hans Smolt vorüberging, sagte sie schnippisch zu diesem:

„Hat Er kürzlich Nachricht von Seinem Hinrich? Wenn Er an ihn schreibt, grüße Er ihn von mir.“

„Das war ein schweres Wort, Nachbar," sprach Hans Smolt, tief verletzt.

„Hat Er ein anderes zu hören vermuthet?" lautete die Antwort. In dem Verhältniß, worin wir zusammen stehen, kann ich mir nichts Anderes denken. Warum ist Er hier?"

„Ich bringe ihm Etwas wieder, Nachbar."

„Was wird es sein?"

„Euer Wort, Nachbar. Ein feierlich gegebenes Wort, womit Er Seine Tochter meinem Sohne anverlobte. Ich weiß, die Grete sinnt darauf, sich mit einem Andern zu versprechen, und das würde sie nicht mit gutem Gewissen thun können, so lange dies Wort sie noch an einen Dritten bindet."

„Er muß betrunken, oder sonst von Verstand sein, wenn Er glaubt, daß hier noch von einem Verspruch die Rede ist!" entgegnete Jacob Bomann hochmüthig.

„Ein Wort ist eine Kette, und wenn es auch an einen verlaufenen Burschen verpfändet ist," sagte Hans Smolt. „Sehe Er mich an, Nachbar, und gehe Er in sich. Ich bin der Vater eines verlaufenen Sohnes und bekenne es selbst. Greife Er in seine eigene Brust und denke Er, was ich bei diesen Worten leide. Er hat auch einen Sohn, der aus einem andern Holze geschnitzt ward, als der meinige, und es ist noch nicht

alle Tage Abend. Gott lasse Ihn nicht erleben, was ich jetzt erleben muß. Das ist meine Antwort auf Seinen Spott. Und nun Er und die Grete das Wort von mir zurückhaben, gebe Er mir auch das meinige wieder."

„Er hat es!" sagte Jacob Bomann und Hans Smolt entfernte sich schweigend.

Es war unheimlich in der Stube des Vollbauern Jacob Bomann. Er ging unruhig darin auf und ab, griff dann gedankenlos zu der Pfeife, stülpte sich den Hut auf und ging hinaus. Auf dem halben Wege zur Landesherberge blieb er stehen und sah sich, wie abwesend, nach allen Seiten um, als könne er die oft betretene Straße zur Schenkstube nicht finden; dann ging er wieder nach Hause zurück.

Die Tage vergingen und die Wochen. Hans Smolt hielt sich auf seinem Hofe und verkehrte mit Niemandem. Auch Sonntags erschien er nicht mehr in der Kirche, und als der würdige Pastor Hollander ihm einen Besuch machte, erwiederte er auf dessen trostreiche Zusprache nichts, als:

„Herr Gott, wie Du willst, so schicke es mit mir." Vielen Dank für Seinen guten Willen, Herr Pastor, aber ich bin ein armer, gebrechlicher Mensch, der mit Kummer und Noth in die Grube fährt."

Auch der Jacob Bomann war mürrisch und verdrießlich, wenn auch nicht auf so lange Zeit. Allmählich fanden sich die alten Gewohnheiten wieder, und als er in dem Verkehr mit den Menschen sah, daß sein Ansehn durch die ärgerliche Geschichte nicht gelitten hatte, hielt er den Kopf oben. Die Grete wußte sich bei ihm durch Freundlichkeit in Gunst zu setzen und es dauerte nicht lange, so war sie wieder sein liebes Kind und auf dem Hofe Alles in Allem. Nur mit dem Behrend Heithof wollte es sich Anfangs nicht schicken. Der Alte wurde wild, wenn er den Namen hörte, und brausete auf, wenn er den Steuermann von Weitem sah. Aber auch dieser Sturm ging allmählich in eine handliche Kühlte über. Als der junge Steuermann eines Abends mit einem Gewerbe zum Vollbauer kam, fand er diesen nicht so schroff, als er gefürchtet hatte. Und als der Zufall ihn nach acht Tagen wieder zu dem Jacob Bomann führte, war dieser gesprächiger. Er bot dem Steuermann eine Pfeife an und spann seinen Discurs bis zum Abendbrod fort. Von dem Tage an kam der Steuermann öfter, auch wenn er kein Gewerbe hatte, oder wenn der Bauer in der Landesherberge, oder sonst wo saß. Die Leute, sowohl im Dorfe, als auf den Gehöften der Herrenleute bemerkten es und dach=

ten Jeder das Seinige; aber Keiner glaubte an Das, was wirklich geschah, und ein allgemeiner Ruf des Staunens ward gehört, als es hieß, der Vollbauer Jacob Bomann sei zum Pastor Hollander gegangen, um für seine Tochter das Aufgebot zu bestellen, die den Steuermann Behrend Heithof heirathen solle.

Am Sonntage war die Kirche gedrückt voll und Jeder hielt den Athem an sich, als bei dem Verlesen der Aufgebote der Pastor sich mit eintöniger Stimme vernehmen ließ, wie es der Landesbrauch vorschrieb:

„Zum ersten Male: Der ehrbare Junggeselle und Steuermann Behrend Heithof, Sohn des ehrbaren Fährschiffers, weiland Behrend Heithof's eheleiblicher Sohn, mit der hochachtbaren und wohlfürnehmen Grete Bomann, des hochachtbaren und wohlfürnehmen Jacob Bomann, des Außendeichers, eheleibliche Tochter."

Nun löſten sich die Zungen. Nun ging es über den liebsten Nächsten her, wenn die Nachbarn und die von der Freundschaft zusammenkamen, und an der Braut, dem Bräutigam und dem Brautvater blieb kein gutes Haar. Der Müller aber, der täglich weniger auf seiner Mühle, desto mehr aber in den Schenken zu finden war, begehrte groß auf und sagte, mit den Gläsern und Flaschen auf den Tisch trommelnd, es müsse eine Hochzeit werden, wie das Kirchspiel sie bis-

lang noch nicht gesehen habe, denn da nun einmal ein Seemann in die Familie des Vollbauern eingeschwommen sei, solle er es auch spüren, daß er wirklich in der Wolle säße. Und wenn drei Tage nach einander im ganzen Dorfe ein Kerl nüchtern bliebe, sei es nicht seine Schuld.

Das ländliche Drama, das sich allmählich zu entrollen begann, ward mit großem Pompe verkündigt.

Das war ein Jubeln und Juchheien auf dem Gehöfte des Jacob Bomann. Die Vorbereitungen zur Hochzeit nahmen Jedermann in Anspruch. Der Brautvater hatte den dringenden Bitten seiner Tochter nachgegeben und nur zur einzigen Bedingung gemacht, daß sein künftiger Schwiegersohn den Seefahrer an den Nagel hinge. Unter seiner Leitung solle er sich der Wirthschaft annehmen und dann dieselbe alleinig führen. Jacob Bomann hielt fest an dem alten Spruch, daß man ein hölzernes Deck nicht umpflügen könne. Der Behrend Heithof gab nur zögernd nach, allein er that es aus Liebe zu der jungen Frau und zugleich aus Liebe zu ihrer reichen Mitgift.

Es sollte Niemand ausgeschlossen werden von der allgemeinen Lust und darum hatte der Hochzeitbitter vollauf zu thun. Sein dreigespitziger Hut leuchtete

von bunten Blumen und noch bunteren Schleifen. Die blanken Zinnknöpfe an dem sauber gebürsteten Sonntagsrock glitzerten so hell, daß man hätte glauben mögen, es wären Sterne, die durch die Nacht aufleuchteten. An dem großen Stabe in seiner Hand, den er wie ein Scepter vor sich hertrug, flatterten rothe und blaue, grüne und gelbe Bänder. Die Zahl derselben mehrte sich in jedem Augenblicke, denn überall, wo er eintrat, um die Einladung in wohlgesetzten Versen zu verkünden, heftete die Tochter des Hauses, oder wo diese fehlte, eine junge Verwandte ein neues Band zu den übrigen, worauf sie dem Hochzeitbitter aus einem großen Glase zutrank und ihm einen Gedenkschilling in die Hand gleiten ließ.

Glühend von Wein und andern genossenen Herrlichkeiten trat der Hochzeitbitter zu dem Müller Bernhard Bomann in die beste Dönse und stellte sich so gerade vor demselben auf, als es ihm in seiner Stimmung irgend möglich ward. Drei Mal nach einander stieß er mit dem bändergeschmückten Stock auf den Boden und sagte dann:

„Sämmtliche gute Freunde und liebe Vettern lassen danken für die Einladung, welche ich ihnen in Seinem Namen brachte, und sie werden sich Alle zur rechten Zeit und am rechten Orte einfinden. Gottes

Segen in dieses Haus. Ein Junggeselle kehrt ein, ein Ehemann geht hinaus."

„Hast Du auch Keinen vergessen, Jan Timmermann?" fragte der Müller.

„Keinen, Herr Bernhard. Jeder ist geladen nach Stand und Würden."

„Bist Du auch bei dem Hans Smolt gewesen, Jan Timmermann?"

„Nein, Herr Bernhard. Bei Dem bin ich nicht gewesen. Bei Dem nicht."

Es schien dem Hochzeitbitter, trotz seiner Weinlaune, als käme ihm ein Frösteln an.

„Siehst Du wohl, daß Du nicht überall gewesen bist, Jan Timmermann? Du wirst alt und man muß Dir einen Vormund setzen. Wenn Du also noch nicht auf dem Smoltenhofe gewesen bist, gehst Du jetzt gleich dahin und bringst Dein Gewerbe an."

„Gebe Er es auf, Herr Bernhard. „Es kommt nichts Gutes dabei heraus."

„Der Hans Smolt hat für seinen Hinrich um meine Schwester angehalten und der Hinrich ist vor dem Verlöbniß davon gelaufen. Es ist ein Schimpf gewesen, Jan Timmermann, den mein Vater eingesteckt hat, und ich will diesen Schimpf mit der Einladung

vollends zudecken. Jetzt geh und thue, was Deines Amtes ist."

„Es wird schon dunkel, Herr Bernhard," sagte der Hochzeitbitter und der bändergezierte Stock zitterte in seinen Händen.

„Der Gänsejunge soll Dir die Laterne vortragen, Du Haase. Und nun mache, daß Du fortkommst und ausrichtest, was Dir befohlen ist, sonst behalte ich Deine Gebühr und zeige Dich obendrein wegen Widersetzlichkeit bei dem Gemeinde-Vorstand an. Sage Deinen Spruch der ganzen Länge nach her und lasse mich hören, wie der alte Hans Smolt die ihm erwiesene Ehre aufgenommen hat."

Jan Timmermann, der Hochzeitbitter, ging mit schwerem Herzen.

Das Wetter war rauh. Der Nordwest fuhr über die herbstlichen Stoppeln, und die Weiden, die an dem Saum der Gräben standen, welche die Aecker von einander trennten, schüttelten die entblätterten Aeste, woran die Regentropfen im bleichen Lichte des hereinbrechenden Abends schimmerten. Es war still und melancholisch auf den schmalen Wegen, die über die einzelnen Aecker hin von Gehöfte zu Gehöfte führten. Noch stiller war es auf den großen Hofstellen selbst, wo Alle bereits nach vollbrachter Arbeit ruhten. Am

stillsten war es auf dem Hofe des Hans Smolt. Der alte Herr ließ sich wenig, oder gar nicht mehr blicken und wenn es geschah, blieb sein Mund fest verschlossen. Der Hof gerieth zusehends in Verfall, denn Niemand war da, der nach Recht und Ordnung sah, als der Großknecht, und dieser faule Gesell nahm sein schweres Geschäft auf die leichte Achsel.

Nicht nur der Hof war in Verfall. Der Besitzer desselben war es noch weit mehr. Er magerte sichtlich ab. Sein sonst so volles Gesicht war durchscheinend und die trüben Augen lagen tief in ihren Höhlen. Er begehrte nie aus eigenem Antriebe nach Speise oder Trank, und wenn man ihm die Schüssel hinsetzte, aß er, ohne dabei etwas zu empfinden. Der Gram um den verlornen Sohn, den er für einen lüderlichen Gesellen hielt, der gänzlich aus der Art geschlagen sei und Schimpf und Schande auf ihn häufte, hatte all' seinen Lebensmuth gebrochen. Der tiefe Seufzer, der sich unwillkührlich von seiner Brust losrang, sagte es deutlicher, als es tausend Worte vermocht hätten.

Der Großknecht lehnte an dem Heckthor, das er zu schließen im Begriff war, als Jan Timmermann, der Hochzeitbitter, daher kam. Der Mann war völlig entnüchtert. Die blanken Knöpfe wollten nicht mehr

leuchten und die farbigen Bänder hingen verworren durcheinander. Auch rückte er den Hut nicht, als er an dem Großknecht vorüber ging, der ihm nachstarrte, als hätte er eine Erscheinung gehabt."

Der kranke Mann fuhr aus seinem Halbschlummer auf, als er seinen Namen rufen hörte und eine Gestalt vor sich stehen sah, die er nicht mehr recht unterscheiden konnte.

„Wer ist da?" fragte er langsam.

„Ich bin es, Herr Smolt. Ich, Jan Timmermann, der Kirchendiener und Hochzeitbitter, und habe ein Gewerbe auszurichten."

„So richte Er es aus!" sagte der kranke Mann.

Jan Timmermann that es mit allen ihm vorgeschriebenen Formen und setzte dann am Schlusse die Worte hinzu:

„Er muß es besser verstehn, als es geworden ist."

Der Eingeladene muß hierauf die Antwort geben: „Es ist gut genug bestellt!" Als diese Antwort ausblieb, fragte der Hochzeitbitter ängstlich:

„Hat Er mich nicht verstanden, Herr Smolt?"

„Er meint?" fuhr dieser auf. In seinen Kummer versenkt, hatte dieser von dem Allen nichts gehört und sagte mit einem schmerzlichen Lächeln:

„Ja, so geht es mir allerwege. Er muß es schon noch einmal sagen, wenn ich es hören soll. Aber mache Er es kurz, Mann. Und was hat Er da in der Hand?"

„Es ist der Hochzeitbitterstock," sagte Jan Timmermann. „Hier wird wohl kein neues Band zu den übrigen kommen."

„Wer läßt mich zur Hochzeit bitten?" fuhr Hans Smolt auf und eine fieberhafte Röthe flog über sein Gesicht. „Wer höhnt auf diese Art einen alten, kranken Mann, der am gebrochenen Herzen stirbt?"

„Der Müller Bernhard Bomann thut es, Herr Smolt. Der Sohn des Vollbauern Jacob Bomann."

„Die Bomanns!" stieß der Kranke mit einem Schmerzenslaute hervor und knirschte mit den Zähnen.

„Der Jacob Bomann verheirathet seine Tochter, die Grete, mit dem ehemaligen Steuermann Behrend Heithof. Er giebt sein ganzes Gewesen an den künftigen Schwiegersohn und setzt sich auf's Altentheil."

„Und Der läßt mich zur Hochzeit einladen?"

„Nicht er, sondern sein Sohn, der Müller. Sei Er mir nicht böse, daß ich hierher gekommen bin, aber ich durfte nicht wegbleiben, weil ich sonst bei der Gemeinde verklagt worden wäre, als ein Mann, der seine Schuldigkeit nicht thun will. Gute Nacht, Herr

Smolt. Er braucht mir nicht aus dem großen Glase zuzutrinken und den Gedenkschilling verlange ich auch nicht. Gott gebe Ihm bessere Tage."

Der Hochzeitbitter entfernte sich. Der kranke Mann blieb allein. Er hatte nach Niemandem von dem Gesinde verlangt und von selbst kam keine der faulen Dirnen, um nach dem Herrn zu sehen und zu fragen, ob er Etwas bedürfe.

Draußen fing der Nordwest an, stärker zu wehen, und trieb die regenschwangeren Wolken vor sich her, die sich immer mehr verdichteten. Der Wind heulte durch den Schlot und klirrte mit den Scheiben.

Im Dunkel kam ein Mann den Dorfweg entlang und schlug den Fußpfad ein, der über die einzelnen Ackerstücke gerades Weges nach dem Gehöfte des Hans Smolt führte. Der Regen flog ihm in das Gesicht; der kalte Wind machte ihn zittern. Er war sichtlich erschöpft und mußte die größten Anstrengungen machen, um sich aufrecht zu erhalten. An Ort und Stelle angelangt, klinkte er die Pforte auf, welche die über die Gräben führende Brücke an der Binnenseite vom Gehöfte trennt, und trat durch die stets offene Seitenthür in das Innere. Die Knechte und Mägde, die ihre eigenen Gänge hatten, hielten es nicht der Mühe

werth, sie bei dem Ausgange, oder bei der Heimkehr zu verschließen.

Hans Smolt erhob sich von der Ofenbank. Er saß so lange im halben Fiebertraum, daß er erstaunt um sich blickte, weil es so finster war. Er rieb sich die Stirn, um sich zu besinnen, als er das Knarren der Thür vernahm, die geöffnet wurde.

„Wer ist da?"

„Ich bin es!" antwortete eine vor Frost und Schmerz zitternde Stimme.

Bei dem Klange derselben war es dem alten Manne, als führe ihm ein glühendes Messer gerade in die Brust.

„Gott im Himmelsthron! Wer ist da?"

„Ich bin es, Vater Smolt. Der Verlaufene, der Verunglückte, wie die Leute gesagt haben. Ich bin der Hinrich, Vater. Lasse mich niedersetzen. Meine Beine tragen mich nicht mehr."

Der jähe Schreck hatte dem alten Manne die Sprache geraubt. Mechanisch griff er dem Sohn unter den Arm und die beiden Kranken schleppten sich mühsam zur Ofenbank, wo sie sich neben einander setzten und in langem Schweigen verharrten.

Dem Vater wurde es warm um das Herz in der Nähe des Sohnes, den er sehr liebte und dessen

Flucht ihn bis zum Tode getroffen hatte. Er legte seine eiskalte Hand auf die zitternde des Sohnes und fragte:

„Hinrich, warum bist Du mir davon gelaufen?"

„Vater!" entgegnete Hinrich Smolt und seine Stimme tönte tief und schauerlich. „Ich bin nicht davon gelaufen. Sie haben mich gestohlen und dem Teufel verkauft; dem Teufel in Menschengestalt."

„Sammle Deine Sinne, Kind!" sagte der Vater nach einer Pause. „Man verkauft keine Menschen, wie sonst, nach Ostindien. Warum bist Du von Haus und Hof gegangen und wo bist Du gewesen in der langen, langen Zeit?"

„Ich will Dir Alles erzählen, Vater. Aber nicht jetzt. Mein Leib ist krank, mein Kopf ist schwach und ich kann mich nicht mehr aufrecht halten. Laß mich hinaufgehen in meine Kammer, wenn das Bett noch darin steht, worin ich sonst schlief. Gute Nacht, Vater."

„Nicht oben," sagte der alte Mann, den Sohn zurückhaltend. „Hier! Hier! Ich will Dich nicht wieder von mir lassen."

Er führte ihn in seine eigene Kammer und hüllte ihn sorgsam ein. Der kranke Vater saß an dem Bette des kranken Sohnes und bewachte den fieberhaften Schlummer desselben.

Am andern Morgen rief Hans Smolt seine Leute zusammen. Sie hatten Nichts von dem Allen gemerkt, was in der Nacht vorgegangen war, und staunten nicht wenig, als der Bauer ihnen sagte:

„Der Hinrich ist wieder da. Aber es soll Niemand wissen, daß er hier ist. Er will es nicht haben und ich auch nicht. Richtet Euch darnach und sagt Keinem etwas, sonst werdet Ihr auf der Stelle abgelohnt und verliert den Weihnachten, den Ihr sonst doppelt haben sollt."

Sie versprachen zu schweigen und hielten es, wenn auch nicht aus Liebe zur Herrschaft, jedoch aus Eigennutz. Der Lohn im Hause war gut und nie fanden sie einen Hof wieder, wo sie nach Gefallen herumlungern konnten, als auf diesem. Es blieb dem Dorfe ein Geheimniß, daß der Hinrich Smolt bei Nacht und Nebel angekommen sei und in der Kammer bei dem Vater sitze, der nicht müde wurde, zu hören.

„So ist es gewesen, Vater!" sprach der Sohn. „Ich will es beschwören und in der Kirche das Abendmahl darauf nehmen, daß es so gewesen ist. Ich fuhr nach Hamburg, um den Teufel tanzen zu sehen, und ich habe ihn gesehen, Vater. Er hat eine menschliche Gestalt und heißt Hein Bloom. Ein ganzes Jahr hatte er mich zwischen den Klauen und nicht einen

Augenblick ließ er mich los. Ich bin krank geworden vor Hunger, meine Knochen sind ausgedörrt vom endlosen Dursten und mein Rücken ist wund von den Schlägen, die ich erhielt, wenn sie von dem Unbefahrnen das Werk eines geschulten Matrosen verlangten und ich es ihnen nicht zu Dank machte."

Der Vater sagte dem Sohne kein Trosteswort. Er wußt keines. Aber er streichelte ihn und erwies ihm mit rührender Sorge jeden Dienst, dessen er bedurfte. Der alte Mann vergaß sein eigenes Leid, um das des Sohnes zu mildern.

Mehrere Tage waren in dieser Weise vergangen und unbemerkt wechselten die Rollen zwischen Beiden. Die ursprünglich kräftige Natur des Sohnes überwand die erduldeten Strapatzen und fühlte sich mit jedem Tage kräftiger. Aber als die erste gewaltsame Aufregung des Vaters nachließ, wurde die Erschöpfung desto sichtbarer. Er war hülfloser, als vor der Rückkehr des Sohnes.

Mit dem Wiederkehren der Kräfte trat auch der eigentliche Charakter des Hinrich Smolt wieder entschieden hervor. Er sprach nicht, aber in seinem Innern bildete sich Alles klar und deutlich aus und die unheimliche Gluth in seinen Augen verkündete, daß er für den erlittenen Schimpf, für die erduldete Schmach

volle Rache nehmen werde an Kind und Kindeskind, so weit als sein Arm reichte und so lange, als ein Athemzug seine Brust bewegte.

Im Dorfe selbst blieb es still. Einmal tauchte wohl ein dunkles Gerücht auf, als ob der Hinrich Smolt im Orte sei und sich nicht sehen lassen wollte; aber Keiner gab etwas darauf und es verschwand, wie es erschien.

Wie hätten die Bewohner des Dorfes Assel auch Zeit gehabt, sich um solche geheimnißvolle Dinge zu bekümmern in den Tagen, da auf dem Gehöfte des Vollbauern, Herrn Jacob Bomann die Hochzeit zugerichtet ward und alle die Festlichkeiten stattfanden, die stets einer solchen Hochzeit vorangehen.

Da erschien zuerst der Tag des Brodbackens, an welchem die Kuchen und Brode gebacken wurden, welche auf der Hochzeit verzehrt werden sollten. Das Feuer im Ofen wurde von der Braut angezündet und es galt für ein gutes Zeichen, wenn es gleich lichterloh brannte. Die Freundinnen derselben kamen zahlreich herbei, um den Teig zu kneten und die Brode daraus zu formen, worauf dann die jungen Männer dieselben in den Ofen schoben und die Gluth anschürten. Darauf ward es still, bis das erste Brod aus dem Ofen

genommen wurde, und wenn es abgekühlt war, schnitt der Hausvater dasselbe an, ließ die Brautleute davon kosten und trank ihnen zu. Darauf setzten sich Alle in der besten Dönse um den Tisch. Die Gäste, die treulich geholfen, wurden reichlich bewirthet und die Lust dauerte bis tief in die Nacht hinein.

Dann kam der Tag des „Butterns". Jedem Hausmann, der etwas auf sich hielt und der zu einer Hochzeit geladen war, galt es als eine Ehrensache, die beste Butter zu liefern. Sie wurde in einer beliebigen Form auf eine weiße Schüssel gestellt und mit Blumen und grünen Kränzen geschmückt. Auf der Spitze nickte ein ausgezacktes Fähnlein von Rauschegold. Die Hausfrauen ließen die Schüsseln vor sich hertragen und erschienen mit ihrer Gabe im Brauthause, wo sie mit aller Höflichkeit empfangen und mit mancherlei Leckerbissen bedient wurden.

Am Abend vorher versammelten sich die Brautjungfern und die übrigen jungen Freundinnen der Braut und begaben sich paarweise, die Dorfmusik voraus, nach dem Pastorenhofe. An die Spitze des Zuges trat die erste der Brautjungfern. Sie hieß die Kistenschließerin und trug am Gürtel ein Bund großer Schlüssel, die zu den Koffern und Schränken gehörten, worin die Aussteuer bewahrt ward. Im Gehen raf-

selte sie tüchtig mit denselben und es galt für ein günstiges Zeichen, wenn dies Rasseln zeitweise die Pfeifen der Dorfmusikanten übertönte. Jeder solcher Moment wurde von der begleitenden Menge mit Jubel begrüßt. Die Frau Pastorin empfing die jungen Dirnen mit der Frage nach ihrem Begehr und nachdem sie dasselbe in herkömmlicher Weise kundgegeben, ward ihnen der Brautkranz ausgehändigt und dieser mit voller Musik der Braut in das Haus gebracht.

Alles dieses wurde gewissenhaft ausgeführt in den Tagen, welche der Hochzeit der Grete Bomann mit dem Behrend Heithof vorangingen. Aber manche andere herkömmliche Sitte mußte unterbleiben und die Aengstlichen im Volke, die weiblichen und männlichen Klatschbasen, unterließen nicht, daraus Schlimmes zu prophezeihen.

Es gab einen Tag, an welchem die Brautkisten gefahren wurden. Dann erschien, in Begleitung seiner nächsten Freunde, der Bräutigam mit einem vierspännigen Wagen vor dem Hause der Braut, um die Aussteuer in Empfang zu nehmen und nach seinem Hause zu fahren. Aber dieser Bräutigam hatte kein Haus, wohin er die Kisten und Kasten bringen lassen konnte. Die Braut zog nicht zu ihm, sondern er zog zu ihr in das Haus.

Und am Hochzeitsmorgen mußte der Bräutigam, seine berittenen Freunde hinter sich, hoch zu Roß auf dem Brauthofe erscheinen, um seine Braut zur Kirche abzuholen. Aber der Seemann in der Rundjacke hatte nicht gelernt, ein wildes Pferd zu tummeln, sondern erschien demüthig zu Fuß auf der Schwelle des Hauses, was den heitern Sinn der Braut einen Augenblick trübte und ein Stirnrunzeln des Brautvaters hervorrief.

Jacob Bomann hielt fest an den alten Sitten und Gebräuchen der Väter, die heutzutage auch an der Niederelbe allmählich in Vergessenheit gerathen.

Vor der Kirchenthür sammelten sich die armen Einwohner des Dorfes, die Preßhaften und Bettler, die stets eine fette Hochzeit witterten und von weither kamen. Wenn dann die Braut an der Hand des Bräutigams aus der Kirche trat, reichte dieser ihr einen Beutel mit kleinen Münzen, welche sie mit voller Hand nach Rechts und nach Links auswarf.

Und während sie die Segenswünsche der Armen und Kranken entgegen nahm, eilte der Bräutigam mit seinen Begleitern voraus, um die Braut mit ihren Kranzjungfern auf dem Gehöfte zu empfangen. Er trat ihr grüßend entgegen. Einer der Zugführer reichte ihm ein Glas Wein und er trank seiner Braut zu.

Aengstlich harrten die Anwesenden dieses Momentes. Die Braut mußte das Glas austrinken uud dann hinter sich werfen. Wenn es zersprang, galt ihre Ehe für eine glückliche. Grete nahm das Glas. Sie besann sich einen Augenblick und leerte es dann langsam, worauf sie es über den Kopf warf. Es klirrte nicht.

Ein halb unterdrücktes Gemurmel flog durch den Kreis. Grete Bomann wurde bleich. Behrend Heithof schien es nicht zu bemerken. Der Vater gab dem ältesten der Begleiter seines Schwiegersohnes einen Wink. Dieser nahm dem Bräutigam den Hut ab und setzte ihn der Braut auf. In diesem Augenblicke hatte sie die unumschränkte Herrschaft und stets rief dies Gebahren bei dem Beginn einige Heiterkeit hervor. Auf dem Gehöfte des Jacob Bomann ging die Ceremonie unbemerkt vorüber. Die Braut nahm den Hut rasch ab, als sei er ihr eine unerträgliche Last, und folgte dem Bräutigam nach der großen Diele, wo die Mahlzeit hergerichtet ward.

Das Brautpaar saß sich gegenüber. Zwischen Beiden nahm der Vater den Platz ein.

Die Schafferknechte erschienen mit den Speisen, unterstützt von den Schaffermädchen, welche die Gäste bedienten. Die Schenker klapperten mit den Deckeln der Zinnkrüge und schwärmten um die Tafel. Das

starke Bier und der reichlich aufgestellte Wein fingen an, die Köpfe zu erhitzen und das Gespräch wurde lebhafter, als die erste Speisetracht abgehoben ward und die Schaffer die brennenden Pfeifen herum reichten.

Nun erschien der Aelteste der Gesellschaft mit einer großen, weitbauchigen Zinnschüssel, die er vor dem Brautpaar aufstellte. Er begrüßte dasselbe mit einigen höflichen Worten, legte dann ein Silbergeräth hinein und sagte:

„Das ist meine Hochzeitsgabe. Ihr müßt das kleine Geschenk nicht verschmähen.“

Somit war nun die erste Gabe dargebracht und die andern Gäste folgten diesem Beispiel. Einer erschien nach dem Andern. Jeder sprach dieselben Worte und das Brautpaar blieb während der ganzen Ceremonie aufrecht stehen.

Da stürzte der älteste der Schafferknechte herein und sagte ganz erschrocken, aber laut, daß alle Anwesenden es hören konnten:

„Er ist da!“

„Wer? Wer?“ rief es durcheinander und der Schafferknecht antwortete:

„Der Bernhard Bomann hat ihn zur Hochzeit laden lassen und er kommt.“

Bernhard Bomann, der schon manchen tiefen Zug

gethan hatte, erhob sich und sah nach dem Eingange. Ein Mann erschien und ging langsam vor. Er trug den stattlichen Sonntagsrock eines Vollbauern und den dreigespitzten Hut auf dem Kopfe, von welchem ein langer Trauerflor herabwehte.

„Wen hast Du da geladen, Sohn?“ rief der Vater stirnrunzelnd und warf einen scheuen Blick auf den Eintretenden, der einen unheimlichen Eindruck auf die Versammlung hervorbrachte.

„Ich kenne ihn nicht!“ antwortete Bernhard Bomann mit ungewisser Stimme.

„Du kennst mich wohl!“ gab Jener zur Antwort. „Ich bin Hinrich Smolt, der Sohn des Hans Smolt, den Ihr verkauft habt an den Teufel in Menschengestalt, der den Namen Hein Bloom trägt.“

Hinrich Smolt! Der Name ging wie ein Lauffeuer um den Tisch. Jedes Auge war auf ihn gerichtet. Mit einer seltsamen Mischung von Furcht und Neugier sahen sie sich an. Nun kannte ihn Jeder und die Erinnerung an die früheren, nach und nach verstummten Gerüchte tauchten von Neuem auf und traten in den lebhaftesten Farben in den Vordergrund. Der Brautvater sah ihn mit einem scheuen Blick an, des Unrechtes gedenkend, das er ihm zufügte; der Bernhard Bomann aber nahm seinen ganzen Muth zusammen und sagte:

„Ich habe Dich nicht geladen. Die ungeladenen Gäste dürfen nur bis an den Zuschauerbalken gehen."

„Du hast meinen Vater, den alten, kranken Mann laden lassen, Bernhard Bomann, damit er den Treubruch mit eigenen Augen sehen soll, der hier begangen wird. Der Vater ist aber in der vergangenen Nacht gestorben und ich stehe hier an seiner Statt."

Der plötzliche Eintritt des Todes in das volle, glühende Leben wirkte wie ein erstarrender Frost, der in einer Frühlingsnacht sämmtliche junge Blüthen zerstört. Es war grabesstill in der Versammlung. Hinrich Smolt ging nach dem obern Ende der Tafel, wo das Brautpaar saß, und sagte:

„Ihr sammelt die Hochzeitgaben ein. Es ist meine Pflicht, für den geladenen Todten einzustehen und in seinem Namen Euch zu beschenken."

Mit diesen Worten riß er den Trauerflor von seinem Hute und warf ihn auf die blitzenden Silbergeräthe in die Brautschüssel, dann sagte er mit dumpfer Stimme:

„Wie Ihr mir gethan, soll Euch geschehen!" und ging dann zur Thür hinaus, ohne daß ihn Einer aufgehalten hätte. Ein panischer Schrecken hatte die ganze Hochzeitgesellschaft gelähmt. Die Braut lag ohnmächtig in den Armen des Bräutigams und der

Brautvater stand regungslos, wie von einem Starrkrampf befallen.

Die Musikanten, die in einem Nachbarhause gespeist wurden und von dem Vorfall nichts wußten, hielten, einen lustigen Walzer spielend, ihren Einzug.

Viele Jahre waren verstrichen seit jener unseligen Hochzeit, zu welcher Hinrich Smolt den Trauerflor von seinem Hut als Morgengabe steuerte.

Die Lannern und Wettern, jene breiten und tiefen Gräben, welche die fetten Marschländer von den unheimlichen Moorgründen trennen, hatten die heißen Sommer vielfach ausgetrocknet. Regenreiche Herbste hatten sie wieder gefüllt und die Winter legten eine Eisdecke darüber. Kam dann der Frühling, der die Schneemassen schmolz, krachte das Eis zusammen. Die Hunderte von Kanälen, welche vom Moor bis zum Deiche die einzelnen Ackerstücke trennten, füllten sich bis an den Rand und führten die Gewässer der Hafenschleuse zu, durch welche die Fluth in das große Becken der Südelbe strömte. Es ist ein eigenes Schauspiel, welches sich in solchen Tagen in den weiten Marschstrecken des Kehdinger und des Hadeler Landes darbietet, wenn die starre Unbeweglichkeit der einzeln

liegenden Aecker von einem aufglänzenden, ruhelosen Rahmen umrauscht wird.

In dem Dorfe Assel war äußerlich Alles bei'm Alten. Manches Haus hatte seine Bewohner gewechselt, aber das Haus selbst, seine Sitten und Gebräuche blieben dieselben. Die Bewohner der Elbmarschen hängen mit einer seltenen Zähigkeit an ihrem Herkommen und lassen nie, ohne die größte Noth nur das Geringste davon fahren. Die Landesherberge war noch immer das Haus, wo die Gemeinde-Angelegenheiten und die Vergnügungen der Einwohner verhandelt wurden, und der lustige Wirth war zugleich der Einnehmer, der alle Geldgeschäfte zwischen den höhern Behörden und der Gemeinde besorgte. In der Schenke auf dem Deiche, wo einst das verhängnißvolle Complot geschmiedet ward, welches Hinrich Smolt dem Teufel in Menschengestalt in die Arme führte, stand jeder Stuhl, jeder Tisch noch an derselben Stelle, wo sie vor zehn Jahren standen, und waren allmählich in die morsch gewordenen Bretter des Fußbodens eingesunken. An die Stelle der Wirthin, die damals der Schenke vorstand, war die Tochter getreten, allein diese war der Mutter in allen Stücken so ähnlich, daß hier eine Aenderung nicht auffällig ward.

An einem der Tische saß hinter einem Glase

Branntwein ein verkommener Kerl. Sein Gesicht war eine Zusammensetzung aus Kupfer und Bart. Seine Kleidung bestand in Fetzen, die auf einem Trödelmarkt zusammen gerafft schienen, so grell stach das Eine gegen das Andere ab. In der Hand hielt er eine kurze Thonpfeife und die Schwärze derselben bezeugte, daß sie eine lange Dienstzeit hinter sich hatte. Jetzt erhob er sich schwerfällig und ging nach der Stelle, wo die bleierne Tabacksdose zum Gebrauch der Gäste bereit stand. Er faßte mit der Hand hinein und rief der eintretenden Wirthin zu:

„Sie ist leer."

„Wenn Nachmittags die Gäste kommen, wird sie wieder voll sein!" entgegnete diese kurzab.

„Ist es nicht mehr Sitte hier zu Lande, daß der Wirth den Taback frei liefern muß? Auf und ab gilt das in den Marschen. Will Sie hier etwas Neues einführen?"

Die Wirthin antwortete nicht, sondern setzte sich zu ihrem Spinnrade. Der Kerl kehrte an seinen Platz am Tische zurück, schlürfte die letzten Tropfen aus seinem Glase und schrie:

„Noch ein Glas Branntwein."

„Wenn Er das Erste bezahlt hat!" lautete die

Antwort der Wirthin, die sich bei'm Spinnen nicht stören ließ.

„Weib!" rief der Kerl, indem er sich erhob. „Sie untersteht sich, mich zu mahnen? Mich?"

„Warum nicht?" fragte sie kalt.

„Bin ich Ihr für die paar lumpigen Schillinge nicht mehr gut genug?"

„Nicht für einen kupfernen Sechsling vertraue ich Ihm an, Bernhard Bomann. Wer ist Er und was hat Er? Sein schönes Geld ist hin und Seine schöne Mühle liegt daneben. In Schulden steckt Er bis über die Ohren und nur in Unsauberkeit und unfläthigen Reden thut Er es allen Andern zuvor. Hier bekommt Er Nichts mehr, daß Er es weiß. Thue Er mir den Gefallen und komme Er nicht mehr hierher; dafür will ich Ihm schenken, was Er mir schuldig ist."

„Sie untersteht sich, mir die Thür zu weisen?" schrie Bernhard Bomann und nahm eine herausfordernde Stellung an. Aber die Wirthin ließ sich nicht einschüchtern, sondern sagte unerschrocken:

„Ich gebrauche mein Hausrecht und Er weiß wohl, daß in der Hilkenschenke stets drei stämmige Brennerknechte anwesend sind, die der Wirthin beistehen; also nehme Er sich in Acht."

„Will Sie vielleicht auch den Teufel tanzen sehen,

weil Sie so grob ist?" entgegnete Bernhard Bomann boshaft; aber die Wirthin unterbrach ihn rasch, indem sie mit großem Ernste sagte:

„Nehme Er nicht das Wort in den Mund, das schon einmal hier gesprochen ward und das über so viele Leute hier im Dorfe ein großes Unglück gebracht hat. Er gehörte auch zu Denen, die das böse Ding anzettelten, und es hat Ihm keinen Segen gebracht. Gehe Er in sich, Bernhard Bomann, und habe Er endlich ein Einsehen, sonst nimmt Er ein schreckliches Ende, wie es Ihm der gute Pastor Hollander kurz vor seinem Tode prophezeite. Den Tod des Vaters hat Er auch auf Seinem Gewissen. Schauert es Ihm nicht, wenn Er von hier weg und über den Kirchhof geht, wo der alte Mann liegt?"

Sie entfernte sich. Bernhard Bomann trumpfte noch tüchtig auf und polterte hinter ihr her. Als er endlich sah, daß es ihm nichts nutzte, schob er zur Thür hinaus. Aber über den Kirchhof, der gleich hinter dem Deiche lag, ging er diesmal nicht, sondern nahm einen weiten Umweg, der in einem Bogen zu der Mühle führte, die er einst als volles Eigenthum besaß.

Der jetzige Besitzer trat aus dem stattlichen Wohnhause, das von einem blühenden Garten umgeben war, und schritt der Mühle zu, als Bernhard Bomann

ihn anhielt und den fälligen Zins begehrte. Es war nämlich bei dem Verkaufe des Grundstückes ausgemacht worden, daß der Käufer dem Bernhard Bomann jährlich, so lange er lebe, eine Rente auszahlen solle, damit dieser wenigstens Etwas habe, das ihn vor dem Verhungern schütze. Es war dies ein menschenfreundlicher Zug des Gerichtes, das diese Clausel dem Kaufbriefe anhing.

Der Mühlenmeister sah den Trunkenbold an und sagte achselzuckend:

„Deinen Zins? Du hast ihn auf Ostern ein halbes Jahr vorweg erhalten und Nichts von mir zu fordern."

„Ich muß aber Geld haben! Ich muß!" schrie Bernhard Bomann. „Die Hunde bellen mich an und die Buben zeigen mit den Fingern auf mich, weil ich kahl bin, wie eine überwinterte Ratte. Jetzt ist eine Zeit gekommen, wo ich mit einer Handvoll Geld etwas anfangen kann."

Der Mühlenmeister lachte: „Wenn Du heute Geld kriegst, ist es morgen verthan. Geh' Deiner Wege."

„Das ist nicht wahr. Mir hat geträumt, daß ich mit einer Handvoll Drittelstücke zum reichen Mann werden und meine Mühle zurückkaufen kann. Daran

glaube ich und darum thue ich Dir einen Vorschlag, wobei Du auch gewinnst."

„Vom Gewinn lebt der Mensch. Laß mich hören, was Du zu sagen hast."

„Wenn Du mir den Zins, den ich erst zu Michaelis bekommen soll, jetzt gleich auf der Stelle zahlst, lasse ich den vierten Theil schwinden. Statt der hundert Mark nehme ich mit fünf und siebzig vorlieb. Ist das nicht christlich?"

„Sollte es nicht thun," sagte der Mühlenmeister. „Kannst ja vor Michaelis sterben und dann ist mein Geld umsonst weggeworfen. Allein, da man hierorts wahrscheinlich nicht solche Geschäfte macht, wie Du sie im Sinne hast, werden wir Dich vielleicht für einige Zeit los, also mag es darum sein. Willst es mir schriftlich geben?"

„Das will ich!" sagte Bernhard Bomann, und trat in das Haus, worin er sonst unumschränkt befahl, um einen Schuldschein zu schreiben. Der Mühlenmeister zählte das Geld auf, und als Jener es eingesackt hatte, sagte er:

„Du hast nun Deinen Willen. Jetzt sage mir, wie Du es anfangen willst, um Das wieder zu gewinnen, was doch für immer verloren ist? Es wäre nur, wenn es Dir Jemand nachmachen wollte."

Bernhard Bomann stemmte beide Hände in die Seiten und sagte:

„Schau' in den Kalender, dann wirst Du sehen, daß übermorgen Vitus ist.“

„Nun und dann?“

„Zu Vitus ist großer Jahrmarkt in dem Belumer Außendeich. Da kommen die reichen Hansen von allen Ecken und Enden herbei. Sie haben die Taschen voll und möchten sie gerne leeren. Dann lege ich eine Bank auf.“

„Ich wußte schon, daß Du ein Lump bist, nun wirst Du auch noch ein Narr. Gott bessere Dich, kann ich nicht sagen, denn das würde Ihm unmöglich sein. Du darfst nun vor Neujahr nicht wieder bei mir anpochen; das merke Dir.“

Der Mühlenmeister ging in das Haus zurück. Bernhard Bomann rief ihm trotzig nach:

„Zu Neujahr bin ich hoffentlich wieder der Herr hier! Und bin ich es nicht, ist es vielleicht Keiner...“

Er verschluckte die letzten Worte und schritt, mit dem Gelde in der Tasche klingend, so mächtig aus, daß es schien, als wolle er noch vor Einbruch der Nacht den Schauplatz seiner künftigen glorreichen Thaten betreten.

Seit dem Tage, da Hinrich Smolt das Erbe antrat, welches ihm durch den Tod des Vaters zufiel, herrschte auf Smolten-Hof eine noch strengere Zurückgezogenheit, als vordem. Der junge Gutsherr nahm sich der Wirthschaft mit großem Eifer an und handhabte eine musterhafte Ordnung. Seine Leute hielt er gut und zahlte den höchsten Lohn; aber sie durften keine Besuche annehmen und nie über die Gebühr aus dem Hause bleiben. Er selbst erschien nur an den Orten, wo er nothwendig erscheinen mußte, und blieb nie länger, als unumgänglich nöthig war. Kein überflüssiges Wort ging aus seinem Munde. Alle Menschen behandelte er mit außerordentlicher Gleichgültigkeit und nur wenn ihm auf seinen Gängen ein lustiges Matrosenherz über den Weg lief, drang ein tödtlicher Blick aus seinen Augen und seine Finger krallten sich unwillkührlich ineinander.

Sie wußten es Alle und gingen ihm darum gern aus dem Wege. Der Blick seines Auges schmerzte und die Sage vou dem zerrissenen Trauerflor, der das hochzeitliche Silbergeräth deckte, schwebte wie ein unheimlicher Schatten vor ihm her.

„Da kommt er!" sagte ein Mann zu einem Andern, mit dem er quer über die Straße schritt, die von der Landesherberge bis zur Ritschermühle führte.

„Laß uns hier stehen bleiben, bis es vorbei ist, sonst laufen wir ihm gerade auf den Leib."

„Es war Carsten Ehlers, der es sagte, und sein Maat, der Marten Jahnke, der ihm auf den Fersen war, entgegnete kurzab:

„Warum? Die Straße ist für uns Alle! Der Kerl ist so voll Uebermuth, daß man ihn nicht noch darin bestärken muß."

„Es ist nicht das!" sagte Carsten Ehlers. „Aber es liegt mir immer noch schwer auf dem Herzen, daß wir uns eigentlich an dem Mann versündigt haben."

„Potz Krahnbalken ohne Ende!" fuhr Marten Jahnke auf. „Vergiß doch einmal die Geschichte, die nichts war, als ein dummer Jungensstreich."

„Kann sie nicht vergessen. Und ich glaube auch nicht, daß der da sie vergessen hat!" sprach Carsten Ehlers. „Ich traue ihm nicht, und kann das Fürchten nicht lassen."

„Du warst immer ein Hase und wolltest bei der leichtesten Brise schon alle Bram- und Leesegel bergen!" schalt Marten Jahnke. „Da will ich Dir zeigen, daß ich etwas mehr Courage habe."

Er trat an den Bauer heran, der sich ihnen jetzt gegenüber befand, und sagte:

„Hinrich Smolt, mir ist meine Pfeife ausgegangen. Gieb mir einen Funken Feuer.“

Der Bauer zuckte beim Ton dieser Stimme unwillkührlich zusammen. Er stand still und, den Seemann mit dem durchbohrenden Blick anschauend, der schon so Manchen in Schrecken gesetzt hatte, sagte er mit schneidender Kälte:

„Das Feuer, woran Du Dir Deine Pfeife anstecken sollst, wird eben angeschürt.“

Die Worte, obgleich mit eisigem Tone gesprochen, brannten doch empfindlicher, wie eine glühende Kohle. Marten Jahnke wußte nicht zu sagen, wie es kam, aber als der letzte Ton verhallte, fiel es ihm wie ein schwerer Stein auf das Herz.

Auch mit diesen beiden Männern war seit jenen verschollenen Tagen eine Veränderung vorgegangen. Sie hatten Jeder von den Aeltern einen Käthnerhof geerbt und zwei Schwestern geheirathet, die wenig mehr in das Haus brachten, als ein paar gesunde Arme zum Arbeiten und hinreichend guten Willen, es zu thun. Im Sommer machten sie gemeinsam kurze Reisen und wenn sie zum Herbste heim kamen, steckten sie die gemachten Ersparnisse in die Wirthschaft. Es half nicht viel. Wenige sind für ein doppeltes Leben geschaffen. Wer von Kindheit auf die See pflügte,

weiß mit dem Pfluge auf dem Lande gewöhnlich nicht viel anzufangen. Sie lebten nur von der Hand in den Mund. Die Beine wurden steif und wollten nicht mehr wie sonst in den Wanten auf und ab springen. Der Dienst auf den großen Vollschiffen wurde zu schwer; sie stiegen allmählich zu den Smacken und Tjalken herab. Aber kleine Schiffe, kleiner Gehalt; wenig freies Seemannswesen und tausend kleinliche Plackereien, von denen ein Matrose von der langen Reise keine Ahnung hat.

Die beiden Männer gingen stumm neben einander her. In der Nähe ihrer Wohnung trennten sie sich mit einem Händedruck. Ihre Schritte wurden immer langsamer. Es ist nicht erhebend, sein Haus zu betreten, wenn der Mangel anfängt mit in unsrer Stube zu wohnen und die Sorge am Kopfende unseres Bettes schläft.

Die Frau des Marten Jahnke kam diesem entgegen und sagte besorgt:

„Der Kirchspielsbote Peter Braak ist da gewesen und that sehr unwirsch, als er Dich nicht zu Hause traf. Hast Du Etwas mit dem Gericht?"

„Nein, Annmagret," entgegnete er und suchte weiteren Fragen auszuweichen. Er wollte nicht sagen, daß er hundert Thaler Kassengeld schuldig sei, die er auf-

nahm, um sein Gut zu verbessern, und daß der Rückzahlungs-Termin vor der Thür sei. Aber die Frau ließ sich so leicht nicht abweisen und fuhr fort:

„Von uns ging er zu Ehlers. Ich sah, wie meine Schwester ihn bis vor die Thür begleitete, und er that sehr ungeberdig. Was will der lange, dürre Kerl mit der krummen Nase bei Euch? Das nimmt gewiß kein gutes Ende. Wo seid Ihr gewesen?"

„Wir waren bei dem Schiffer Voigt, der uns eine Heuer zu verschaffen versprach. Aber alle Schiffe sind vollauf besetzt. Der leidige Krieg ruinirt alle Schifffahrt. Es traut sich Keiner hinaus."

Wie in diesem Hause, fand eine ähnliche Scene in dem Hause des Carsten Ehlers statt. Der Kirchspielsbote aber, der in beiden Häusern diese Unruhe hervorgerufen hatte, begab sich von dort gerades Weges nach den Smoltenhof und wartete unter der Thür geduldig auf die Heimkehr des Hausmanns.

Als dieser endlich erschien, folgte er auf einen stummen Wink demselben in seine Stube. Die lange Gestalt pflanzte sich an der Thür auf. Den Hut in der einen Hand, den langen Wanderstab in der andern, blickte er auf den Hausmann, der ihm gegenüber Platz nahm, und dann fragte:

„Etwas ausgerichtet, Peter Braak?"

„Nicht viel, Herr. Die Beutel sind leer."

„Können also nicht zahlen, die beiden Rundjacken?"

„Nein, Herr."

„Keine hundert Thaler im Hause?"

„Nicht hundert Schillinge, Herr. Soll ich sie ausklagen lassen?"

„Unnütz," sagte Hinrich Smolt, sich die Hände reibend. „Behielten immer noch so viel, um sich wieder aufzurappeln, wenn auf das Mißjahr, das wir hatten, ein gutes folgt. Ich weiß etwas Besseres für Ihn, Peter Braak."

„Laßt es mich wissen, Herr, und es soll pünktlich besorgt werden!" entgegnete dieser, unbeweglich in seiner Stellung verharrend.

„Er muß morgen wieder hingehen und fest dabei bleiben, daß das Geld bezahlt werden muß. Der Mann in Stade, der es hergegeben hat — Er versteht, daß ich ganz aus dem Spiele bleibe — giebt nicht länger Credit. Aber Er schafft neues Geld herbei. Die Kerle müssen Jeder zweihundert Thaler nehmen, um die ersten Hundert zu löschen und mit dem übrigen Gelde die aufgelaufenen Zinsen zu decken und es für die Wirthschaft zu verwenden. Sie greifen zu; ich kenne das. Es sind ja Blaujacken. Die Last ist zu groß und sie bringen sie nicht von der Stelle."

„Gut das, Herr. Ich will es ausrichten. Woher soll ich das Geld nehmen? Es hat einen bessern Schick, wenn man es gleich zur Hand hat. Von wem kommt es?"

„Morgen früh um zehn Uhr kann er es von mir in Empfang nehmen!" sagte Hinrich Smolt. „Und da der Mann, der ihnen die hundert Thaler borgte, ein Herr aus Stade war, kann dieser, der zweihundert giebt, ein Herr aus Freiburg sein. Er versteht mich. Und nun zur Hauptsache. Wie steht es auf dem Bomannshof?"

„Nicht zum Besten. Halte mir stets den Großknecht zur Hand, wie Er es mir befohlen hat. Der Steuermann wird niemals ein Bauer. Was er anfängt, das fängt er verkehrt an. Glaube, daß es nicht lange dauert, bis er auf den früher schuldenfreien Hof eine zweite Hypothek aufnehmen muß."

„Dann gleich die Hand darauf, Peter Braak," sagte Hinrich Smolt mit einer ihm sonst nicht eignen Hast. „Bei mir ist stets Geld vorhanden. Ein Tausender vier oder fünf, sollte ich meinen."

„Wird mehr brauchen, Herr."

„Desto besser. Um so eher ist der Bomannshof in meinen Händen. Ein solider Außendeicher und eine windige Rundjacke. Wie steht es sonst da?"

„Nicht sonderlich Herr," fuhr Peter Braak fort. „Mit der Liebelei ist es längst vorbei und Jeder von Beiden weiß, was er an dem Andern hat: Dem Behrend Heithof ist das ganze Landwesen ein Klotz am Beine. Er verwünscht es und thut jede Kleinigkeit mit Widerwillen; schätzt Alle gering, die zum Pfluge gehören, und thut sich, wenn er es nur irgend anbringen kann, mächtig viel darauf zu gute, daß er sein Steuermanns-Examen gemacht hat."

„Kann ja seine Steuermannkunst zeigen und den Bomannshof vom Untergange retten," sagte Hinrich Smolt spottend.

„Geht nicht mehr, Herr," entgegnete Peter Braak mißverstehend. „Zum Seemann ist er durch das lange Lodderleben am Lande auch verdorben. Er ist dick geworden und hat steife Beine. Weil die Frau zu Hause zankt, kommt er nicht oft hinein, und wer ihn sprechen will, muß ihn dort suchen, wo er sich am liebsten vor Anker bringt."

„Und wo ist das?" fragte Hinrich Smolt lauernd, schon im Voraus der Antwort gewiß.

„In der vorderen Herrenstube auf der Landesherberge, wo er stets das große Wort führt."

„In der Knechtsstube, hinten heraus, wird er seiner Zeit das Schweigen lernen! Es ist genug.

Weiß, woran ich bin. Der Bomannshof ist ein goldener Hof und nicht so leicht umzubringen. Gute Nacht, Peter Braak. Morgen früh um zehn Uhr."

Der Kirchspielsbote entfernte sich und ließ den Vollbauer allein. Allein mit seinen finstern Gedanken, seinen trüben Erinnerungen und seinem maßlosen Haß gegen Diejenigen, welche ihm ein Jahr seines Lebens zur Hölle machten und dadurch alle folgenden vergällten:

„Sie thaten es. Sie ließen mich von einem Weibe närren und verkauften mich in der Trunkenheit an den Teufel selbst, der mir mit einer glühenden Geißel Wunden schlug, die nimmer zuheilen. Ihr habt mit mir gespielt und mich verlieren lassen. Mein Vater war das einzige Menschenkind, das mich liebte. Er ist aus Gram über mein Elend gestorben. Die Grete Bomann war das einzige Geschöpf auf Erden, zu der mein Herz mich hinzog, und hätte ich sie bekommen, würde ich sie eben so lieb gehabt haben, als ein rechtschaffener Mann seine Frau nur immer lieb haben kann. Aber sie lachte mich aus und verachtete mich. Sie hat noch meinen Vater gehöhnt, als er um seinen verlorenen Sohn jammerte, und ihm zugerufen, wenn er an den lieben Hinrich schriebe, möge er ihn von ihr schön grüßen. Nun, Grete Bomann,

der Gruß ist bestellt, wenn auch etwas spät, und die schuldige Danksagung dafür soll folgen, wenn der rechte Augenblick da ist. Er wird kommen, wenn er auch einige Zeit auf sich warten läßt. Ich habe Geduld und Ausdauer."

Mit diesen Worten, die sich mächtig aus der Brust hervordrängten, erhob er sich und ging in großer Erregung in der Dönse auf und ab. Es dauerte lange, ehe sich das siedende Blut abkühlte und er das Lager suchte, auf welchem er sich ruhelos umherwälzte.

Der andere Tag brachte eine wunderbare Veränderung in den Haushaltungen des Carsten Ehlers und des Marten Jahnke hervor. Der Kirchspielsbote hatte um Mittag sagen lassen, sie möchten um drei Uhr zu ihm kommen, und Beide begaben sich nicht allzu leichten Herzens zu Peter Braak. Eine trübe Wolke deckte ihre Stirn bei'm Eintreten; aber sie schwand wie der Morgennebel vor dem Sonnenstrahl, als ihnen der Antrag gestellt ward, ein größeres Capital aufzunehmen, um das erste zu decken.

„Ihr kriegt es auf Jahr und Tag, könnt den Schuldner in Stade bezahlen, deckt die Zinsen, die Ihr von dem geliehenen Gelde schuldig seid, gebt mir für

meine Bemühungen, was rechtens ist, und behaltet noch eine gute Handvoll Geld übrig, um Euer Wesen neu in Gang zu bringen. Herr Rotermund in Freiburg, der das Geld hergiebt, ist ein billig denkender Mann und wird Euch nicht drücken. Nun, was meint Ihr dazu?“

Hinrich Smolt kannte seine Leute, als er sagte, sie würden mit beiden Händen zugreifen. Sie thaten es nur zu sehr. Die neuen Schuldscheine waren unterschrieben, die alten zerrissen; das Geschenk war für den Helfer in der Noth reichlich ausgefallen und das Geld klingelte in der Tasche. Marten Jahnke war oben auf; den Carsten Ehlers aber überkam eine Ahnung von schlimmen künftigen Tagen, und den Kirchspielsboten anschauend, um dessen Mund ein schlaues Lächeln spielte, sagte er:

„Nichts für ungut, Peter Braak. Er hat uns geholfen und das ist dankenswerth. Ist auch Alles ordentlich und ehrlich dabei zugegangen und doch kann ich den Gedanken nicht los werden, daß Er es nicht gut mit uns meint.“

Marten Jahnke hörte mit sichtlichem Erstaunen diese Worte aus dem Munde seines alten Backsmaaten. Peter Braak aber fragte:

„Meint man es schlecht, wenn man Jemandem dazu verhilft, seine Schulden zu bezahlen?“

„Höre Er, Peter Braak. Er hat eigentlich keine Ursache, uns besonders grün zu sein. Schon als Jungens haben wir Ihn oft genarrt und gezerrt, wenn Er uns auf dem Deiche, oder auf dem Kirchhofe zur Ordnung wies, weil wir das Unterste zu oberst kehrten.“

Peter Braak betrachtete wie zufällig seinen langen Stock, den er nie aus den Händen ließ, und Carsten Ehlers fuhr fort:

„Er schlug mich einmal mit dem Stock da, und ich gelobte, es heimzuzahlen, sobald ich groß genug dazu sei. Damals lachte Er mich aus; als ich aber meine erste Reise als Vollmatrose machte und mit einer Ladung steifem Grog am Bord aus der Hilkenschenke kam, wo Er vor der Thür lauerte, machte ich mein Wort wahr . . .“

Ein flüchtiges Roth deckte die Stirn des Kirchspielsboten und er sah den Mann fest an, der weiter sprach:

„Hätte es nicht gedacht, daß der Mann, der mich dafür in's Loch brachte, meine Ungebühr vergessen und mir eine helfende Hand reichen würde, ohne welche ich untersinken müßte.“

„Das that die Rundjacke!“ sprach Peter Braak gelassen. „Jetzt seid Ihr Beide Bauern und nun nichts weiter davon. Geht nach Hause und laßt es Euch wohl sein.“

Die beiden Männer mit dem geborgten Gelde in der Tasche, das leichter durch die Finger rollte, wie Wassertropfen, entfernten sich, und Peter Braak, seinen Stock fester fassend, sagte ingrimmig vor sich hin:

„Du hast Dein Wort wahr gemacht und ich werde es mit dem meinigen thun. Einmal saßest Du im Hundeloch und strampeltest ungeduldig mit den Beinen, wie ein wähliches Füllen. Zum zweiten Male sollst Du hinein und Gott dafür danken, weil es das einzige Dach ist, worunter Du Dich bergen kannst.“

Die beiden Seeleute langten zu Hause an. Ihre Frauen, die mit spannender Ungeduld auf sie warteten, eilten ihnen entgegen. Sie sahen nur die Rosen und nicht den Abgrund, den sie verhüllten. Als die Lust in den Häusern der beiden Rundjacken in vollster Blüthe stand, schloß Hinrich Smolt die beiden Schuldscheine derselben in sein Wandspinde ein.

Die Zeit, welche der Erndte vorangeht, und die der Marschbauer den ledigen Sommer nennt, war

vorüber. Das Gold der Elbniederung, der schwere Weizen, fiel unter den mächtigen Sensen und ward in die Scheuern gebracht. Der Wind wehte über die Stoppeln und allgemach kam der Herbst in das Land, der die Aepfel roth färbt, aber auch die Nordwestböen und die Springfluthen bringt.

Wenn die feuchten Winde wehen und der Regen vom Himmel niedergießt, werden die Marschen bald ungangbar. Die Fahrwege weichen so sehr auf, daß ein leichtes Fuhrwerk nur mühsam mit vier Pferden von der Stelle zu bringen ist, und der Fußgänger sich allein mit untergeschnallten Stelzen und Springstöcken fortzuhelfen vermag. Dann hören die Verbindungen der Dörfer unter einander auf und selbst zwischen den einzelnen Höfen einer und derselben Gemeinde wird der Verkehr seltner. Es vergehen Tage, bevor man Jemand anders, als diejenigen Personen sieht, die zum unmittelbaren Haushalt gehören. Die einzelnen Herrensitze sind dann zu betrachten wie Inseln in einem stürmischen Meer, das Keiner zu beschiffen wagt.

Still war es in den Häusern; am stillsten in dem Hause, das der ehemalige Steuermann Behrend Heithof inne hatte. Es war erst sechs Uhr und schon brannte das Licht auf dem Tische. Im Ofen glimmte

das Feuer, um die feuchte Luft zu verzehren. Der Hausmann hatte sich auf die Ofenbank hingestreckt und blinzte mit halb offenen Augen die leeren Wände an. Frau Grete saß am Tische, mit einer Näharbeit beschäftigt, und sah ihrem Knaben zu, der in der bilderreichen Hauspostille blätterte und bei dem Anschauen der grotesken Holzschnitte laut auflachte. Das Lächeln, womit sie das Beschauen des Kindes begleitete, verwandelte sich in finsteres Stirnrunzeln, wenn sie den Blick auf ihren Mann richtete, der in seiner Regungslosigkeit verharrte. Endlich vermochte sie nicht länger zu schweigen und rief ihm zu:

„Es ist sechs Uhr vorbei, Mann.“

„Meinethalben.“

„Ich muß hinaus und das Abendbrod für die Leute herrichten. Gieb so lange auf den Jungen Acht, damit er kein Unglück anrichtet. Es ist Deine erste Arbeit heute und sie wird Dich nicht zu sehr angreifen.“

Behrend Heithof fühlte den Spott, der in diesen Worten lag, und fuhr scheltend von der Ofenbank auf; allein Frau Grete war schon draußen. Er ließ seinen Aerger an dem Knaben aus, dem er das Buch vor der Nase zuklappte und ihm ruhig zu sein gebot.

Der Regen schlug gegen die Fenster und der

Sturm pfiff um das Dach, als wollte er es mit einem Stoß in sich zusammen werfen. Behrend Heitshof blickte durch die Scheiben, und was er draußen gewahrte, sah nicht sonderlich darnach aus, seine üble Laune zu vertreiben. Die Möglichkeit, mit irgend einem Nachbar zu verkehren und die drückende Langeweile zu verscheuchen, schwand mehr und mehr.

Frau Grete war zurückgekehrt. Sie fand den Knaben eingeschlafen und brachte ihn zu Bette. Dann trat sie zu ihrem Manne an das Fenster und sagte tief bekümmert:

„Behrend, was soll daraus werden? Weißt Du denn gar nichts mit Dir anzufangen?"

„Willst Du etwa Brausebart mit mir spielen?" fragte er kurzab.

„Das ist Etwas für den Sonntag. In der Woche giebt es Arbeit genug. Mein Vater wußte während der Herbst- und Winterabende nichts von Langeweile, wenn er auch nicht in die Landesherberge gehen konnte.

„Ich gehe nicht mehr in die Landesherberge!" sagte er in dem einmal angenommenen Tone.

„Dort verkehren die Hausmänner, zu denen Du gehörst und aus denen Du Dir nichts machst, die es Dir aber auch redlich zurückzahlen. Mit jedem

angesehenen Manne im Kirchspiele stehst Du blank. Es ist nichts als Hader und Zwiespalt."

„Sie sind mir aufsässig, weil ich nicht ihresgleichen bin!" warf er rasch hin, und sie entgegnete:

„Nicht darum, sondern weil Du nicht ihresgleichen werden wolltest, obgleich Du den besten Hof hast und unter Allen der Vornehmste sein könntest. Warum griffst Du nach Pflug und Egge, wenn Du nicht wie ein Mann vom Pfluge und von der Egge leben willst?"

„Dachte es mir leichter und that es aus Liebe zu Dir!" sagte er gelassener. „Wäre es nicht geschehen, hätte ich jetzt ein Schiff unter meinen Füßen ... Aber das ist hin und ich darf nicht daran denken."

„Du denkst nur zu viel daran und das ist unser Unglück!" sagte Grete. „Ich spreche nicht gern von unserer Wirthschaft, denn es sieht aus, als wollte ich Dich daran mahnen, daß Alles von mir kommt. Aber das verkehrte Wesen nimmt überhand und ich muß mit Dir sprechen."

„Das ist mein Schicksal, ich weiß es," sagte Behrend Heithof. „Mit jedem Bissen Brod muß ich es hinunterschlucken."

Frau Grete schüttelte mit dem Kopfe und fuhr fort:

„Es geht mit uns zurück, Mann. Seitdem der Vater todt ist, der mit Rath und That bei der Hand war, ist es im Abnehmen bei uns. Der Bomannshof ist mit einer Hypothekenschuld belastet. Ich danke nur Gott, daß der Vater es nicht erlebte. Für ihn wäre das ein unauslöschlicher Schandfleck gewesen."

„Ich bin nicht so ängstlich!" lachte er.

„Nein, das bist Du nicht, denn Du gehst sogar mit dem Gedanken um, der ersten Schuld noch eine zweite anzuhängen. Wohin soll das führen? Das Geld, was die Erndte bringt, müssen wir zur Zinszahlung aufwenden, statt den Hof zu vergrößern."

„Das ist eben eine Schickung!" bemerkte er achselzuckend.

„Nein!" entgegnete sie energisch. „Es ist Unverstand und Arbeitsscheu. Du wirst den Hof zersplittern und verwahrlosen. Wir werden zum Spott vor dem ganzen Kirchspiel, und wenn unser Junge groß geworden ist, kann er als Knecht dienen oder tagelöhnern."

„Werde einen Seemann aus ihm machen!" sagte Behrend Heithof. „Er geht dann dem Pflugsterz und dem Dreschflegel aus dem Wege und kann es in der Welt zu Etwas bringen."

„Das wolltest Du? Und hast es doch meinem Vater mit einem Handschlage gelobt, den Jungen zu einem rechten Bauersmann zu erziehen und den Hof unverkürzt auf ihn zu vererben.“

„Man verspricht nur, weil man an die Möglichkeit glaubt, es halten zu können!“ sagte er. Wenn es dann nicht geht . . . Ergieb Dich darein, Grete. Er wird es nicht bereuen, wenn er groß ist, daß ich ihm befohlen habe, die blaue Jacke anzuziehen.“

„Behrend Heithof!“ sagte sie gereizt. „Ist denn gar keine Wahrheit mehr in Dir? Alles, was Du meinem Vater vor unserer Ehe und nach derselben gelobtest, trittst Du mit Füßen. Ist Dir kein Eid heilig? Vielleicht spottest Du im innern Herzen auch schon über Dein Gelöbniß am Altar und denkst die Ehe zu brechen, oder davon zu laufen und in die weite Welt zu gehn.“

„Wenn ich es noch könnte!“ murmelte er vor sich hin.

„Du machst mich unglücklich, Mann. Mich und unser Kind und Dich selbst, wenn ich Dich gewähren lasse. Du kommst dahin, wohin mein Bruder, der Bernhard Bomann, bereits kam. Darum werde ich Dich nicht gewähren lassen.“

„Was sprichst Du da? Willst Du Dich gegen mich auflehnen? Der Mann ist Herr."

„Ich kenne meine Pflicht und habe sie redlich erfüllt; denn ich hatte Dich lieb und mein ganzes Herz hing Dir an. Aber Du verstehst es gut, alle Gefühle zu tödten und den gelassensten Menschen aufzubringen. Ich kenne meine Rechte und werde mich wehren, so gut ich kann. Morgen am Tage gehe ich zu unserm guten Pastor Kieff und mit ihm will ich berathen, was ich thun soll, um Deinen Eigenmächtigkeiten ein Ziel zu setzen."

Behrend Heithof lachte laut auf: „Du willst wohl durch die Luft fliegen, da die Wege grundlos sind?"

„Die Grete Bomann war ihrer Zeit eine ächte Marschdirne und sie wird den Steig nach dem Pastorenhofe schon finden; darauf kannst Du Dich verlassen."

„Ich werde es hindern! Soll die ganze Gemeinde es wissen, daß es mit uns Beiden nicht so glatt fortgeht, als es anfing? Das kümmert uns allein und braucht nicht an die große Glocke gehangen zu werden. Wer seine Nase abschneidet, schändet sein Angesicht. Du bleibst hier und hältst den Mund. Das ist in allem Guten gesagt. Wenn Du klug bist, läßt Du es dabei bewenden. Lehnst Du Dich aber gegen mich

auf, werde ich Dir zeigen, daß ich der Mann bin. Und wenn sich der Teufel und seine Großmutter darein legen, sollst Du doch nach meiner Pfeife tanzen."

Die Frau fuhr erschreckt zurück. So hatte sie den Mann noch nicht reden hören. Alles Bittere und Widerwärtige, was sich seit Jahren in ihm sammelte, brach mit einem Male wie ein Lavastrom hervor und verschlang jedes bessere Gefühl. Seine Augen glühten und die Stirnader schwoll mächtig an.

Grete Bomann war eine starke, resolute Frau, die nicht leicht außer Fassung zu bringen war. Aber sie war auch eine Tochter der Marsch und hinter derselben wohnt eine Fülle von Aberglauben. Das ist ein Aengstigen und Fürchten vor Allem, was mit den Händen nicht zu greifen und mit den Augen nicht zu schauen ist. Das Unsichtbare und Unfaßbare, das sich nur in Tönen kund giebt, die sich an den Deichen und den hohen Wurthen, die ihre Häuser tragen, brechen, sind ihre Dämonen. Das Heulen des Sturmes, das Brausen der Wellen, sind ihnen die wesenlosen Verkünder des Unheils, das um so gewaltiger faßt, als es ohne Warnungsruf plötzlich an sie herantritt und mit erkaltender Hand in das volle frische Leben eingreift.

Die Heftigkeit des Gespräches störte den Knaben

in der anstoßenden Kammer aus dem Schlafe auf. Er rief erschreckt nach der Mutter. Als sie ihm nicht antwortete, kroch er aus dem Bette und näherte sich der Thür. Die Furcht vor dem scheltenden Vater hielt ihn ab, sie zu öffnen. Die Lampe, welche die Mutter bei ihm zurückgelassen hatte, warf nur einen matten Schimmer von sich, aber doch hell genug, die Gegenstände umher zu erkennen.

Auf dem breiten Sims über der Kammerthür hatte eine buntbemalte Truhe ihren Platz, welche die Neugier des Knaben schon oft anregte. Vater Bomann hatte sie vor Jahren aus Stade vom Jahrmarkt mitgebracht und sie seiner Tochter, der Grete, geschenkt. Diese bewahrte darin mancherlei Erinnerungszeichen von ihrer Kindheit an bis zu ihrem Frauenstande. Sie liebte es, in einer stillen Stunde diese Zeugen früherer Tage zu betrachten und die Geschichte derselben in ihr Gedächtniß zurück zu rufen. Das war auch heute geschehen und mitten in dieser Beschäftigung ward sie unerwartet abberufen, denn die Truhe befand sich noch auf dem Tische und der Deckel war zurück geschlagen.

Der Knabe hatte dies nicht sobald bemerkt, als er auch auf den Stuhl kletterte und in den Schätzen, die ihm bisher verborgen waren, zu wühlen begann. Da fand er ein sogenanntes Namentuch, wie es junge

Mädchen aus den Nähschulen heim bringen, mit bunten, verschlungenen Buchstaben und sonstigen künstlichen Schnörkeln. Ein gedruckter Weihnachtswunsch mit einem Jesuskinde in grellen Farben; Blumen von Rauschegold und Silberzindel vom Kirchweihfeste her. Mitten unter diesen halbverblichenen Herrlichkeiten lag der Brautkranz und um denselben herum die silbernen Schaumünzen, welche sie an ihrem Hochzeitstage empfing. Außer sich vor Vergnügen griff der Knabe immer tiefer in den Schacht und brachte ein Papier zum Vorschein, das sorgsam zusammen gefaltet war. Zweifelnd sah er es an. Er schüttelte es, aber es klang nicht, wie die silbernen Münzen in seiner Hand. Die Neugier ließ sich nicht bezwingen. Rasch riß er die Hülle ab und ein langer Trauerflor rollte auseinander. Vor Schreck und Ueberraschung aufschreiend sprang er von dem Stuhl und eilte nach der nur angelehnten Thür.

In der Wohnstube war es still. Der Knabe trat ein und erblickte den Vater, wie er mit den Fingern gegen die Scheiben trommelte. Die Mutter saß mit aufgestützten Armen am Tisch. Sie hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt und weinte. Furchtsam schlich er näher und schmiegte sich an sie. Frau Grete hob langsam den Kopf in die Höhe und legte unwillkührlich ihren Arm um den Knaben, indem sie ausrief:

„Junge, wo kommst Du her?“

„Ich konnte nicht schlafen, Mutter,“ antwortete er weinerlich.“ Da kroch ich aus dem Bette und sah auf dem Tische die bunte Truhe stehen mit den goldenen Blumen und den silbernen Thalern und da . . .“

Der Knabe stockte. Aber in der Hand hielt er den Trauerflor. Die Mutter erkannte ihn alsbald und schrie laut auf:

„Jesus!“

Behrend Heithof wandte sich bei diesem Angstschrei um. Er sah seine Frau mit bebenden Knieen aufrecht stehend, den Trauerflor in der Hand.

„Was ist das?“ rief er und konnte einen Schauer nicht unterdrücken.

„Das ist der Trauerflor, den der Hinrich Smolt an unserm Hochzeitstage in die Brautschüssel warf!“ sagte Grete und ihre Zähne schlugen im Fieberfrost aneinander.

„Wie kommt das hierher?“ fragte Behrend Heithof aufgebracht und entrieß ihr die verhängnißvolle Hochzeitsgabe.

Frau Grete deutete mit der Hand auf den Knaben. Dieser sagte weinend, wo er es gefunden.

Der Vater sah verdrießlich darein. Aber der

Zorn von vorhin war verrauscht. Der Anblick des Knaben, der mit einer Mischung von Furcht und Zärtlichkeit zu ihm aufsah, stimmte ihn sanfter und, ihn zu sich emporhebend, sagte er:

„Das ist kein Spielzeug für Dich, Kind. Mache nicht ein so weinerliches Gesicht, Junge. Du bist aus reinem Seemannsblut und mußt nicht gleich zu schreien anfangen, wenn Dir eine Hagelbö um die Ohren saust."

Er trug ihn in die Kammer, legte ihn in sein Bette und löschte die Lampe aus; dann ging er in die Stube zurück, zog seine Frau an sich und sagte:

„Mit dem Sturme draußen hat sich auch der Sturm im Hause aufbegeben. Es ist nun ruhiger am Firmament und es soll auch hier stiller werden. Trockene die Thränen ab und lasse mich das Trauerzeichen verwahren. Ich will es weit wegbringen. Es taugt nicht, daß es mit uns unter einem Dache ruht. Vielleicht ist nur darum Hader und Zwietracht zwischen uns ausgebrochen, weil Du es nicht schon längst gethan hast. Lege Dich nieder, Grete; mit dem neuen Tage kommt uns der neue Muth."

Frau Grete folgte der Mahnung und ging schweigend in die Kammer. Behrend Heithof blieb noch längere Zeit am Fenster stehen und sah den fliehenden Wolken nach. Er hatte den Trauerflor fest um

die Hand gewickelt, ohne daß er zu sagen wußte, wie und warum es geschehen war.

Der Herbst mit seinen Stürmen und Unwettern zog allmählich vorüber. Das Christfest näherte sich und überall auf beiden Seiten der Elbe gab es schwimmende Weihnachten. Erst mit dem neuen Jahre kamen die Ostwinde und mit ihnen die blinkenden Eisschollen in den Strom und die blinkenden Sterne am Firmament. Die bisher grundlosen Wege wurden steinhart und der Schnee, welcher in dichten Flocken herabfiel, füllte alle Unebenheiten aus. Der Verkehr stellte sich her von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, von den Dörfern zu der Stadt. Auf den Tennen erscholl das Juchhei der lustigen Drescher; auf den Landwegen klang das helle Schellengeläute, wenn die riesigen grün und roth gefärbten Familienschlitten, blitzend von vergoldeten Schnörkeleien und mit den stärksten Pferden bespannt, aneinander vorbeiklingelten.

Hinrich Smolt saß in seinem Sorgenstuhl und blickte auf den Kirchspielsboten, der kerzengerade, den unvermeidlichen Stock in der Hand, an der Thür stand. Er hatte alle seine Neuigkeiten ausgekramt und war nur des Winkes gewärtig, den er von dem Vollbauer, bei dem er in besonderer Gnade stand, empfangen würde.

„Die beiden Rundjacken sind also den ganzen Winter nicht heim gekommen?"

„Nein, Herr Smolt. Der Carsten Ehlers und der Marten Jahnke sind erst kurz vor Weihnachten an die Stadt gekommen."

Die Marschbauern nennen die kleinen Städte immer bei ihrem Namen; aber wenn sie von der Stadt sprechen, meinen sie ganz besonders Hamburg. Der plötzlich und scharf einfallende Frost hatte es den Männern unmöglich gemacht, nach dem Heimathsdorfe zu fahren.

„Liegen also den ganzen Winter in Schlafstelle, Peter Braak. Das kostet Geld und von dem Verdienste des Sommers wird nicht viel zum Aufbessern der Wirthschaft zurück bleiben."

„Und hier ist auch Alles gegangen, wie der Krebs auf dem Sande geht! Die Weiber können nicht dagegen ankämpfen. Beide sind geliefert. Die Männer werden ihr blaues Wunder erleben, wenn sie heim kommen!" sagte der Kirchspielsbote.

„Sie werden den Teufel tanzen sehen, ohne daß sie mit Doppeltmarkstücken nach ihm zu werfen brauchen!" sagte Hinrich Smolt, sich die Hände reibend.

„Soll ich kündigen?" fragte Peter Braak.

„Freilich!“ antwortete der Bauer. „Ich kann nicht verlangen, daß Herr Rotermund in Freiburg sein schönes Geld, welches er gutwillig und zu einem mäßigen Zins hergeliehen hat, verlieren soll. Jeder empfing zweihundert Thaler. Wenn sie nicht die vier Hundert zahlen, müssen sie springen. Sie können es nicht und es wird einen lustigen Tanz geben. Gehe Er Seiner Wege, Peter Braak und richte Er Alles ein, wie ich es gern habe. Meinen Advocaten weiß Er zu finden und was sonst gebraucht wird, ist Ihm stets zur Hand. Gehe Er jetzt und wenn Er etwas Gutes weiß, komme Er ungesäumt zu mir.“

Peter Braak entfernte sich und ließ den Vollbauer mit seinen finstern Plänen und Entwürfen allein.

Der Vollbauer blieb sich mit seinen finstern Gedanken und Plänen nicht lange selbst überlassen. Er war so sehr mit denselben beschäftigt, daß er fast erschrak, als die Thür aufgeklinkt und er mit einem guten Abend begrüßt ward.

„Wer ist es?“ fuhr er auf und sah einen Mann vor sich stehen, den er auf den ersten Blick nicht recht erkennen konnte.

„Ich bin es, Nachbar Hinrich Smolt,“ war die Antwort. „Ich, Behrend Heithof . .“

„Eine Rundjacke!“ schrie der Bauer auf. „Und

eine von Denen, die ihre Freude daran hatten, mich mit dem Teufel zusammen zu koppeln. Was will Er von mir?"

„Mit Ihm sprechen und mich mit Ihm aussöhnen, wenn das möglich ist."

Der Bauer sah ihn mit starren, ausdruckslosen Augen an; das Gesicht blieb eisigkalt. Behrend Heithof mußte sich sehr zusammennehmen, als Jener sprach:

„Von Ihm will ich nichts wissen. Wir haben nichts miteinander zu theilen."

„Eine Botschaft habe ich auszurichten," sagte der ehemalige Steuermann. „Ich soll Ihm Etwas bringen und Ihn bitten, es zurück zu nehmen."

Der Bauer verzog keine Miene. Jener fuhr mit beklommenem Herzen fort:

„Meine Frau schickt mich zu Ihm. Die Grete Bomann ist unglücklich."

„Hat es so haben wollen."

„Von der Stunde ab, da wir am Brauttische saßen, bis zur gegenwärtigen quält sie ein schrecklicher Gedanke, der sie nie verläßt. Was sie sinnen und denken mag, stets sieht sie den Trauerflor, den Er in die blitzende Brautschüssel warf. Das gräßliche Geschenk ist das Unglück meines Hauses. Nehme Er es mir ab, Herr, zum Zeichen, daß Seine Rache befrie-

digt ist, und lasse Er diesen Schritt den ersten zur Versöhnung zwischen uns sein."

Der Bauer verharrte im finstern Schweigen. Behrend Heithof hielt den zerfetzten Trauerflor in der Hand und sagte:

„Lasse Er mich nicht weggehen, ohne daß Er meine Bitte erfüllte. Es liegt Vieles auf mir, das mich niederbeugt, und ich sehne mich nach Erleichterung."

„Er ist nahe daran, umzuwerfen, Steuermann. Ja, das Fahren in den Marschen ist schwer."

„Hätte es niemals versuchen sollen. Mein Ruin ist vor der Thür."

„Darum pocht Er an die meinige und begehrt, sich mit mir zu versöhnen. Der neu gewonnene Freund mag dann den Beutel aufthun und Ihn vom Untergange retten."

„Nein, Herr. Ich verlange Nichts von Ihm. Und wenn Er es freiwillig böte, würde ich es nicht annehmen. Ich will nur den Herzensfrieden für mein Haus haben und darum rufe ich Alles, was von menschlicher Regung in Ihm lebt, für mich auf."

„Ich fühle keine menschliche Regung, wie Er es nennt!" sagte Hinrich Smolt, finster blickend. „Er und Seinesgleichen haben sie im Keime erstickt. Er hat mich dem Teufel zum Spielwerk hingeworfen und

ich bin ein Teufel geworden. Was wundert Er sich?"

„Er nimmt das Zeichen der Rache nicht zurück?" sagte Behrend Heithof. „So thue ich es dann aus eigner Kraft von mir. Ich zerreiße den unseligen Fetzen und werfe ihn in den Staub. Ich trete ihn unter die Füße und es muß zum Frieden kommen, denn wir sind Christenmenschen und ein solches Rachewerk ist heidnisch."

Der Bauer sah das Vorhaben des Steuermanns und sagte mit Hohn:

„Und mit dem einen Riß, mit dem einen Fußtritt denkt Er zu vernichten, was ich einmal aufrichtete? Gehe Er nach Hause und öffne Er das Spinde, wo Er Seine Hochzeitsgaben aufbewahrt, der Trauerflor hängt darüber. Sehe Er Seiner Frau in das Gesicht und Er wird finden, daß es damit bedeckt ist. Meint Er, meine Rache bestehe in dem Fetzen, der zu Seinen Füßen liegt? Meine Rache ist ein Baum, der in Euern Herzen wurzelt. Wenn Er die Wurzel ausreißt, gehen die Herzen mit. Fort! Fort! Ich will Ihn nicht länger sehen."

Behrend Heithof stand sprach- und rathlos da. Gegen dies Uebermaß des Hasses vermochte er nicht anzukämpfen.

In diesem Augenblicke kehrte der Kirchspielsbote Peter Braak zurück, ein Zeitungsblatt in der Hand. Er hatte es so eilig, daß er ohne Stock erschien und den Hut auf dem Kopf behielt:

„Herr! Herr!"

„Was giebt es da?" fuhr der Bauer auf. „Warum erscheint Er mit diesem Ungestüm? Hat Er die ruinirten Rundjacken eingefangen?"

„Meint Er den Carsten Ehlers und seinen Schwager, Herr? Die sind ja nicht hier. Ich bringe eine Zeitung, Herr. Den Hamburger Correspondenten bringe ich, der eben aus Stade angekommen ist."

„Was schiert mich die Zeitung!?"

„Es steht eine Geschichte darin," antwortete der Kirchspielsbote, noch ganz aufgeregt. „Eine lange Geschichte, die Ihn angeht, Herr. Da ist ein Schiff, „Emma" geheißen, das wird von dem Capitain Hein Bloom commandirt. Und auf der letzten Reise von der Mittellandssee her ist das Volk am Bord aufsässig geworden und sie haben ihn erschlagen und dicht an der englischen Küste über Bord geworfen."

Mit der größten Spannung lauschte der Bauer diesen Worten. Als aber der Name Hein Bloom an sein Ohr schlug und die Worte folgten: „Sie haben ihn todt geschlagen!" schrie er laut auf. Er riß dem

Kirchspielsboten die Zeitung aus der Hand und hielt sie dicht vor die Augen. Allein die Aufregung war zu groß; die Buchstaben tanzten und, das Blatt zurückgebend, sagte er:

„Lese Er weiter, Peter Braak. Sie haben ihn also gewiß und wahrhaftig erschlagen?"

„Ja, Herr. Aber der Schiffsjunge hat die Nothflagge aus den Kajütsfenstern wehen lassen. Die Fischer, die nicht weit vom Schiffe waren, haben es gesehen und sind an Bord gekommen. So wurde es verrathen. Und der Hauptmörder heißt Niklas Niklassen."

Dem Bauer summte es vor den Ohren bei diesem Namen. Peter Braak fuhr fort zu sprechen:

„Dieser Kerl war ein Haifisch, ein sogenannter Seelenverkäufer. Das junge Volk hatte es ihm geschworen und so kam es, daß sie ihn einstmals in der Trunkenheit an Bord der „Emma" schleppten und er nun selbst tragen mußte, was er oft den Andern aufhalsete. Er wird mit den Uebrigeu geköpft, Herr."

„Es ist heute mein Geburtstag!" sagte der Bauer vor sich hin. „Ich dachte nicht daran bis zu diesem Augenblick und noch weniger, daß mir eine solche Verehrung zu Theil werden würde."

Das Gesicht des Bauern war in diesem Augen-

blicke so geisterbleich, daß sich Behrend Heithof vor demselben entsetzte. Er trat ihm zögernd näher und fragte:

„Soll dies Gottesgericht nicht unsern Streit beenden?"

Der Bauer sprang von dem Stuhl auf und sah den Fragenden mit blitzenden Augen an:

„Er hat voran gemußt; nun kommt die Reihe an Euch."

Vor diesen niederschmetternden Worten sank dem Behrend Heithof der Muth. Ohne eine Silbe zu entgegnen, entfernte er sich.

Der neue Frühling kam in's Land. Aber bevor er kam, richteten Spätherbst und Winter noch ein großes Unheil an. Die Dünste, die aus dem fetten Boden aufsteigen und das trübe, halblaue Wasser, womit der Durstende seine Lippen kühlt, wirken ungünstig auf den Fremden, der in diese Gegenden kommt und dann dem sogenannten Marschfieber erliegt. Aber in diesem Jahre trat es mit solcher Heftigkeit auf, daß nicht nur die Fremden, sondern auch die Einheimischen niedergeworfen wurden. Die Krankheit nahm einen bösartigen Charakter an und Jan Timmermann, der Hochzeitbitter, der zugleich Leichendiener war, befand sich stets mit irgend einer Trauerbotschaft unterweges. Der

Doctor der Gemeinde und der Herr Hofmedicus aus Stade gaben sich alle erdenkliche Mühe, um dem vernichtenden Strome einen Damm entgegen zu setzen, aber vergebens. Erst nach langen Kämpfen wurde es möglich, die Krankheit zu brechen.

Trauer war überall. Trauer auf den Gehöften der Herrenleute; Trauer in den Häusern der Käthner und der kleinen Gewerker. Am schwersten traf es die beiden Seefahrer, die nicht daheim waren und von dem großen Unglück, das über sie herein brach, keine Ahnung hatten. Carsten Ehlers und Marten Jahnke vollbrachten den tödtlich-langen Winter in Hamburg, den geringen Verdienst des verflossenen Sommers verzehrend und die Stunde herbeisehnend, welche das Wasser frei mache. Und als nun diese Stunde kam, als sie mit klopfendem Herzen in das heimische Dorf traten, fanden sie ihre Weiber auf dem Kirchhofe. Ihre Häuser waren verschlossen und an den Meistbietenden verkauft, weil die darauf lastenden Schulden nicht rechtzeitig getilgt werden konnten. Beide brachen in Verzweiflung aus, am lautesten der Carsten Ehlers, der eine kleine Tochter hatte, woran er mit der größten Liebe hing und deren Namen er mit bebenden Lippen rief.

„Fasse Dich, alter Maat," sagte Marten Jahnke, für eine Minute sein eigenes Unglück vergessend und

die Hand des Freundes drückend. „Deine Trina ist nicht hier; Du siehst es."

„Hat das Fieber sie auch umgebracht? fragte er laut aufkreischend.

„Nein, Bruder!" sagte Behrend Heithof, der aus dem Kreise, der die beiden Seeleute umschloß, mit einem kleinen Mädchen an der Hand hervortrat. „Dein Kind lebt und ist bei mir auf Bomannshof wohl geborgen. Dein Eigenthum habe ich Dir nicht retten können. Die Klaue des Teufels, der hier im Orte hauset, hat es erfaßt und ihr entreißt man Nichts. Aber für Dein Kind ist noch Raum bei uns und wenn Du es mir und meinem Weibe anvertrauen willst . . ."

„Beschütze und behüte sie, wie Du kannst. Lasse sie christlich aufwachsen und empfange tausendmal Gotteslohn für das Gute, was Du mir und der armen Dirne thun willst. Was sollen wir Beiden hier anfangen, Marten Jahnke, Bettler, wie wir sind? Unser Weg führt in die weite Welt. Als wir in jugendlichem Uebermuth in der Hilkenschenke saßen und den Teufel lockten, fiel uns nicht ein, daß er uns bei der Gurgel packen und uns schütteln würde, bis uns der Athem ausginge. Es ist ein Ende mit Schrecken."

„Sage nur," sprach Marten Jahnke düster. „Es ist ein Schrecken ohne Ende. Wer weiß, wie lange

man noch einen Fuß vor den andern hinsetzen muß, bevor das Ende kommt.“

Der Abschied des Vaters von dem Kinde, das den Schmerz noch nicht zu fassen vermochte, war herzzerreißend. Die Stunde der Abfahrt war trübe. Der Himmel hing voll Nebel und Regentropfen. Er paßte zu der Stimmung der beiden Auswanderer, welche ohne Ziel und Hoffnung ihre Heimath verließen.

Alles dieses war geschehen, bevor der Frühling in das Land kam. Allein nun war er da und breitete seine Herrlichkeiten über alle Lande aus. Weithin leuchtete er über die sonnigen Aecker bis zu den fernsten Moorgründen und jenseits derselben auf den Karven der Geest. Er spiegelte sich ab in den klaren Wellen des Stromes, der frei seine Bahnen zog. Er pflanzte seine Banner auf den gegenüber liegenden Küsten auf und winkte mit denselben von hüben nach drüben.

Seit der schweren Abschiedsstunde, welche die kleine Trina von ihrem Vater trennte, betrachtete Behrend Heithof seinen Sohn, der auch seinen Vornamen trug, mit einem andern Auge. Er schloß sich voll Liebe an den offnen, muntern Jungen an und wie es Kinder bald fühlen, wenn die uneigennützige Liebe ihnen mit offnem Herzen ohne Rückhalt entgegen tritt, schlang

Klein-Behrend seinen Arm fest und zärtlich um den Nacken des Vaters und klammerte sich an ihn an, als wollte er ihn nimmer lassen. Und schnell und innig, wie das Verhältniß zwischen den Beiden entstand, wuchs es voll und üppig empor, um zu einer Fülle zu erstarken, die nur mit dem Tode schwinden sollte.

Es war noch ein anderes Band, welches Vater und Sohn aneinander fesselte. Wenn das Tagewerk gethan war und Behrend Heithof die Last, die er unwillig trug, von sich schüttelte, setzte er sich auf seinen Platz am Ofen, nahm den Knaben auf den Schooß und das Spiel zwischen den Beiden begann. Der Junge ritt auf des Vaters Knieen, aber nicht auf das Feld, um nach den Knechten zu sehen, welche zum Pflügen ausgesandt wurden, oder nach Freiburg, um den Weizen zu verkaufen, der auf vierspännigen Wagen hinter ihm drein fuhr, sondern sie steuerten mitsammen aus dem Hafen in die Südelbe hinein. Und von dieser aus ging es stromabwärts, vorbei an Cuxhaven und die rothe Tonne, in die Nordsee hinein. Wenn sie dann grollte und tobte die wilde See, wenn die Segel an den Masten klatschten, wenn die Stürme sauseten und das Takelwerk schrillte und knarrte, trank der Knabe die Worte von des Vaters Lippen. Seine Wangen glühten, seine Augen leuchte-

ten und, in die Hände schlagend, rief er aus: „Dabei will ich auch sein."

„Das sollst Du auch, mein Junge!" sagte der Vater. „Habe nur Geduld; Deine Stunde wird kommen."

Aber kaum hatte Frau Grete eine Ahnung von Dem, was sich zwischen Sohn und Vater entspann, als sie mit aller Entschiedenheit dagegen auftrat. Sie sah ihren Mann ernst an und sagte mit einem Tone, der den Ausdruck der Feierlichkeit annahm:

„Ich weiß, Behrend Heithof, was in Deinem Innern vorgeht, und was Du zu thun entschlossen bist. Ja, Du bist schon entschlossen, wenn Du auch nicht den Muth hast, es mir zu gestehen. Ich beschwöre Dich bei Allem, was Dir jemals auf Erden heilig gewesen ist, daß Du es unterläßt, was Du zu thun Willens bist. Der Junge soll auf dem Lande bleiben. Gott wird geben, daß wir uns Beide aufraffen, und daß wir ihm sein Erbe erhalten, wenn auch nicht in dem Umfange, wie es uns von dem Vater übergeben ist, aber immer noch groß genug, daß ihm sein Platz unter den Herrenleuten des Kirchspiels bleibt. Ein ächtes Erbe, auf welchem der Segen ruht, geht von dem Vater auf den Sohn und von Dem auf Kind- und Kindeskind über. Es war schon

ein Todesstoß für meinen Väter, daß mein Bruder aus der Art schlug und den Hof von sich wies. Aber dem Enkel soll er erhalten bleiben. Daran setze ich Alles und wer mir darin entgegen tritt, dessen Feind bin ich, und wäre es mein eigner Mann."

Wenn Frau Grete so sprach, hatte Behrend Heithof nicht den Muth, ihr offen und entschieden gegenüber zu treten. Aber im innersten Herzen bestärkte er sich in seinem Vorsatze und schuf in seinen Träumen dem Sohne eine feste Zukunft auf schwankenden Wegen.

Es war ein heiterer Morgen, als der Vater mit dem Sohne den Elbdeich bestieg. Die Sonne schien hell und ihr Glanz strahlte aus den leichtgekräuselten Wellen wieder. Die Schiffe zogen mit südlichem Winde der Mündung des Stromes zu. Die hochgethürmten Segel leuchteten hell und gewährten einen majestätischen Anblick.

Klein-Behrend war über die Maßen froh. Er klatschte in die Hände und rief:

„Ach, wenn ich mit könnte, Vater! Kann ich denn nicht mit? Es ist gar zu herrlich."

„Du bist noch zu klein, Junge."

„Ach nicht doch! Der Frau Kreuzsegger ihr Jan ist kein Fingerbreit höher als ich und ist schon vorigen

Herbst als Kajütenwächter mitgenommen worden. Du kennst alle Capitaine in Hamburg und in der ganzen Welt. Es ist gewiß Einer darunter, der Dir den Gefallen thut."

„Deine Mutter will es nicht haben."

„Nein! Die Mutter will es nicht," wiederholte der Sohn traurig. „Aber sie wird es nun und nimmer wollen. Ich aber muß. Wenn ich nicht hinauskomme, werde ich krank. Du bist auch krank, Vater. Die Leute im Dorfe sagen es, und der alte Steuermann Oelkers setzt jedes Mal hinzu, das käme daher, weil die Seejungfer es Dir angethan hätte und Du nun hinter dem Deiche aus Gram stürbest."

„Ja, Junge! Es ist wahr!" entgegnete der Vater mit dem Ausdrucke bitterer Empfindung. Ich bin dem blauen Wasser untreu geworden um der Liebe willen, die ich zu Deiner Mutter hatte, und nun schwebt es mir immer und immer vor Augen, ohne daß ich es erreichen kann."

„Ich werde gewiß krank, wenn ich hier bleiben muß!" rief Klein-Behrend lebhaft. „Wenn ich längs dem Deiche gehe, ist es mir immer, als müsse er mir auf den Kopf fallen. Erst wenn ich oben auf dem Kamm stehe, kann ich wieder ordentlich Luft holen. Mir ist dann gerade, als wenn ich auf dem Schiffer

Voigt seinem Verdeck stehe. Ich bin gern bei dem Schiffer am Bord, Vater! Er läßt mich hanthieren, wie ich will, und erzählt mir dabei allerlei lustige Geschichten."

„Ein flügger junger Vogel, der auf dem Rande des Nestes sitzt und die Flügel zu regen beginnt. Sie sollen ihn nicht in einen Käfig stecken und darin verkommen lassen."

Behrend Heithof sprach diese Worte vor sich hin. Der muntere Knabe hatte indessen eines der auf der Nordelbe hin und her segelnden Fahrzeuge besonders in's Auge gefaßt und sprach zum Vater:

„Sieh' nur den großen Dreimaster. Er hat auf jedem Maste fünf Segel übereinander. Wer auf dem obersten sitzt, muß weit sehen können. Sieht er schon bis nach der See zu, Vater?"

„Ich weiß nicht, Junge. Wenn Du einmal am Bord eines solchen Schiffes bist, kannst Du es ja versuchen."

„Das will ich schon. Mache nur, daß es recht bald geschieht."

„Was sein soll, schickt sich wohl, Junge. Laufe nur voran nach Hause und sage der Mutter, daß sie das Mittagbrod bereit hält. Ich komme Dir gleich nach."

Behrend Heithof sah dem rasch davon eilenden Knaben nach und sagte:

„Breche ich den frisch sprudelnden Jugendmuth, begehe ich eine Sünde. Lasse ich ihn fröhlich austoben, verwunde ich das Herz der Mutter und das ist nicht minder eine Sünde. Ich glaube, ich soll auf dieser Erde keinen freien Athemzug mehr thun."

Er ging langsam weiter. Die verschiedenartigsten Gedanken kreuzten sich in seinem Kopfe und machten ihn fieberhaft erglühen. Endlich vereinigten sich die widerstrebenden Begriffe und er sagte:

„Ja, die Mutter wird sich grämen. Aber nur im Anfange. Wenn sie nachher sieht, daß es ihrem Sohne gut geht und dieser bei dem herrlichen Seewerke prächtig gedeiht, wird sie sich bald darein finden und von ihrem Vorurtheil zurückkommen. Wenn ich aber dem Jungen schroff entgegen trete und ihm die Flügel stutze, ist er für immer gelähmt und findet den einmal verlorenen fröhlichen Muth nicht wieder. Ich habe das an mir erfahren. Verzeihe es mir Gott, wenn ich Unrecht thue an der Frau, die mir so manches Opfer brachte. Ich kann nicht anders."

Fest entschlossen und überall mit sich einig, kehrte er nach Hause zurück, wo ihm der Sohn am Heckthor bereits lustig entgegen sprang.

Jahr und Tag flog dahin.

Auf dem Bomannshofe ging Alles den gewohnten schleppenden Gang. Frau Grete wirthschaftete tüchtig im Hause umher und suchte durch doppelte Arbeit die trübe Stimmung zu verscheuchen. Klein-Behrend hatte die Schule verlassen und war zeitig eingesegnet, um bald Hand an's Werk zu legen. Jung-Heithof, wie er jetzt hieß, mußte mit hinaus auf das Feld.

Es war Mittag geworden und die Leute fanden sich allmählich auf der Vorderdiele zusammen, wo sie ihre Mahlzeit zu halten pflegten. Frau Grete sah kopfschüttelnd zum Fenster hinaus. Sie begriff nicht, wo der Mann mit dem Sohne blieb. Gleich nach dem Frühbrod hatte er den Hof verlassen und von da ab hatte sie ihn mit keinem Auge gesehen; weder ihn, noch den Jungen.

Die Großmagd kam und fragte, ob sie das Essen auf den Tisch bringen sollte? Sie erhielt keine Antwort. Kopfschüttelnd ging sie zu den Andern, die sich sichtlich ve rwunderten. Da kam der Pferdeknecht mit den Pferden, die er neu beschlagen ließ, aus der Dorfschmiede und sagte zu Frau Grete:

„Wartet Sie denn auf den Mann und den Sohn?"

Frau Grete sah ihn groß an, als verstände sie ihn nicht. Jener fuhr fort:

„Der Herr ist ja bei dem Schiffer Voigt an Bord gegangen und hat den Jungen mit nach Hamburg genommen.“

„Nach Hamburg?“ war Alles, was die erschrockene Frau hervorbringen konnte.

„Als ich heute früh mit den Pferden nach dem Dorfe ritt, warf mir der Herr einen Pack mit Kleidern zu und befahl mir, es in der Schenke bei der Frau Hilk abzugeben. — Was macht Sie denn für ein Gesicht, Frau? Wußte Sie von der Abreise nichts? Was soll das nur bedeuten?“

Aber Frau Grete gab ihm keine Antwort, sondern eilte in die Kammer, wo die Truhen standen, welche die Kleider und die Wäsche ihres Mannes und des Jungen enthielten. Ein Blick sagte ihr Alles.

„Er hat mir mein Kind geraubt, damit es auf der See verkommen und verderben soll. Das ist der Fluch, der mit dem Trauerflor des Hinrich Smolt auf mich gefallen ist.“

Sie fiel auf die Kniee und weinte bitterlich.

Am dritten Tage nach diesem Ereigniß trat Behrend Heithof zur Zeit der Abenddämmerung in seine Stube. Er sah Frau Grete bewegungslos am Fenster sitzen, sah das starre Auge und die vom Gram

entstellten Züge. Er legte die Hand auf ihre Schulter und sprach mit bebender Stimme:

„Ich habe es thun müssen, Mutter. Er ließ mir keine Ruhe und ich konnte nicht anders."

Sie sprang auf und eilte von ihm weg, indem sie aufkreischte:

„Du hast unser Kind umgebracht. Sein Blut schreit zum Himmel."

„Besinne Dich, Grete," sprach er. „Wohl weiß ich, daß ich ein großes Unrecht that, als ich das Kind gegen Deinen Willen von Deiner Seite nahm; allein ich that es in der festen Ueberzeugung, daß ich das rechte Theil erwählte, und darum bitte ich Dich, höre mich ruhig an, ich will Dir Alles erzählen."

„Ich will Nichts hören!" entgegnete sie in wilder Hast. „Mit dieser That hast Du das letzte Band zerrissen, was uns noch zusammenhielt. Ich kenne Dich nicht mehr; ich will Nichts mehr von Dir wissen. Mein Auge soll Dich nicht wieder anblicken, es sei denn, Du trätest zu mir, den Sohn an der Hand und machtest gut, was Du an dem Mutterherzen verbrochen hast."

Er war ihr nahe getreten und ergriff ihre Hand. Sie riß sich von ihm los und eilte in ihre Kammer.

Der Riegel klirrte von innen. Keine Bitten, keine Betheuerungen vermochten ihn zu sprengen.

Der Bomannshof hatte manche traurige Tage gesehen, allein nie hatte es so traurige gegeben, als die des gegenwärtigen Sommers. Jeder derselben schlich träge vorüber, als hätte er Blei an den Flügeln. Die Hausfrau erfüllte ihre Pflichten nach wie vor, aber sie sprach nur das Nothwendigste und wenn ihr Mann in ihre Nähe kam, sah sie ihn so kalt und starr an, daß ihm vor diesem Eisesblick jedes Wort auf den Lippen starb. Wer aber die abgehärmte Gestalt sah, das verweinte Auge, das keiner Thräne mehr mächtig war; wer die tiefen, qualvollen Seufzer hörte, die sich unwillkührlich hervordrängten, den ergriff ein unsagbares Mitleid, und, vor banger Ahnung zusammenschauernd, malte er sich das trübselige Ende eines unheilvollen Beginnens.

Wohl ward manches gutmeinende Wort gesprochen, allein umsonst. Auch die ergreifende Rede des treuen Seelsorgers verhallte ungehört, oder unverstanden. Es mußte ein gewaltiger Schlag die Betäubten aus ihrer Lethargie aufschrecken. Es bedurfte eines weithin leuchtenden Strahles, um diese Nacht zu erhellen.

Der Herbst war wieder im Anzuge. Er kam dieses Mal früher, als sonst. Je üppiger und loh=

nender der Sommer gewesen war, desto schneller und bedrohlicher kündigte er seine Herrschaft an. Der letzte Schnitt war auf den Feldern kaum geschehen und die Scheunenthore, die den reichen Segen bargen, hatten sich kaum geschlossen, als die Stürme zu brausen begannen und aus dem Boden die feuchten Nebel brauten, welche den Marschen ein melancholisches Aussehen verleihen.

Behrend Heithof stand nahe dem Heckthor. Er war vom Felde gekommen, wo er mit dem Großknecht einige Anordnungen getroffen hatte, und sah nun, in ein dumpfes Brüten versunken, vor sich hin, als ihn ein lauter Zuruf aufschreckte.

„Schütze Gott, welcher Strauchdieb bricht durch dieses Thor ein!“ rief er, als er die zerlumpte Gestalt sah, die sich vor ihm hinstellte. Aus dem Wege, Kerl! Was hast Du hier zu suchen?“

„Was ich hier zu suchen habe?“ fragte der Lump, und bei dem Ton dieser Stimme bebte Behrend Heithof zusammen. „Ist es denn unerhört, wenn ein Mann den andern besucht, zumal wenn sie so nahe Verwandte sind, als wir Beide? Da ist meine Hand und ich denke, Du wirst Dich nicht weigern, sie von mir anzunehmen?“

„Bist Du der Bernhard Bomann?“ fragte Beh-

rend Heithof erschreckt, und vergaß für diesen Augenblick der eignen Noth und Plage. „Es ist nicht möglich, daß Du es bist.“

„Es ist aber doch möglich und Du mußt Dich darein ergeben. Und nun laß uns in Dein Haus treten; schüssele auf, was Du hast, und schenke tüchtig ein, denn ich habe Hunger und Durst. Und suche mir ein warmes Wamms hervor. Es wird kalt und das meinige hält nicht mehr zusammen.“

Bernhard Bomann machte Miene, geradesweges in das Haus zu treten. Behrend Heithof schnitt ihm den Weg ab und sagte energisch:

„Keinen Schritt! Deine Schwester hätte den Tod davon, wenn sie Dich in diesem Zustande erblickte.“

„Pah! Man stirbt nicht so leicht!“

„Sie soll Dich nicht in diesem Aufzuge sehen! Sie soll nicht! Bleibe im Guten zurück, oder ich lasse Dich mit Gewalt zurückhalten.“

„Wie Du willst. Kerle in meiner Lage haben Nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen. Gutwillig bekomme ich nichts, also nehme ich es mit Gewalt. Wege und Stege sind mir hierorts noch wohl bekannt.“

Da kam zur guten Stunde der Kirchspielbote,

Peter Braak, die Straße entlang. Sein geübtes Auge witterte gleich den Vagabonden und, an das Heckthor tretend, berührte er die Schulter des Bernhard Bomann mit seinem Stock:

„Halt da und stopp! Du bist mir verfallen und ich will Dir rathen, gutwillig mitzugehen, sonst habe ich die Mittel, Dich zu zwingen."

„Mit Dir?" lachte Jener. „In das Hundeloch vielleicht, welches Ihr in der Landesherberge für Zigeuner und Seiltänzer bereit haltet? Geht man so mit Leuten meines Schlages um? Peter Braak, ich hätte Dich nicht für einen so groben Gesellen gehalten. Ist das der Dank für all' das Bier, das Du in früheren Jahren auf meine Rechnung trankst?"

„Wer ist der Kerl?" fragte der Kirchspielbote mit unverhehltem Staunen und Behrend Heithof sagte:

„Nehme Er ihn mit sich und bringe Er ihn unter, wo es ihm beliebt. Lasse Er ihm Alles geben und sorge Er auch für seine Bekleidung. Morgen früh komme Er zu mir und ich will Ihm Alles reichlich bezahlen."

„Aber Wer ist es denn?"

„Meiner Frauen Bruder!" flüsterte Jener halblaut, als fürchte er, der Abendwind werde es weiter tragen.

Peter Braak war so überrascht, daß er kein Wort der Erwiederung hatte, sondern nur durch eine Handbewegung andeutete, daß er ihm folgen möge. Behrend Heithof redete eifrigst und der Müller, des Wartens am Heckthor müde, sagte:

„Gut. Ich verzichte für heute auf das Glück, meine übermüthige Schwester in ihrer Herrlichkeit zu sehen, aber morgen komme ich wieder. Morgen, Herr Schwager, sprechen wir weiter. Und nun, Peter Braak, bringe mich hin, wo tüchtig aufgeschüsselt und noch mehr eingeschenkt wird. Heute bin ich Dein Gast, wie Du sonst so oft der meinige. Ein Hurrah für volle Kannen und Gläser!“

Lärmend zog er mit dem Kirchspielsboten ab, der vergebens zur Ruhe ermahnte.

Am andern Tage ließ er sich im Dorfe sehen. Im nüchternen Zustande hatte er sich zureden lassen. Er war leidlich ausstaffirt und hatte auch einiges Geld in der Tasche. Abermals saß er in der Hilkenschenke, ärgerte die Wirthin, die ihm früher die Thür wies, und fing mit einigen böhmischen Musikanten, die auf den Jahrmärkten umherzogen, zu würfeln an. Es geschah in der Seitenstube, wo Knechte, Tagelöhner und dergleichen Leute verkehrten.

In der Herrenstube befand sich unter andern Leu-

ten auch der gegenwärtige Besitzer der Bomannsmühle. Er hörte von dem unwillkommenen Gast, der in dem Dorfe erschienen war, und sagte:

„Will ihm lieber aus dem Wege gehen. Habe mit dem Kerl am Tage schon ungern etwas zu thun, wie viel weniger am Abend, wenn er toll und voll ist. Adjes beisammen.“

In diesem Augenblicke betrat Bernhard Bomann, ein volles Glas in der Hand, die Herrenstube. Er sah sich mit blöden Augen um und taumelte dem Mühlenmeister entgegen:

„Da ist der Kerl, der sich behaglich in mein warmes Nest gesetzt hat. Hollah, Kamerad, wie geht es jetzt auf meiner Mühle zu?“

„Ich weiß nicht, wo Deine Mühle steht!“ war die zurückweisende Antwort.

„Weißt es nicht? Nun, morgen am Tage will ich sie Dir zeigen. Aber heute Abend sind wir allesammt gute Freunde und wollen trinken und wieder einschenken. Hier ist ein volles Glas! Prosit, alter Junge! Ich trinke Dir zu.“

„Aber ich thue Dir nicht Bescheid!“ sagte der Müller kalt und kehrte ihm den Rücken.

„Nicht?“ fuhr Bernhard Bomann auf. „Dann lege ich meine Hand an Deine Kehle.“

Der Müller sah sich um und wollte Etwas erwiedern, als Bernhard Bomann ihm das volle Glas, welches er in der Hand hielt, in das Gesicht schleuderte.

„Das sitzt!“ rief er jubelnd und holte zugleich zu einem Schlage aus. Allein der Müller, ein baumfester Mann, hatte sich bald von der Ueberraschung erholt und rief ihm zu:

„Das thust Du einmal und nicht wieder, Du Lump! Jetzt empfängst Du die Schläge, die der Büttel Dir zu geben vergessen hat. Macht Platz, Leute.“

Ein Hagel von Schlägen fiel auf den wüsten Gesellen herab, der von dem energischen Angriff so verdutzt war, daß er sich nicht zu widersetzen vermochte. Dann rief der Müller dem Kirchspielboten, der mit ungewohnter Hast eintrat, zu:

„Thut, was Eures Amtes ist, und haltet das Dorf vom Gesindel rein, sonst wird man es Euch eintränken. Fort mit dem Lump!“

Peter Braak und seine Helfershelfer griffen zu. Bernhard Bomann war so zerschlagen, daß er an keine Widersetzlichkeit denken konnte; aber zuckend unter den Händen der Gerichtsdiener raffte er sich auf und kreischte mit seiner widerwärtig heiseren Stimme:

„Du hast es mir eingetränkt, dafür will ich Dir einheizen, daß Dir die Sinne schwinden sollen.“

Der Rest seiner Verwünschung verhallte draußen ungehört. Der Müller sagte kein Wort. Von schlimmen Ahnungen befangen, trat er den Heimweg an.

Die trüben Tage des Herbstes waren da. Sie waren trüber und unheilschwangerer, als seit vielen Jahren. Die Nebel brauten dichter aus dem Boden auf; die dunklen Wolken senkten sich fast bis auf die Kirchthurmspitze herab. Die Luft war drückend und schwül, wie vor dem Ausbruch eines schweren Gewitters.

Wie der Himmel, so der Mensch. Wie ein Alp lag es auf jeder Brust. Ein finsterer Geist ging längs den Deichen und deutete mit der Hand auf den vorüberbrausenden Strom.

Kein heiteres Wort ward vernommen. Was gesagt werden mußte, ward mit verhaltener Stimme gesagt. Scheu schlichen die Leute aneinander vorüber und rückten zum Gruße kaum die Mützen. Es war die Furcht vor einem unbestimmten Etwas, das sie bedrohte.

Frau Grete saß in der Stube am Fenster und blickte in den dämmernden Abend hinaus. Sie hatte

nicht bemerkt, daß ihr Mann eingetreten war, der sie mit sorgenvoller Miene betrachtete.

Da rauschte es zu ihren Häupten. Es rollte über das Dach des Hauses hin. Der erste Donner des von ferne aufziehenden Unwetters.

Mit einem Angstschrei sprang sie auf. Es hatte ihr wie ein Mahnruf geklungen, der sie aus ihrem Brüten aufschreckte.

„Wir bekommen ein Gewitter!" sagte der Mann, sie beruhigend. „Du brauchst keine Angst zu haben, ich habe schon überall nachgesehen. Alles ist sorglich zugemacht und die Leute sind zu Hause."

„Und wer ist bei ihm auf der See?" tönte es bange aus dem gepreßten Mutterherzen. „Wer hält die Hand über meinen Sohn, wenn der Donner über ihn wegrollt?"

„Gott der Herr, unser Vater!" sagte Behrend Heithof. „Sei barmherzig, Frau, um unser Beider willen und gieb endlich diese Selbstqual auf. Ich weiß, ich habe ein Unrecht begangen, aber der Himmel bezeuge es, ich konnte nicht anders. Ihm ist sein heißester Wunsch erfüllt und er wird fröhlich und gesund wiederkehren."

Ein zweiter Donner rollte zu ihren Häupten.

Das Unwetter kam näher und lange dröhnte es im Echo nach.

„Das ist die Antwort!" sagte die Frau und brach in ein lautes Weinen aus.

Vergebens bot Behrend Heithof alle seine Beredsamkeit auf. Er vermochte nichts auszurichten. Allmählich verließ auch ihn die Besonnenheit und er verlieh seinem Unmuth Worte.

Da fiel der grelle Schein eines Blitzes durch die Fenster und der Donner folgte ihm auf dem Fuße. Die Thür ward aufgerissen und der Großknecht trat in die Stube.

„Herr! Wo seid Ihr? Frau!"

„Was giebt es?" rief Behrend Heithof.

„Sie läuten Sturm! In der Richtung nach dem Barnkruge zu leuchtet es auf. Es hat eingeschlagen."

„Spannt die Pferde ein!" befahl der Herr. „Wir wollen sehen, ob Etwas zu helfen ist. Halloh, alle Mann!"

Der Knecht rührte sich nicht. Frau Grete erhob sich:

„Wohin willst Du?"

„Hülfe bringen, wenn es möglich ist."

„Hülfe bringen dort und hier Alles zu Grunde gehen lassen."

Der Knecht trat näher und sagte: „Bleibt, Herr!

Ehe wir dahin kommen, ist doch Alles niedergebrannt. Die Pferde sollen aber eingespannt werden, denn wir können leicht das Gefährt anderweitig nöthiger brauchen."

„Wo das?"

„Draußen ist der alte Steuermann Oelkers, der in Drochters gewesen ist. Er flüchtete sich hier hinein, um dem Unwetter zu entgehen. Wir haben Springfluth, Herr. Während der letzten Ebbezeit ist die Elbe kaum einen Fuß gefallen und in einer Stunde beginnt das Wasser wieder zu wachsen. Der Außendeich ist jetzt schon zum dritten Theile überfluthet."

„Allmächtiger Gott!" schrie Behrend Heithof." Dort außen liegt Alles, was mein. Ruft alle Mann zusammen! Die Pferde zur Hand! Wir wollen hinaus. Sagt es überall an."

„Die reitenden Boten eilen schon von Hof zu Hof," sagte der Knecht, indem er hinausging. „Wir machen uns gleich auf den Weg."

Behrend Heithof rief seiner Frau ein flüchtiges Lebewohl zu und eilte an der Spitze seiner Leute fort. Es war stockfinstere Nacht geworden, aufgeschüttert durch den rollenden Donner, grell durchflammt von den herabfahrenden Blitzen. Wildes Rufen klang verworren von allen Seiten heran. Hier warf eine Laterne ihren Schein, dort sprühte eine Fackel im Winde.

Es war eine wandernde Lichtfläche, die sich von vielen Seiten her und einem Ziele zu bewegte.

Die Deiche waren mit Menschen bedeckt. Sie schauten auf den wild-heranbrausenden Strom, der sich mit reißender Schnelle über die weiten Flächen des Außendeiches ergoß. Es war die Wucht der Springfluth, die, in Schaum und Gischt aufgelöst, über den fruchtbaren Boden hinrollte und ihn bis in die Tiefe durchwühlte.

Behrend Heithof war überall. Er stand mitten zwischen den Außendeichern, die sich um ihn sammelten und ohne irgend Etwas thun zu können, dem Zerstörungswerke mit müssiger Hand zuschauen mußten.

Mitten in den reichen Wiesen, welche zu dem Bomannshofe gehörten und dessen größten Reichthum ausmachten, stand auf einer hohen Wurth das große Gebäude, worin zur Herbsteszeit das Vieh untergebracht ward. In einem Seitenflügel wohnten die beiden Familien, welchen die Sorge für diese Stelle anvertraut war.

„Die Menschen dort!“ rief Behrend Heithof. „Die hülflosen Kinder!“

„Die Leute haben ihren Kahn, Nachbar!“ sagte Einer. „Damit werden sie sich gerettet haben. Sind wohl längst geborgen.“

„Und wenn der Kahn von der Fluth weggerissen ist, ehe sie die Noth gewahrten?" rief er zurück.

„Dann stehe Gott ihnen bei!" sagte ein Anderer. „Wir sind zu schwach und können es nicht."

„Und haben auch genug mit uns selbst zu thun!" rief ein Dritter. „He! Hollah! Das war ein Stoß! Die ganze Luft schüttert! Ist es ein Donner, oder bebt der Boden unter meinen Füßen?"

„Steht doch aufrecht! Ihr schwankt wie ein Betrunkener!"

Ein ohrzerreißendes Geschrei ward vernommen. Eine Frau machte sich Bahn durch das Gedränge und erschien in der Nähe von Behrend Heithof, der mit einigen Männern berieth, was in einer Sache zu thun sei, in der Niemand aus noch ein wisse. Sie klammerte sich an ihn an und rief:

„Helft! Helft!"

„Laßt mich los, Frau! Ihr zerrt mich vom Deiche herunter! Was wollt Ihr?"

Das Weib stöhnte.

„Herr Gott, das ist ja die Gesche Markmann, die dort im Außendeiche wohnt. Woher kommt Sie?"

„Hatte in Ritsch Etwas auszurichten und bin schon seit Mittag fort. Nun kommt das Unwetter. Ich

stehe hier und die Kinder sind drüben. Das Wasser kommt in's Haus und sie müssen ertrinken."

Ich rette sie!" rief Behrend Heithof entschlossen. „Hollah, wo ist ein Kahn?"

„Im nächsten Priel liegt einer. Aber Ihr werdet doch nicht toll sein und Euch in den offnen Rachen stürzen?"

„Ich thue meine Christenpflicht und wer es eben so meint, der folgt mir."

Er rutschte den steilen Abhang herunter. Von dem Kamm des Deiches bis zum Fuße desselben, wo der Kahn in dem Graben hin und her geworfen ward, war nur ein Moment. Aber Niemand folgte ihm, als die Mutter, welche von der Todesangst gejagt ward.

Von oben herab sah die gaffende Menge klopfenden Herzens auf das haarsträubende Schauspiel, das sich in der Finsterniß ihren Blicken entzog, und nur auftauchte, wenn der Blitz sein grelles Licht auf die schäumende, brandende Fläche warf.

„Ich sehe sie nicht!" rief Einer. „Der Kahn muß schon gekentert sein."

„Nein!" schrieen Andere. „Dort ist er! Hei! Da steigt er hoch in die Luft!"

„Das geht nimmer gut! Gott sei des armen

Mannes Seele gnädig; den Leib bringt er nicht wieder heim."

Und dunkler ward es wie zuvor. Das Gewitter verzog sich nach dem jenseitigen Ufer des Stromes; aber der Regen strömte dafür in desto dichteren Massen herab. Das Wirrniß am Ufer wurde größer und die Befürchtungen wuchsen in dem Maße, als man nicht mehr mit den Augen erkennen konnte, was geschehen war.

Da zeigte sich ein unheimliches Treiben in der Nähe der Bomannsmühle.

Der Mühlenmeister, ein tüchtiger, beherzter Mann, war mit seinen Knappen hinausgegangen, um zu sehen, ob er irgendwo eine helfende Hand bieten könne. Kaum waren die Männer fort, als eine dunkle Gestalt aus dem Buschwerk brach, das die eine Seite der Mühlenwurth einschloß. Sie sah sich vorsichtig nach allen Seiten um, war dann mit einem Sprunge bis an den Eingang und legte die Hand an den Drücker.

„Da fällt Feuer vom Himmel!" rief es in dem Gedränge am Deiche.

„Sage vielmehr, es fliegt in den Himmel hinauf!" lautete die Antwort. „Was bedeutet es nur?"

„Die Bomannsmühle brennt! Die Bomannsmühle brennt!" erscholl es von allen Seiten.

Blutigroth stieg die glühende Lohe in den dunklen Himmel auf. Von der wildempörten Fluth wandten sich alle Blicke dem neuen Schauspiele zu, das die Gemüthe mit Entsetzen füllte.

Der kühne Schiffer, der mit der schäumenden Brandung im Außendeiche kämpfte, war vergessen.

Bleischwer zogen die Minuten vorüber und Alle athmeten leichter auf, als der erste Schimmer des Tages sich auf das weite Chaos herabsenkte.

Vorüber zog die wilde Springfluth. Das Wasser begann abzulaufen und kehrte in das alte Bette zurück. Der zu dem Dorfe Assel gehörige Außendeich lag frei, aber in der vollständigsten Auflösung begriffen. Mitten in den üppigsten Landstrichen waren tiefe Senkungen entstanden und mit schlammigem Wasser angefüllt. Breite Strecken waren mit Moder und Sand bedeckt, die sich hügelartig darauf lagerten. An mehreren Stellen hatte sich der Boden losgerissen und diese schwammen nun wie vereinzelte Inseln auf der wallenden Fluth. Die Ebbe jagt sie seewärts. Die einzelnen Häuser und Ställe, die zerstreut umherlagen, waren zusammen gestürzt. Kein lebendes Wesen lag unter diesen Trümmern, das eine Auskunft über die Schrecken der vergangenen Nacht hätte geben können.

An dem geborstenen Eckpfeiler des Hauses, das

dem Außendeicher Behrend Heithof gehörte, lag dessen halbzertrümmerter Kahn und er selbst neben demselben, den Vordersteven mit dem linken Arm krampfhaft umschließend. Als die Beherzteren unter den müssigen Gaffern es wagten, in den Außendeich hinab zu steigen und die Stätte des Unglücks in der Nähe zu beschauen, fanden sie ihn, blutig und besinnungslos. Nur ein leises Röcheln verrieth, daß noch Leben in ihm sei. —

Frau Grete hatte mit ihren Mägden eine unruhige Nacht verlebt. Keiner von den Männern kam zurück, der ihr eine Kunde gebracht hätte von Dem, was außen vorging. Als die Bomannsmühle in Flammen aufging und der helle Feuerschein durch die Fenster drang, schrie sie vor Entsetzen laut auf. Sie sah in die sprühende Gluth, bis der letzte Funken erlosch; aber das Leben schien aus diesem Körper verschwunden, so starr und empfindungslos stand sie da.

„Warum hört Ihr mich nicht, Frau Heithof?" sagte der Kirchspielsbote, der eingetreten war und auf seine Frage keine Antwort erhielt. Die Großmagd, die ihm auf dem Fuße folgte, hielt ihn zurück, indem sie sagte:

„Das Unglück hat die arme Frau verwirrt ge-

macht; sie sieht und hört Nichts. Was wollt Ihr denn von ihr?"

„Wollte ihr nur sagen, daß sie sich nicht wundern soll, wenn sie im Laufe des Tages einen Besuch von Gerichtspersonen bekommt. Gestern hat ihr Bruder in der Hilkenschenke mit dem Müllermeister Streit angefangen und eine tüchtige Tracht Prügel davon getragen. Zur Nacht brannte die Mühle ab und der Bernhard Bomann ward mit versengten Kleidern unterhalb der Mühlenwurth gefunden, wo er von einem der herabgestürzten Flügel erschlagen ist. Es ist immer gut, wenn man vorher weiß, was Einem bevorsteht. Vom Außendeich habt Ihr wohl noch keine Nachricht?"

Und ohne auf diese letzte Frage eine Antwort abzuwarten, ging der Kirchspielsbote hinaus.

Langsam kamen die Knechte des Bomannshofes mit ihrem im Sterben liegenden Herrn von dem Außendeiche her. Als sie in die Nähe des Heckthors kamen, ging der Großknecht voran, um das neue Unglück anzumelden. Die Mägde brachen in ein lautes Wehgeheul aus.

Das Jammergeschrei weckte die Frau aus ihrer Starrsucht. Irren Blickes schaute sie sich um. Der Großknecht, der ihr nahe stand, sagte:

„Nehme Sie sich zusammen, Frau Heithof. Es

ist Gottes Fügung. Ich will nach dem Herrn Pastor schicken und der Doctor kommt auch gleich. Ach Gott, daß ein solches Unglück in dieses Haus kommen muß."

„Mein Mann!" rief Frau Grete voll banger Ahnung.

„Er wird den Tag nicht überstehen! Es ist Gottes Fügung, Frau. Nehme Sie sich zusammen vor den Leuten. Sie ist hier nun Ein und Alles. Dort bringen sie den armen Herrn."

Der Doctor hatte sich draußen bereits dem Trauerzuge angeschlossen. Als sie in das Haus traten, war ihm jede Hoffuung verschwunden. Die Umstehenden erriethen es.

Frau Grete sank bei der Bahre in die Kniee. Sie schluchzte krampfhaft und drückte einen Kuß auf die Stirn ihres Mannes.

Den Bemühungen des Doctors gelang es, noch einmal, das Leben in den starren Leib zurück zu rufen. Behrend Heithof schlug die Augen auf und flüsterte:

„Erst schieden wir in Unfrieden. Laß es vergeben und vergessen sein."

„Alles! Alles!" rief sie laut klagend. „Ich unglückliche, geschlagene Frau!"

„Was ich Dir raubte, wirst Du wiederfinden.

Gott wird barmherzig sein. Lebe wohl, Grete. Segne unsern Sohn und denke ohne Groll an mich."

Seine Augen schlossen sich.

„Vergieb Du mir! stammelte sie in ihrem Schmerz und blieb neben der Leiche liegen.

Der Pastor trat ein.

- - -

Die Tage kommen und gehen. Der Sturm folgt dem Sonnenschein und der blaue Himmel bedeckt sich mit Wolken. Es ist ein steter Wechsel auf der Erde. Auch die Menschen, die auf dieser Erde leben, bleiben nimmer dieselben. Das war die Grete Bomann, die den alten Hans Smolt, der durch das Dorf ging und um den verlornen Sohn klagte, spöttisch fragte, ob er Nachricht von seinem Hinrich habe, und ihm auftrug, denselben von ihr schön zu grüßen. Und das war auch die Grete Bomann, die neben der Leiche ihres verunglückten Mannes stand und sich vor Sehnsucht nach dem Sohne verzehrte, der auf der See umher schwamm, sie wußte nicht, unter welchen Längen und Breiten.

Aber welcher Unterschied zwischen damals und jetzt. Dort die junge, dralle Dirne, das Bild der Gesundheit, voll des keckſten Uebermuthes; hier die gebrochene Gestalt mit den bleichen Wangen und der vom tiefen

Gram durchfurchten Stirn. Einst inmitten der größten Hoffnung an ein reiches Leben gewiesen, voll von häuslichem Glücke und blühendem Wohlstand; jetzt eine trostlose Wittwe, eine verwaisete Mutter, mit einem zerrütteten Körper, befleckt mit der Schande des verkommenen Bruders und an der Gränze des Mangels angelangt. Da erschienen Anfangs Einige von der Freundschaft mit endlosem Bedauern und noch längeren Betheuerungen. Sie waren freigebig mit guten Rathschlägen, legten auch wohl eine Hand mit an das Werk, allein es hatte keinen rechten Schick. Lässige Hände erlahmen bald und mit einem wohlfeilen „Helf Gott weiter!" zogen sie sich achselzuckend zurück. Frau Grete Bomann sah einem traurigen Ausgange entgegen. Sie betete um die Rückkehr des Sohnes und um ein baldiges Ende. Sie hatte keine andern Wünsche und Hoffnungen mehr.

Der Doctor kam in das Haus. Er kam, von einer besorgten Magd benachrichtigt, wie zufällig, denn die Frau wollte nicht glauben, daß sie ernsthaft krank sei, und mochte von dem Doctor und seinen lateinischen Recepten nichts wissen. Aber bald kam er alle Tage, ward immer kleinlauter und gab endlich sogar dem Pastor einen Wink, um ihm mitzutheilen, was sich nicht länger verschweigen ließ.

Und Pastor Kieff, der das frömmste Christenherz hatte, das jemals unter einem schwarzen Talar schlug, trat an das Bett der bedrängten Frau und sprach so herzlich und freundlich zu ihr, daß sie die Hände faltend sagte:

„Herr, wie Du willst, so schicke es mit mir. Dein Name sei gelobet in Ewigkeit.“

„Amen!“ sagte der Pastor und legte seine Hand segnend auf ihr müdes Haupt.

„Und wenn es Gottes Wille ist,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „daß ich meinen Sohn nicht vor meinem Hinscheiden sehen soll, finde ich ihn droben im Himmel bei meinem Manne und meinem Vater. Ich nehme es als eine Schickung hin, als eine Strafe für die Sünden, die ich beging, und will ruhig sterben, wenn ich mein Haus bestellt habe.“

Der Pastor war mit kräftigem Troste zur Hand und versprach Alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, um ihr den letzten Gang zu erleichtern. Sie dankte ihm mit matter Stimme und sagte, auf die kleine Trina deutend:

„Sie ist ein Vermächtniß meines Mannes. Die Tochter des Carsten Ehlers, der in die weite Welt gegangen ist. Ich habe sie gehalten, wie mein eigenes Kind, und wenn ich nun hinüber bin . . .“

„Darüber darfst Du Dir keine Sorge machen, meine Tochter," sagte der Pastor. „Ich habe schon mit meiner Frau gesprochen und Trina wird bei uns eine zweite Heimath finden. Wenn ich jetzt heim gehe, nehme ich sie mit mir."

„Dank, ehrwürdiger Herr, Dank! Und nun habe ich, da Er auch meines Sohnes gedenken will, wenn er noch lebt und hierher zurück kehrt, nur noch ein Geschäft auf Erden, das ich gern beenden möchte."

„Nenne es mir, liebe Tochter, und wenn es in meiner Macht steht, will ich Dir gerne beistehen," antwortete der Pastor.

„Da ist der Hinrich Smolt, unser Nachbar. Es ist ihm von meinem Manne und von seinen Freunden himmelschreiendes Unrecht geschehen und auch ich bin mir Manches bewußt, das ich gerne ungeschehen wünschte. Ich möchte nicht aus der Welt gehen, ohne ihm die Hand geboten zu haben und ihn um Vergebung zu bitten. Aber auf meinen Ruf wird er nicht kommen."

„Ich will ihn holen, sagte der Pastor, sich erhebend. „Gott segne Dich, meine Tochter, für dies christlich-fromme Begehren. Der Herr wird das Gedeihen geben, damit Dein Wunsch sich erfülle."

Länger als eine Stunde dauerte die Abwesenheit

des geistlichen Herrn. Es mochte ihm nicht leicht geworden sein, den Besitzer vom Smoltenhofe zu diesem Ausgange zu bestimmen. Nun traten Beide zugleich ein und der Pastor sagte:

„Das walte Gott! Ich lasse Euch allein und bleibe in der Nähe. Sei mild und nachgebend, liebe Tochter, wie es einer demüthigen Christin geziemt, und Er, Hinrich Smolt, denke Er des Wortes, das da geschrieben steht: „Mein ist die Rache!“

Frau Grete Heithof nickte dem Manne zu, der, auf seinen Stock gelehnt, mitten in der Stube stand. Auf ihren Wink setzte er sich nahe an das Bett und fragte:

„Was will Sie mir sagen, Grete Bomann?“

Er nannte sie Grete Bomann. Der Name ihres Mannes wollte nicht über seine Lippen.

„Ich liege im Sterben, Nachbar,“ sagte sie leise. „Aber ich kann nicht aus der Welt gehen, bevor ich Alles von mir geworfen habe, was mein Herz schwer belastet. Ihn habe ich am meisten gekränkt, und es thut mir leid, mehr, als ich sagen kann. Halte Er Sein Ohr näher an meinen Mund, daß ich mich ihm verständlich mache; ich kann nicht laut reden.“

Sie sprach lange und eindringlich zu ihm, oft

unterbrochen von der sie anwandelnden Schwäche, welche immer bedenklicher wurde.

Hinrich Smolt hörte sie aufmerksam an, ohne sich von der Stelle zu bewegen und ohne durch eine Regung kund zu thun, wie das auf ihn wirke, was sie ihm sagte. Als aber die Zeichen der Erschöpfung immer sichtbarer wurden, konnte er die innere Bewegung nicht länger zurückhalten, sondern sprang auf und rief um Hülfe.

Eine Magd, die in der Nähe wartete, eilte sofort herbei. Der Pastor folgte ihr auf dem Fuße. Frau Grete ließ den Hinrich Smolt nicht aus den Augen und streckte ihm die Hand entgegen. Da brach dieser das Schweigen und sagte fest betonend:

„Es ist Alles vergeben und vergessen. Schließe Sie in Gottes Namen die müden Augen und gehe Sie zur Ruhe ein. Das ist gesprochen und für Das, was ich noch zu sagen habe, rufe ich Gott und Ihn, Herr Pastor, zum Zeugen. Von dieser Stunde an lege ich meine Hand auf den Bomannshof. Ich will ihn verwalten und herauf zu bringen suchen für den Sohn dieser Frau, damit er sein Erbe findet, wenn er aus der Welt zurückkehrt. Dies Alles will ich thun und erkläre mich zum Vormund des Seefahrers Behrend Heithof, jedoch unter der einzigen und aus=

drücklichen Bedingung, daß derselbe meinen Anweisungen folgt und mir blinden Gehorsam leistet. Mit dem Widerspenstigen schließe ich keinen Vertrag und halte mich sogleich meines Wortes entbunden."

Ein seliges Lächeln flog über das Gesicht der vielfach gequälten Frau, die auf ihr Lager zurücksank. Der Pastor faltete ihre Hände in einander und sprach das „Vater Unser!" Als er zu den Worten kam: „Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern," wiederholte Hinrich Smolt dieselben mit lauter Stimme.

„Sie hat ausgelitten!" sagte der Pastor mit bewegtem Tone. „Wir wollen sie gemeinsam zu ihrer letzten Ruhestätte geleiten."

Als die Erbin vom Bomannshofe in ihrem Elende dalag, kümmerte sich von der weitläufigen Freundschaft Keiner um sie; aber am Begräbnißtage stellten sich Alle ein und das Bedauern und Klagen um die früh Verstorbene nahm kein Ende.

Da legte sich der Hinrich Smolt darein und sagte kurzab:

„Wer früher geschwiegen und die Hände in den Schooß gelegt hätte, brauche nun auch nicht groß aufzutrumpfen und zu handschlagen, als ob etwas Rechtes dahinter wäre. Er sei der erbetene Vormund des

abwesenden Sohnes, sowie der Verwalter des Gutes, wie es eben stehe und liege. Freiwillig habe er es übernommen und es liege schon der Regieruug zur Bestätigung vor. Er wolle hier weder Mitsprecher, noch Mitesser haben und danke für jeden Rath und allen guten Willen, da er von jeher gewohnt sei, sich selbst zu helfen.

So machte Hinrich Smolt mit einem Worte reinen Hof und war vom frühen Morgen bis zum späten Abend bemüht, das Wort, welches er in einem feierlichen Augenblicke gab, auf das Gewissenhafteste zu erfüllen.

Da hätten eines schönen Tages Alle, die gerade anwesend waren und sich darum kümmerten, ein dreimastiges Schiff gewahren können, das mit vollen Segeln an Glückstadt vorüber und die Elbe aufwärts steuerte. Als dieser Dreimaster in die Nähe des Staber Wachtschiffes kam, zog er die Hamburger Flagge auf, die für einen Freipaß galt. Die Engländer ausgenommen, die wegen des Hauses Hannover für heimathberechtigt galten, mußten sämmtliche Schiffe anderer Nationen hier vor Anker gehen und auf dem Zollamte zu Brunshausen vollständig clariren. Nur den Hamburgern stand die Vergünstigung zu, Einen

von der Mannschaft mit den Papieren an's Land zu schicken und unbehelligt stromaufwärts zu segeln.

Das Boot des Stader Wachtschiffes legte dem Dreimaster zur Seite an. Der Mann, der die Papiere auf das Zollamt zu bringen hatte, stieg ein und fuhr sogleich an das Land. Und kaum hatte er sich dieser Last entledigt, als er des zweitägigen Urlaubs gedachte, den er sich erbeten und seine Wanderung nach dem Dorfe Assel antrat, dessen Kirchthurmspitze er schon aus weiter Ferne mit lautem Zurufe begrüßte.

Es war ein liebes, junges Seemannsblut, das mit dem frischen Gesicht in die Welt hineinlachte. Die blanken Knöpfe an der Rundjacke blitzten hell. Das bunte Seidentuch war lose um den Hals geschlungen und der Strohhut mit den flatternden Bändern saß keck auf den braunen Locken.

Zwei Jahre war das junge Seemannsblut draußen gewesen; zwei Jahre und einige Monate darüber hinaus. Auf und ab ging es in der Mittellandssee, dann durch das Kattegat in die Ostsee und wieder zurück nach Bergen in Norwegen, bis er dann nach Cadix verschlagen ward, von woher er mit einer Ladung zurückkam, deren Werth er eben jetzt auf dem Zollamte declarirt hatte. Auf die Bitte des Vaters nahm ihn damals ein ehemaliger Freund als Spielvogel mit,

ließ ihn bald zum Kajütenwächter aufrücken und war nun nahe daran, den Leichtmatrosen von sich zu werfen und für einen befahrenen Mann zu gelten. Die Heithofs galten von jeher für tüchtige Seeleute und der junge Behrend war nicht aus der Art geschlagen. Sein bisheriger Capitain wollte ihn einem Freunde empfehlen, der größere Reisen nach Südamerika und selbst nach Ostindien machte; dies sei die eigentliche Schule für strebsame Matrosen; ihr Tummelplatz sei der stille Ocean und die chinesische See; alles Andere wäre doch nur Binnenwasser.

Von allen diesen Hoffnungen beseelt, kam der junge Behrend Heithof deichlängs, dem heimathlichen Dorfe zu. Er pochte schon in Gedanken an die Thür und flog dem Vater, der sie öffnete, an den Hals, um ihm für den schönen Lebensberuf zu danken, den er ihm eröffnete. Er trat zagend in die Stube, wo die Mutter am Spinnrade saß, und fiel vor ihr in die Kniee, um ihr all' den Kummer abzubitten, den er ihr bereitete und den Willkommen aus ihrem Munde zu hören.

„Ach, wie herrlich muß das sein!“ rief er laut und die leise murmelnden Wellen, die sich am Fuße des Deiches brachen, gaben ihr Wort dazu. „Da ist auch schon die Spitze von unserm Kirchthurm zu sehen

und der goldene Hahn darauf wird gleich zu krähen anfangen."

Behrend Heithof würde sich in seinem jugendlichen Entzücken gar nicht sehr gewundert haben, wenn der metallene Göckelhahn bei dem Anblick eines so lustigen Matrosen ein Weniges mit den Flügeln geschlagen und laut gekräht hätte. Er nickte überall, fröhlich grüßend, rief einen guten Tag, wo nur irgend ein menschlicher Kopf sichtbar wurde und hielt endlich tief aufathmend an, als er vor der Hafenschleuse stand, die Hilkenschenke vor sich und den gerade in das Dorf hineinführenden Weg zur Seite.

Aber Etwas gewahrte er nicht, und wie weit er auch die Augen öffnete, es wollte ihm nimmer erscheinen. Von der Hafenschleuse aus begann, in der Richtnng nach der See zu, der Außendeich sich auszudehnen und immer breiter und voller stemmte er sich dem Strome entgegen. Dort lagen des Vaters fetteste Wiesen; dort zeigte sich den erstaunten Blicken der Stolz und der Reichthum des Bomannshofes. Und gerade an dieser Stelle floß das trübe Elbwasser und wälzte sich träge und unbeholfen fort. Er rieb sich die Augen, denn er glaubte zu träumen; aber er sah hin und wieder hin und es blieb stets dasselbe.

Da erschien Peter Braak vor der Hilkenschenke,

wo er um diese Zeit stets einzusprechen pflegte, um nach seiner Weise ein wenig im Trüben zu fischen. Er gewahrte den jungen Seemann und sah dessen seltsamem Benehmen kopfschüttelnd zu. Behrend Heithof aber, der in ihm den ersten wirklichen Bekannten erblickte, eilte auf ihn zu und rief:

„Guten Tag, Peter Braak! Wo ist meines Vaters Außendeich geblieben?“

Als der Kirchspielbote den jungen Seemann erkannte, empfand er eine leise Regung des Mitleids und sagte:

„Ja, es ist viel darüber zu sprechen, darum komm mit mir herein zu Frau Hilk. Wir wollen ein Glas Bier trinken.“

„Jetzt nicht, Peter Braak. Ich will zu meinem Vater und zur Mutter.“

Peter Braak schielte seitwärts nach dem Kirchhofe und dachte bei sich: „Du bist ihnen näher, als Du weißt,“ dann aber sagte er:

„Wie lange Zeit bist Du fort, Jungkerl? Ich glaube, ein paar Jahre. In solcher Zeit fließt mancher Tropfen Wasser durch die Schleuse in die Elbe. Wir wollen zusammen gehen und im Vorüberstreifen dem Herrn Pastor Kieff einen guten Tag bieten. Es ist gerade kein Umweg.“

Diese unerwartete Rede machte einen so tiefen Eindruck auf den jungen Mann, daß er kein Wort darauf zu erwiedern vermochte, sondern stumm neben dem Kirchspielboten herging. Als sie den Pastorenhof erreichten, ging der Bote gradezu in das Haus. Der junge Matrose aber gewahrte ein kaum der Kindheit entwachsenes Mädchen, das ihn mit unverhehlter Neugier ansah und mit seinen hellen Augen anlachte. Er beugte sich zu ihr nieder und fragte:

„Wer bist Du?"

„Trina Ehlers heiße ich und bin eine Waise. Bei dem guten Pastor Kieff habe ich Aufnahme gefunden, seitdem meine Pflegemutter gestorben ist."

Die beiden jungen Geschöpfe plauderten miteinander, sie wußten selbst kaum was. Aber sie waren so schnell bekannt und fühlten sich so sehr zu einander hingezogen, daß nichts Fremdes zwischen ihnen war und sie Hand in Hand nach dem Hause gingen, als der Pastor auf der Schwelle erschien und den jungen Mann bei Namen rief.

„Tritt näher, mein Sohn und höre, was ich Dir zu sagen habe!" sprach der Pastor und nahm die Hand des jungen Mannes, der ihm mit bange klopfendem Herzen folgte.

Der fromme Priester, der jedes Leid und jeden

Kummer der Gemeinde zu dem seinigen machte, hielt die Hand des jungen Mannes fest und sagte mild-freundlich:

„Selig sind, die auf Gottes Wegen wandeln und Seine Gebote befolgen, ihnen wird ein himmlischer Frieden zu Theil, wenn auch irdische Trübsal ihr Leben verdüstert. Darum sei getrost, mein Sohn, und härme Dich nicht, wenn ich Dir jetzt sage, was Dein Herz bekümmern und Dein Gemüth mit Trauer erfüllen muß."

Behrend Heithof vermochte nicht, ein Wort zu erwiedern. Sein Herz klopfte vor unaussprechlichem Weh. Als er nun aber vernahm, daß das Vermögen der Aeltern nach und nach zerrüttet und in jener verhängnißvollen Sturmnacht ganz verloren ging; als er den Tod des Vaters und der Mutter vernahm: da strömten die Thränen unaufhaltsam und er vermochte es nicht, sich zu fassen.

„Weine, mein Söhnchen, weine!" sagte der Pastor mitleidig. „Ich will nicht versuchen, Dich zu trösten, sondern Dich allein lassen, damit Du Dich sammeln und erkennen mögest, was zu Deinem Frieden dient."

Mehrere Stunden ließ der Pastor seinen jungen Gast allein. Als die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Fenster beleuchteten, kehrte er zu ihm

zurück und sagte ihm Alles von dem Verhältniß zwischen den Bomanns und den Smolts, von dem Hasse des Letztern und von der Sühne in der Sterbestunde der Frau Grete.

„Diese Sühne," schloß der Pastor, „hat Herr Hinrich Smolt angenommen und sich zugleich verpflichtet, Dein Erbe zu verwalten und die Vormundschaft über Dich zu führen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Du ein Landmann werdest."

Jach fuhr der junge Mann von seinem Sitze auf, als er diese Worte hörte; allein der Pastor drückte ihn sanft auf denselben zurück und sagte:

„Bedenke das Eine und das Andere und fasse keinen zu raschen Entschluß. Ich habe Dir den letzten Gruß Deiner Mutter und ihren Segen überbracht. Ich habe Dir gesagt, was ihr Hinrich Smolt versprach, und daß sie glücklich in dem Gedanken starb, daß Du seine Bedingungen annehmen und ein zufriedener Mann werden würdest. Ist Dir dies genug, Deine Neigung zum Opfer zu bringen, sage es mir morgen und wir wollen zusammen zu dem Vollbauer hinausgehen. Wenn Du es aber nicht vermagst, dieses Opfer zu bringen, verlasse das Dorf unbemerkt, wie Du es betratest, und lege Dein Geschick in die

Hand Gottes, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt."

Der junge Seemann blieb während der Nacht allein. Eine lange, schlaflose Nacht voll Thränen und Noth; eine Nacht des Ringens, des Kampfes und des endlichen Sieges. Als der Geistliche am andern Morgen bei ihm eintrat, ging der junge Mann auf ihn zu und sagte:

„Ich will den Glauben meiner Mutter nicht zu schanden werden lassen und den Schritt thun, der von mir verlangt wird. Ich thue es nicht um der Hoffnung willen auf irdischen Gewinn, sondern damit ich wieder gut mache, was ich sündigte, als ich ohne den Willen der Mutter von ihr ging. Mein guter Vater! Er hat um meinetwillen vielen Kummer und Unfrieden gehabt. Aber mich hat er zärtlich geliebt und Alles ertragen, um mich glücklich zu machen. Gott tröste ihn."

„Mein lieber Sohn," sagte der Pastor bewegt und legte die Hand auf dessen Haupt: „Und Dich segne er!"

„Es war eine Nacht voll bitterer Thränen und ich möchte nicht noch einmal ertragen, was ich aushielt. Aber nun ist Alles vorüber und Niemand soll mich

mehr weinen sehen. Ich bin bereit, nach Smoltenhof zu gehen, Herr Pastor!"

„Ich begleite Dich, mein Sohn!" entgegnete der alte Herr gerührt. Als sie den Hof verließen, stand Trina da und sah mit ihren lachenden Augen zu ihm auf. Er bückte sich zu ihr herab und gab ihr einen Kuß. Seine Wangen brannten, als er sie aus seinen Armen entließ.

Hinrich Smolt empfing den frühen Besuch. Er hörte Beide an und sagte:

„Es ist gut. Ich weiß, was ich versprach, und werde es halten. Aber nur, wenn mir dagegen gehalten wird, was ich verlangte. Bist Du bereit, Jung-Heithof, im Beisein des Herrn Pastors zu schwören, daß Du ein für alle Mal dem Seewesen entsagst, daß Du nie zu demselben zurückkehren, sondern als ein Bauer leben willst in aller Ehrbarkeit?"

Der Bauer sprach diese Worte langsam und gemessen und schloß darauf:

„Wenn Du dazu bereit bist, gelobe es mir mit einem Handschlage an Eidesstatt."

Als nun der entscheidende Moment kam, übermannte ihn, trotz seines festen Entschlusses, die Angst. Das ganze herrliche Leben zur See, die rollenden blauen Wogen, die buntbeflaggten Schiffe, die reizenden Küsten

ferner fremder Länder, lagen vor ihm im hellen Sonnenglanze da. Seine Augen füllten sich mit Thränen und eine namenlose Angst preßte ihm das Herz zusammen. Aber zugleich war es ihm, als treffe ein befreundeter Klang sein Ohr und dieser Klang ähnelte der Stimme der Mutter, wenn sie seinen Namen rief. Da schwand das letzte Bedenken und, nahe an den Bauer herantretend, nahm er dessen ausgestreckte Hand und sagte mit deutlicher Stimme:

„Ich schwöre, Alles, was von mir verlangt ist, zu halten, und der Herr Pastor soll Zeuge sein."

„Amen!" sprach dieser mit gefalteten Händen, und der junge Seemann begrub mit diesem einen Worte alle seine Hoffnungen und Träume.

„Wer hätte es gedacht?" sagte der Mühlenmeister eines Morgens, als er die Treppe hinanstieg, die zur obern Mühle führte, und sah kopfschüttelnd einem Bauer nach, der an der Spitze seiner Knechte und Mägde auf das Feld hinauszog. Es war die Zeit, wo der Raps geschnitten und, auf großen Tüchern ausgebreitet, gleich auf dem Felde ausgedroschen wurde, damit Nichts von der reichen Gottesgabe verloren gehe.

„Wer hätte es gedacht," wiederholte er kopfschüttelnd, „daß ein junges Blut, welches mit Leib und Seele Matrose war, und dem sein Capitain ordentlich bis hierher nachlief, um ihn wieder zu bekommen, sich in das Bauernleben so hinein finden würde, als hätte er nie an etwas Anderes gedacht. Er sieht herauf und grüßt. Guten Morgen, Jung-Heithof! Schönen Dank und gute Verrichtung! Hört es wohl nicht mehr. Nun, das muß wahr sein. Der junge Mensch macht wieder gut, was sein Vater und voraus sein lüderlicher Ohm, der Bernhard, am Bomannshofe und an der Bomannsmühle verschuldeten."

Er stieg nun vollends hinauf und Jung-Heithof langte mit den Seinigen auf den Rapsfeldern an. Alsbald war die Arbeit in vollem Gange. Stunde auf Stunde verging. Die Sensen klangen; die Dreschflegel klappten und die braune Saat floß in die bereit gehaltenen Säcke. Als die Arbeit fast gethan war, kam Hinrich Smolt langsam daher. Sogleich trat Jung-Heithof ihm mit dem Hute in der Hand entgegen und berichtete über die Arbeit des Tages. Der alte Bauer hatte die Augen überall; lobte wenig, tadelte viel und kehrte zurück, wie er kam. Als mit dem hereinbrechenden Abend der letzte Halm abgeerndtet und Alles nach dem Hofe zurück gewandert war,

ging Jung-Heithof im letzten Abendsonnenschein in das Dorf, der Stelle zu, wo der Garten des Pastors mit einem Seitenwege zusammenstößt. Die Zweige einer Laube von wilden Rosen und Geisblatt ragten über den niedrigen Zaun weg und obgleich die Luft so still war, daß kein Blättchen sich rührte, fielen doch die Blüthen auf den abendlichen Wanderer nieder, als er sich diesem Platze näherte.

„Ueberrascht sah Jung-Heithof auf und über sich gewahrte er ein liebliches Mädchengesicht, das dem Pflegekinde der Pastorsleute gehörte. Er streckte die Hand nach ihr aus und als es ihm unmöglich war, die Hand, welche sie ihm entgegenreichte, zu fassen, sagte er:

„So öffne doch die Pforte, wie Du sonst thust, damit ich hinein kommen und mit Dir plaudern kann. Die Zeit ist nur kurz gemessen, denn der Alte ist streng und duldet kein langes Außenbleiben.“

„Ich darf nicht!“ rief sie, schelmisch lachend. „Mutter sagte, ein Gast, der es ehrlich meint, kommt durch die Thür herein. Die falschen Gesellen, die auf Nebenwegen sich einschleichen, gehen auf Raub aus.“

„Einen Kuß würde ich mir schon stehlen, Trina!“ rief Jung-Heithof; sie aber erwiederte erröthend:

„Das ist nicht nöthig.“

„Und warum nicht, liebes Trinchen?"

„Weil ich ihn Dir freiwillig geben will!" sagte sie und das liebliche Gesicht verschwand. Gleich darauf öffnete sich die Pforte und die jungen Leute saßen harmlos plaudernd neben einander auf der Bank in der Laube. Sie wußten kaum, wie lange; dann aber fuhren sie plötzlich auf, denn in geringer Entfernung vernahm man eine Stimme, die nach der Trina rief.

„Das ist die Mutter!" sagte sie leise. „Nun gute Nacht und auf ein fröhliches Wiedersehn."

Sie huschte an ihm vorbei und Jung-Heithof verließ den Garten. Als er das Pflegekind des Pastors das erste Mal sah, machte schon der Anblick desselben einen mehr als flüchtigen Eindruck auf ihn. Die Liebe wuchs mit den Jahren und kettete zwei Herzen, die für einander bestimmt waren, unauflöslich aneinander.

„Die Trina wird meine Frau," sagte er im rüstigen Weiterschreiten, „das ist nun einmal gewiß. Der Alte wird mir zwar viele Schwierigkeiten in den Weg legen, denn erstens ist die Trina eine arme Waise, die nichts hat und dann trägt er ihr noch sonst Etwas nach, ich weiß nicht was. Aber ich bleibe fest bei meinem Willen und wenn er es mir zu toll macht, werfe ich ihm den ganzen Kram hin und gehe wieder zur See."

Es war ein trübes, schmerzliches Lächeln, das bei diesen Worten über das Gesicht des jungen Mannes flog. Im Weitergehen träumte er den immer wiederkehrenden Traum seiner Jugend von dem offenen Meer und seinen Herrlichkeiten; von den fernen Küsten mit den blauen Bergen, von den duftenden Gärten und den goldenen Aepfeln an immergrünen Bäumen. Er mußte die Empfindungen, die in ihm aufstiegen, gewaltsam niederkämpfen und eine Thräne rollte die Backe herab, er merkte es kaum.

Allein schritt er durch die schweigende Nacht. Er glaubte es wenigstens. Aber es war nicht so. Eine lange, hagere Gestalt war ihm vom Pastorenhofe her gefolgt und entfernte sich nicht eher, als bis Jung-Heithof den Smoltenhof erreicht hatte; dann zog er sich nach dem Dorfe zurück.

Am andern Morgen, als der Pastor in dem Baumgange, der seinen Garten der Länge nach durchschnitt, seine nächste Predigt überdenkend, sinnend auf und abschritt, trat die Pastorin an ihn heran und sagte:

„Vater, ich störe Dich, so leid es mir thut; allein es muß vom Herzen herunter, sonst erliege ich, so schwer lastet es darauf.“

„Was giebt es denn, Kindchen?“ fragte er freund-

lich. „Laß uns dort niedersitzen am Rosenbusch und gieb mir kund, was Dich drückt."

„Es ist um der Trina willen, Vater. Du weißt, daß sie den jungen Heithof gern hat und daß dieser jede Gelegenheit wahrnimmt . . ."

„Laß sie doch gewähren. Sie werden nichts Unrechtes thun. Und selten begegnen sich zwei junge Menschenkinder, die mehr zusammen passen, als diese."

„Das weiß ich auch und bis dahin ist Alles gut. Aber, Vater, wo hast Du Deine Augen, da Du nicht siehst, das daraus nichts werden kann."

Der Pastor sah seine Frau voll Staunen an, als begreife er ihre Worte nicht. Sie fuhr fort:

„Ich habe wohl manches warnende Wort fallen lassen; aber die Dirne lachte und sagte so lange, es wäre nichts mit ihnen Beiden, bis ich es zuletzt selbst glaubte. Nun aber ist sie heute früh zu mir gekommen, hat sich mir an den Hals geworfen und laut schluchzend bekannt, es sei unter ihnen zur Sprache gekommen; sie hätten sich Liebe und Treue gelobt und würden in Ewigkeit nicht von einander lassen."

„Gottes Segen sei mit ihnen!" sagte der Pastor, und sein Weib setzte trübselig hinzu:

„Gottes Segen wird wohl mit ihnen sein, aber nicht der Segen der Menschen. Glaubst Du,

Vater, daß der alte Hinrich Smolt es zugeben wird, daß Jung-Heithof die Trina heirathet? Ist das Pflegekind des Pastorenhofes nicht die Tochter des verschollenen Carsten Ehlers und war dieser Mann nicht einer von Denen .... Besinne Dich, Vater! Du kennst ja die ganze Geschichte. Laß uns nicht weiter gehen. Jung-Heithof wird bald hier sein, um mit Dir zu reden. Die Trina hat es mir verkündet. Der junge Mann scheint wenig von Dem zu wissen, was zwischen seinem Vater und dem Hinrich Smolt vorgegangen ist. Besser, daß wir jetzt ein kurzes Leid bestehen, als ein größeres heraufbeschwören, das nicht wieder gut zu machen ist. Da kommt der junge Mann. Ich lasse Euch allein."

Der Pastor drückte seiner Frau die Hand und ging seinem jungen Gaste entgegen.

Das Gespräch der Beiden dauerte lange und war inhaltreich. Als es endete und Jung-Heithof den Garten verließ, sagte er:

„Mag da kommen, was immer will, meiner Liebe bleibe ich treu. Es ist eine traurige Geschichte, die ich vernahm, und ich begreife, daß eine Feindschaft zwischen den Männern herrschte, so lange sie auf Erden sich gegenüberstanden. Daß sie aber auch im Tode fortdauern und auf Kind und Kindeskind vererben soll,

begreife ich nicht und meine, daß es keine wahre Liebe ist, welche sich nicht stark genug fühlt, den Tod zu besiegen. Ich aber traue mir und der Trina zu, daß wir diesen Kampf bestehen werden. Weil Er es will, werde ich die Trina nicht mehr allein sehen; aber bei dem Verlöbniß bleibt es und damit zwischen uns Beiden nichts Fremdes sei, sage Er ihr Alles, wie Er es mir gesagt hat."

Er küßte die Hand des Pastors und entfernte sich eilends, um die heftige Bewegung seines Herzens zu verbergen.

Während dieser Unterredung im Pastorengarten fand eine andere auf Smoltenhof statt. Der Vollbauer saß auf seinem gewohnten Platz und ihm gegenüber stand an der Thür mit Hut und Stock der Kirchspielbote Peter Braak, der eben seine ziemlich lange Geschichte beendet hatte.

„Und Er weiß es ganz gewiß?" fragte der Vollbauer ernst.

„Ganz gewiß, Herr. Ich habe ihn selbst gesehen, als er aus dem Garten kam, und bin ihm in der Dunkelheit bis hierher gefolgt. Es ist kein Irrthum möglich. Er hält es mit der Pflegetochter der Pastorsleute und diese Pflegetochter ist die Waise des verlaufenen Carsten Ehlers, der seiner Zeit . . ."

„Schweige Er!“ kreischte der Bauer und warf einen tödtlichen Blick auf den Kirchspielsboten, der diesen sofort verstummen machte. Der Bauer blieb einige Zeit regungslos auf seinem Platze, dann gab er ein Zeichen mit der Hand und sagte:

„Ich danke Ihm, Peter Braak. Es war mir ieb zu hören, wie mein Mündel die Abende zubringt. Gehe Er mit Gott und wenn Er wieder Etwas hört, lasse Er es mich wissen. Er weiß, ich bin kein undankbarer Mann.“

Hinrich Smolt blieb nicht lange allein. Jung-Heithof kam zu Hause und wurde schon vor der Thür benachrichtigt, daß der Herr ihn sprechen wolle, sobald er heim komme.

„Ist es wahr,“ herrschte Hinrich Smolt den Eintretenden an, „daß Du hinter meinem Rücken eine Liebelei angefangen hast?“

„Ich weiß nicht, Herr Vormund, wer Ihm gesagt hat, was ich bis gestern Abend selbst nicht wußte. Aber weil es nun einmal so ist, will ich nicht lügen, sondern offen und ehrlich sagen, wie es mir um das Herz ist. Ja! Ich habe mich mit der Pflegetochter unseres Pastors versprochen und bitte Ihn als Vormund um seine Einwilligung.“

„Nun und in Ewigkeit nicht!“ brach Hinrich Smolt los.

„Und warum nicht?“ fragte Jung-Heithof erregt. „Er wird mir doch den Grund Seiner Weigerung sagen wollen?“

„Ich bin Keiner aus der neumodischen Zeit!“ sprach Hinrich Smolt kalt. „Ich will es und Du wirst mir gehorchen.“

„Wie schrecklich ist dieser nicht zu versöhnende Haß!“ fuhr Jung-Heithof auf. „Mir graut in Seiner Nähe. Die arme Trina Ehlers. Muß das unschuldige Kind den Leichtsinn ihres Vaters so schwer büßen.“

„Wirfst Du Dich zu meinem Richter auf?“

„Zu keines Menschen Richter werfe ich mich auf; aber ich kann es mit meinen Sinnen nicht begreifen, daß es einen Haß geben kann, der nicht durch die Zeit zu sühnen ist.“

„Für Dich ist nicht die Zeit des Fragens und des Begreifens, sondern des Schweigens und des Gehorchens. Finde Dich darein, oder wir sind geschiedene Leute. Kein weiteres Wort in dieser Angelegenheit. Wenn Du die Geschichte der früheren Tage kennst, weißt Du, daß ich Wort halte.“

Jung-Heithof brach für diesen Augenblick ab. Hinrich Smolt war stiller als je und sprach auch bei

Tische nicht. Er sann über einen Plan nach, mit dem er sich schon früher beschäftigte, und völlig einig, beschied er am achten Tage den jungen Mann zu sich, dem er mit den Worten entgegen ging:

„Du sollst eine Reise thun."

Er ließ ihm keine Zeit, seine Verwunderung auszusprechen, sondern fuhr fort:

„Du sollst in das Bremische an der Weser. Ich habe dort mehrere Bekannte, mit denen ich weitläufig verwandt bin. Wir stehen mit einander in Rechnung und können uns nicht klar machen. Das Hin- und Herschreiben nützt zu nichts. An Ort und Stelle ist Alles leichter zu übersehen. Ich habe Dir eine Vollmacht aufsetzen lassen und hier ist, was ich sonst an Papieren darüber habe. Der Knecht soll Dich nach Himmelpforten bringen und von da fährst Du mit der Post. Folge in Allem meinem Willen und es soll Dein Schaden nicht sein."

Hinrich Smolt sprach noch ein Langes und Breites von dieser Angelegenheit. Jung-Heithof war wie von einem Traum befangen und begriff nur, daß es unmöglich sein würde, sich den ertheilten Befehlen zu widersetzen. Er rüstete sich zur Reise und hatte kaum noch Zeit, einen zuverlässigen Boten nach dem Pastorenhofe zu senden. Dir vier braunen Hengste, die

für das schönste Gespann im Dorfe galten, fuhren im Fluge mit ihm davon.

Jung-Heithof wurde von den Freunden gut aufgenommen und als ein Hausgenosse angesehen. Sonst aber hatte Alles keinen rechten Schick. Keinem schien die Sache besonders am Herzen zu liegen. Einer wußte Dieses, der Andere Jenes nicht. Man verschob die Erörterung nicht nur von Tag zu Tag, sondern von Woche zu Woche. Ein langer Monat war vergangen, ohne das etwas Entscheidendes geschehen war. Dagegen suchte man den jungen Mann mit Zerstreuungen aller Art hinzuhalten und machte offne und versteckte Anspielungen auf Verhältnisse, die mit einem Schlage jedes Hinderniß beseitigen und Alles zum Besten kehren könnten. Jung-Heithof begriff dies nicht, obgleich die Tochter vom Hanse anwesend war und lebhaft erröthete. Jung-Heithof war den Bremer Freunden als eine wohlhabende Parthie empfohlen und es war dabei bemerkt worden, es sei gut, ihn dort so lange fest zu halten, als nur möglich, damit er einige Narrheiten, die er sich daheim in den Kopf gesetzt habe, wieder vergesse.

Die Lage des jungen Mannes wurde eine unerträgliche, zumal auch sein Gastfreund auffallend kälter wurde, als er sah, daß der eigentliche Zweck, den er

bei dieser Zusammenkunft voraussetzte, sich durchaus nicht erfüllte. Er schrieb eiuen langen Brief an Hinrich Smolt nnd verlangte, daß dieser ärgerlichen Geschichte ein Ende gemacht werde.

Aber auf diesen Brief folgte keine Antwort. Der Empfänger konnte ihn nicht einmal lesen. Er lag bewußtlos auf dem Siechbette.

Der Herbst war wieder da mit seinen Stürmen und Nebeln. Aus den Sümpfen stieg das Fieber auf und sein giftiger Athem verpestete die Luft. Es griff stark um sich und die Kunst der Aerzte scheiterte in den meisten Fällen. Die Furcht wuchs mit jedem Tage und der Aberglaube steigerte sich bis in das Unerhörte.

Die Furchtsamsten steckten die Köpfe zusammen und raunten sich in das Ohr, es sei gar nicht das Marschfieber, sondern etwas viel Schlimmeres. Der Teufel habe ein türkisches Schiff dicht unter Land geführt, das habe zur Nachtzeit einen Wollballen auf den Deich geworfen. Eine Hexe habe ihn gefunden und zu Asche verbrannt und aus dieser Asche sei die Pest entstanden. Wo aber die Pest herrsche, dahin komme auch der Pestengel und horche an den Thüren Derer, die sterben sollten, und singe sie in den ewigen Schlaf. Mit bebenden Lippen verbreitete sich

diese Kunde von Mund zu Mund. Die Augen blickten starr und die Kniee schlotterten, denn der Pestengel war im Dorfe und konnte jede Stunde seine Opfer fordern, wann und wo er immer wollte.

Da hieß es eines Morgens, der Pestengel hat an die Thür des reichen Hinrich Smolt geklopft und, von einem panischen Schrecken ergriffen, stürzte das Gesinde zum Hause hinaus. Keine Bitten, keine Drohungen halfen und selbst für dreifachen Lohn ließ sich der ärmste Tagelöhner nicht bewegen, in das Haus des Kranken zu gehen.

„An der Thür steht der Pestengel und küßt Jeden, der bei ihm vorbeigeht," sagte der Bettler, dem man reichen Lohn für seine Samariterthat verhieß. „Ich aber will leben."

Da erschien die Pflegetochter das Pastorenhofes, zum Ausgehen bereit, vor dem Vater und, seine Hand an ihre Lippen drückend, sprach sie:

„Ich komme, um Abschied von Dir zu nehmen, Vater!"

„Wo willst Du hin, liebes Kind?"

„Zu ihm, Vater. Zu ihm, den alle Welt fürchtet, weil er Niemand liebt; zu ihm, den alle Welt flieht, weil er in Todesnöthen liegt, zu dem kranken Manne auf Smoltenhof."

„Trina! Um Gotteswillen!“ rief der Pastor erschreckt!“ Du weißt nicht, was Du sagst und thust. Mutter! Mutter!“

„Die Mutter weiß Alles!“ sagte Trina, die Wange des Vaters streichelnd. „Sie hat mich angehört und unter Thränen ihre Einwilligung gegeben. Sei Du nicht härter, als die Mutter.“

„Kind! Du gehst dem gewissen Tode entgegen. Und thust es um eines Mannes willen, der alle Deine jungen Lebenshoffnungen zerstörte.“

„Ich bin Deine treue Schülerin, Vater!“ entgegnete sie, „und darum bin ich stark im Glauben. Von Dir weiß ich den schönen Spruch: Liebet Euere Feinde, segnet, die Euch fluchen, thuet wohl Denen, die Euch beleidigen und verfolgen.“

„Mein liebes Kind!“ sagte Pastor Kieff bewegt und schloß die Jungfrau in seine Arme. „Ich stehe tief beschämt vor Dir und klage mich des Kleinmuthes an. Gehe mit Gott, Kind, der diesen Trieb in Deine junge Seele legte. Ich will selbst Deine Schritte leiten. Mutter! Komm’ und siehe, wie ein Engel von unserer Schwelle scheidet.“

Die Mutter kam herbei mit verweinten Augen und schloß die Jungfrau in ihre Arme. Sie schieden tief erschüttert und an der Hand des geistlichen Herrn

begann Trina Ehlers ihre Wanderung. Schweigend gingen sie neben einander her bis an das Heckthor. Als nun aber der Pastor mit ihr durch dasselbe eintreten wollte, wehrte sie ihn sanft ab und betrat den verhängnißvollen Raum."

Drinnen befand sich der Doctor. Er war außer sich vor Zorn, weil er den Kranken allein fand, und machte seinem Unmuthe Luft, als Trina bei ihm eintrat und sagte:

„Ich bin hier, um die Dienste einer Wärterin zu versehen. Weise Er mich an, was ich zu thun habe, und ich will gerne gehorchen."

„Die barmherzige Samariterin ist zur guten Stunde gekommen!" sagte der Doctor bei'm Scheiden. „Gott gebe Dir Muth und Glauben, damit Du bei dem schweren Werke nicht unterliegst."

Die Tage der Versuchung gingen vorüber. Der Müller von der Ritscher Mühle war als letztes Opfer gefallen; die Uebrigen kamen mit einem längeren oder kürzeren Siechthum davon. Unter diesen war der Besitzer vom Smoltenhof. Er saß, zum Scelett abgemagert, aufrecht in seinem Bette und, auf die Worte des Doctors hörend, sagte er leise:

„Und ich glaubte, es sei ein Engel, den der Herrgott zu mir armen Sünder gesandte, damit er mir beistehe in meiner großen Noth.“

„Es ist auch ein Engel gewesen; denn wenige Menschenkinder möchte es geben, die so das Böse mit dem Guten zu vergelten wissen.“

„Und wo ist sie, Doctor, damit ich ihr danke?“

„Sie begehrt des Dankes nicht und ist heimgegangen, da sie erkannte, daß ihre Hülfe hier nicht mehr nöthig sei. Jetzt, wo die Gefahr vorüber ist, sind Seine Leute wiedergekommen und es wird Ihm an Beistand nicht fehlen. Er aber hat es nöthig, an Seine Brust zu schlagen und auszurufen: Gott sei mir Sünder gnädig!“

„Gott sei mir Sünder gnädig!“ wiederholte Hinrich Smolt, dem Doctor nachschauend, und fiel dann mit gefalteten Händen auf sein Lager zurück. Die Lippen bewegten sich noch, aber die Augen des Entkräfteten schlossen sich unwiderstehlich.

Allmählich kam das Weihnachtsfest heran und nach den vielen traurigen Ereignissen trat die Hoffnung in manches verwaisete Haus. Kurz vor dem Beginn der Festzeit hatte sich der Himmel aufgeklärt. Ein milder Frost machte die Wege gangbar und es

herrschte ein fröhlicher Verkehr in der Gemeinde; ein Verkehr, der nicht in rohe Lust ausartete, denn das überstandene Unglück war noch in zu frischem Andenken und erfüllte die Gemüther mit banger Scheu.

In dem Pastorenhofe herrschte eine friedliche Stille. Die Leute hatten ihre Gaben empfangen und saßen bei dem duftenden Reisbrei, den die Frau Pastorin nach alter guter Sitte an diesem Abende mit andern Leckerbissen stets aufzuschüsseln pflegte. Trina saß am Klavier, das der kunstgeübte Schullehrer sie spielen lehrte. Die Finger entlockten den Tasten einen frommen Choral und mit sanfter Stimme sang sie:

„Befiehl Du Deine Wege
Und was Dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Deß, der die Himmel lenkt;
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Die Dein Fuß gehen kann.“

Die Leute, welche draußen am Festtische saßen, legten den Löffel aus der Hand und horchten andächtig auf den frommen Gesang. Ein Mann, der eben eingetreten war, näherte sich der Stubenthür und blickte mit tiefer Bewegung auf das liebliche Bild,

das sich ihm darbot. Die Leute steckten die Köpfe zusammen und machten sich Zeichen, denn sie erkannten den Mann, der eben eingetreten war, und Jeder hatte seine Gedanken.

Der letzte Ton des Liedes verhallte. Der Pastor nahm das Käppchen von dem ehrwürdigen Scheitel und betete leise. Sein Weib schloß das theure Pflegekind in ihre Arme und Beide hielten sich fest umschlungen. Da trat der fremde Gast näher und sagte, indem ihm die hellen Thränen über die Backen liefen:

„Nun laßt mich Amen sagen! — Das war ein Lied, welches Herz und Nieren erfrischt. Befiehl Du Deine Wege! — Ja, das will ich thun, so mir Gott zur Seligkeit helfen möge."

Die Gruppe trat auseinander und der Pastor sagte mit unverhehltem Staunen:

„Herr Hinrich Smolt! Er kommt zu mir?"

„Ja, Herr Pastor, das thue ich. Ich, der wiedergenesene Hinrich Smolt, der ein Anderer ist, als Jener, der mit jahrelangem Groll und Hader sich und der ganzen Welt das Leben verbitterte. Das hat jenes Engelskind gemacht, das dort an Seiner Seite steht. Den Pestengel hat sie vertrieben, der mich schon mit beiden Armen hielt, und ich bin zwiefach, geistig und leiblich, von den Todten auferstanden."

„Willkommen am heiligen Weihnachtsfeste!“ sagte der Pastor, seinem Gaste die Hand reichend und ihn zum Sitzen nöthigend. Aber Herr Smolt lehnte dankend ab und sprach:

„Habe erst noch ein Gewerbe zu bestellen und bitte, daß Er mich geneigt anhört, auch mir mein Ansuchen nicht abschlägt, was mich tief betrüben würde.“

„Ich höre, Herr Smolt,“ sagte der Pastor, abermals überrascht und wollte noch Etwas hinzusetzen; allein der Hausmann ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern richtete sich gerade auf und sagte:

„Herr Pastor, und Sie, Frau Pastorin, ich komme hierher, um in aller Ehrbarkeit den Brautwerber zu machen. Da ist das junge Mädchen, die Trina Ehlers, des Seefahrers Carsten Ehlers eheleibliche Tochter. Mein Mündel, der Behrend Heithof, hat eine Neigung zu ihr gefaßt und begehrt sie zum Weibe. Nun komme ich mit der Bitte, daß Ihr ihm dies Ansuchen nicht weigern mögt, und stehe hier für ihn von Vaters und Mutters wegen. Sein Erbe habe ich ihm aufbewahrt und es verbessert, so gut ich konnte. Was aber der alte Hinrich Smolt, der keine Leibeserben hat, einst hinterläßt, das wird nach dessen Tode die Trina Eh=

lers erben, die das redlich verdiente, um der Liebe willen, welche sie mir entgegen trug, als ich sie im blinden Hasse von mir stieß."

„Amen! Amen! das werde wahr!" rief der Pastor aus voller Brust, und es gab ein Händeschütteln und ein Umarmen und ein Freuen, wie es hier im Dorfe lange nicht gehört und gesehen worden. Herr Hinrich Smolt aber, nachdem er der Frau Pastorin einen herzhaften Kuß gegeben hatte, rief mit lauter Stimme:

„Nun der Behrend Heithof als Bräutigam gnädig auf- und angenommen ist, wird die Jungfer Braut wohl erlauben, daß er sich selbst bedanken darf für die ihm widerfahrene Ehre. Hat mich wissen lassen, daß er von der Weser her unterwegs sei, und ich glaube, daß er noch zeitig genug kommt, um seinen Antheil am Reisbrei zu erhalten."

„Hier bin ich schon!" ertönte die helle Stimme Jung-Heithofs, und er flog mit offenen Armen der Braut entgegen, die mit einem Freudenschrei an seine Brust sank.

Manche Fluth- und Ebbezeit war an den hohen Marschdeichen vorüber gerollt. Der Besitzer von

Smoltenhof, der sein ganzes Leben in finsterer Einsamkeit grollend vollbrachte und erst als Greis sich im Rosenschimmer der Jugend badete, wurde zu den Vätern versammelt, als der Frühling mit seinen Blättern und Blüthen kam, und diese schmückte ihm seinen Grabhügel mit Blumen. Herr Heithof war nun der glückliche Besitzer der beiden vereinigten Höfe und sah mit gerechtem Stolze auf die weiten, fruchtbaren Aecker und mit unendlicher Liebe auf die schöne, junge Frau, die ihm den größter Theil derselben als Morgengabe zubrachte. Er war glücklich in dieser Sicherheit des redlich errungenen Besitzes und ging an einem Sonntag-Morgen in aller Frühe auf seinen blühenden Feldern umher, die sich von den Moorgründen bis zu dem Elbdeiche erstreckten.

Zur selbigen Zeit lief in den Hafen eine jener kleinen Fährjollen ein, die in diesem Theile der Elbe in größter Zahl gefunden wurden. Der Schiffer war hier nicht heimisch, sondern setzte nur einen Passagier an das Land und lief wieder aus.

Es war ein alter Mann mit schneeweißem Haar. Das Gesicht hatten Gram und Sorge gefurcht. Sein ganzer Anzug zeugte von Dürftigkeit und doch war bei allem Mangel eine gewisse Sauberkeit sichtbar, die

den gut geschulten Seemann auch in drückenden Verhältnissen nicht verläßt. Nicht ohne Anstrengung erstieg er den Deich. Eine gewisse Hast schien ihn zur Eile zu treiben. Als er oben war, schaute er sich nach allen Seiten um und eine innere Erregtheit wurde in seinen Mienen offenbar.

„Alles so bekannt und doch so fremd!" sagte er zu sich selbst. „Ich weiß nicht, wie ich mich zurecht finden soll."

Ein junger Bursche ging an ihm vorüber und er rief demselben zu:

„Sage mir, Jungkerl, ist hier nicht nahezu der Steig, der nach dem Bomannshof führt?"

„Bomannshof?" fragte Jener zurück. „Der ist ja von Herrn Heithof mit dem Smoltenhofe zusammen geworfen und von einem besonderen Steig weiß ich nichts. Aber da kommt ja Herr Heithof selbst deichlängs, den könnt Ihr weiter darnach fragen."

Der alte Mann schüttelte mit dem Kopfe. Die wenigen Worte enthielten für ihn eine lange unverständliche Geschichte.

„Jung-Heithof, der herankam und den alten Mann mit dem Hute in der Hand vor sich stehen sah, wurde von einer Regung des Mitleids ergriffen.

Er wollte schon in die Tasche greifen, allein er besann sich und fragte:

„Er scheint hier fremd zu sein. Kann ich Ihm in Etwas dienen?"

„Ich muß wohl fremd sein, weil ich höre, daß der Smoltenhof und der Bomannshof Eins geworden sind, und daß es der Behrend Heithof gewesen ist, der es gethan hat. Und nun ich Ihn näher ansehe, Herr . . . Es geht wohl nicht mit rechten Dingen zu, aber ich muß glauben, daß Er selbst der Behrend Heithof ist."

„Freilich bin ich es," sagte dieser lächelnd. „Wer sollte ich sonst sein? Aber, wer ist Er, daß er mich kennt und doch so verwundert thut?"

„Mein armer Kopf!" sprach der Mann. „Er hat sein Lebtage viel aushalten müssen und findet sich nicht gleich in das Neue. Zudem . . ."

Er wollte noch etwas hinzusetzen, allein eine gewisse Scheu hielt ihn ab. Behrend Heithof errieth es und sagte freundlich:

„Es geht Ihm, wie mir. Wir haben Beide unsern Morgentrunk nicht gethan und dann spricht es sich schlecht. Das wollen wir bald gut machen."

„Sie traten in die Hilkenschenke. Der alte Mann

nahm dankend das Brod und den Trunk und sagte dann auf die Frage seines freundlichen Wirthes:

„Ich gehöre hier zu Hause. Vor vielen Jahren wanderte ich mit einem Freunde aus, weil wir jämmerlich zu Grunde gerichtet waren. Auch in Amerika wollte es uns nicht glücken. Mein Freund war besser daran, als ich. Er überlebte den Jammer nicht. Aber ich war zäher, denn ich hatte Etwas in der Heimath zurückgelassen und komme nun mit leeren Händen von weither, um zu sehen, ob ich es wiederfinde."

Behrend Heithof war seltsam bewegt: „Und was sucht Er hier?"

„Mein Kind! Mein einziges Kind! Ein ehrlicher Backsmaat hat die kleine Trina zu sich genommen. Und nun ich Ihn ansehe . . . Gott helfe mir armen Mann! Ich glaube, ich habe meine Sinne nicht mehr zusammen."

„Seinen Namen!" rief Behrend Heithof aufspringend. „Sage Er Seinen Namen!"

„Carsten Ehlers heiße ich!" antwortete der alte Mann. Aber weiter kam er nicht, denn Behrend Heithof umarmte ihn und rief laut:

„Willkommen binnen, alter Vater. Deine Tochter lebt und ist die tüchtige Hausfrau von Smoltenhof. Die kleine Trina ist groß geworden und hat

den Sohn Deines ehemaligen Backsmaaten zum Manne bekommen. Und nun Du das weißt, lasse ich die Cariole anspannen und fahre Dich hinaus nach dem Eigenthum Deines Kindes, das für Dich eine Heimath des Friedens werden soll."

Und als am Abend die untergehende Sonne die dichtbelaubten Bäume vergoldete, welche vor dem Eingange von Smoltenhof standen, saßen drei glückliche Menschen in deren Schatten und sahen sich an und liebten sich.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

